Ursprung und Entwickelung

der

menschlichen Sprache und Vernunft.

Von

L. Geiger.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1868.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Meinem verehrten und geliebten

Theodor Neubürger

Dr. med.

in Freundschaft gewidmet.

Indem ich lange gehegte Gedanken dem Urtheile der Oeffentlichkeit anheim gebe, fühle ich doppelt, wie sich an sie die edelsten und theuersten Erinnerungen der Jugend nicht weniger, als ihre Hoffnungen knüpfen. Möchten sie auch jetzt dem reichen und hohen Geiste willkommen sein, dem sie zuerst geweiht und, wie ich glaube, werth gewesen sind.

Der Verfasser.

Vorrede.

Ueberall auf Erden, wo der Mensch erscheint, ist die Vernunft seine unterscheidende und gemeinsame Eigenthümlichkeit. Der Abstand zwischen den elendesten, mißgebildetsten, unfähigsten Menschenstämmen und den höchsten lebendigen Idealen unserer Gattung ist nicht so groß, daß nicht auf diesem Boden eines allenthalben analogen Denkens eine Verständigung zwischen ihnen möglich wäre. Man hat die Bibel, und selbst wissenschaftliche Werke, in die Sprache der rohesten Völker übersetzt, und ist nirgends auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen; und es läßt sich mit Grund behaupten, daß es keinen Gedanken gibt, zu dessen Ausdruck irgend eine Sprache der Erde nicht mindestens durch eine dem Volke, das sie spricht, noch faßbare Bereicherung unmittelbar fähig zu machen wäre. Auch sind die Menschen nirgends ohne Anfänge der Cultur, der Staatenbildung und Sitte, und ohne eine gewisse Kunst und Industrie gefunden worden. Hieran wird begreiflicherweise keine Alterthumsforschung, kein unterirdischer Fund von Gebilden der Menschenhand etwas

zu ändern vermögen. Denn mögen Geräthe und Werkzeuge aus Stein oder aus Eisen, und mögen sie so roh und kunstlos sein, als wir sie uns immer vorstellen können, so sind sie ja eben nur dadurch, daß sie die Spur einer Denkthätigkeit an sich tragen, als menschlich zu erkennen. Es steht also fest: so weit unsere Beobachtung reicht, ist der Mensch vernünftig.

Und dennoch ist es nicht immer so gewesen. Die Vernunft ist nicht von ewig her; denn das organische Leben und die Erde selbst sind nicht von ewig. Die Vernunft hat, wie alles auf Erden, einen Ursprung, einen Anfang in der Zeit. Sie ist aber, wie die Gattungen des Lebendigen, nicht plötzlich, nicht in aller ihrer Vollkommenheit sofort fertig, gleichsam durch eine Art von Katastrophe entstanden, sondern sie hat eine Entwickelung. Dies einzusehen haben wir in der Sprache ein unschätzbares, aber auch ein unentbehrliches Mittel. Ja ich glaube sogar, daß, so wahrscheinliche Hypothesen über den Ursprung des Menschen sonst aufzustellen sein mögen, doch Gewißheit und Bestimmtheit nur durch dieses Mittel zu erreichen sein werden. Denn die Frage ist unstreitig eine geschichtliche, und zwar eine solche, bei der nur eine ununterbrochene Reihenfolge der geschichtlichen Reste uns die Identität des Gegenstandes verbürgen kann. Man denke sich eine Vorstellung von der Urgestalt des Menschen durch Auffindung eines Skelettes unterstützt, das von der gegenwärtigen Menschenform beträchtlich abwiche; sogleich

wird der Zweifel entstehen, ob der Träger jenes Skelettes denn auch Mensch gewesen, ob er genealogisch mit irgend einer historischen Form vorhandener Menschenrassen zusammenhänge? Die Sprache hingegen trägt das Kennzeichen ihrer Menschlichkeit in sich selbst; was sich aus ihrer Geschichte ergibt, ist nothwendig die Geschichte der Ahnen unserer selbst, die wir sie reden; und zugleich ist es die Geschichte des Menschlichsten, was der Mensch besitzt, ja des eigentlich Menschlichen überhaupt: denn dieses wird nicht durch eine Besonderheit der äußeren Gestalt gebildet oder aufgehoben, sondern durch Sprache und Vernunft, mit welcher das Thier Mensch, ohne welche der Mensch Thier sein würde. Wenn sich daher ein bestimmtes Verhältniß zwischen Vernunft und Sprache feststellen und durch die Geschichte der einen die Entwickelung der andern historisch verfolgen ließe, bis zu einem Anfange, wo wir uns auf einen thierähnlichen Geisteszustand zurückverwiesen sähen, so, dünkt mich, würde gegen einen solchen historischen Beweis kein fernerer Zweifel über den Urzustand der gegenwärtigen Menschheit möglich sein.

Ich bin mir wohl bewußt, daß die Ergebnisse, welche auf diesem Gebiete zu gewinnen sind, nur unter Voraussetzung des bündigsten Beweises durch viele, ja wohl gar alle irgend in Betracht kommenden sprachlichen Einzelnheiten der ganzen Menschheit eine wirklich und allgemein überzeugende Kraft erlangen können.

Aber eben darum mußte ich mich in dem vorliegenden Werke, welches der Behandlung der Sprache von einem solchen Gesichtspunkte aus gewidmet sein soll, entschließen, einen Ueberblick über die Resultate im Allgemeinen der Einzeldarstellung vorauszuschicken, da diese nicht anders als analytisch, von dem Gegebenen zu dem Gesuchten, langsam vorschreiten kann, ein Gang, auf welchem mir zu folgen ich meinen Lesern nicht zuzumuthen wagte, ohne wenigstens das Ziel angedeutet zu haben, zu welchem ich durch denselben gekommen zu sein glaube. Wenn daher die Einleitung so Manches enthalten wird, wofür in dem gleichzeitig erscheinenden ersten Buche der Beweis noch nicht folgen konnte, so bitte ich einstweilen, zwar nicht mir zu glauben, aber doch nicht schon zu verwerfen. Freilich ist das Allgemeine niemals im Stande, die lebendige Wirklichkeit zu decken, die Natur zu erschöpfen; ja es wird oft genug über die scharfen und genauen Grenzen der Wahrheit hinausgehen und durch die Einzelbetrachtung beschränkt, ergänzt, berichtigt werden müssen. Aber indem ich diesem Bewußtsein gegenüber den Versuch einer vorläufigen allgemeinen Darstellung dennoch nicht zurückhalte, so beruhigt mich einigermaßen der Gedanke, daß die hier ausgesprochenen Anschauungen während der langen Reihe von Jahren (ich darf fast sagen: Jahrzehnte), in denen ihre Ausbildung und Durchführung mich beschäftigt hat, zum Theil von einer ganz anderen Seite ihre unabhängige Bestätigung

gefunden und in den Ueberzeugungen der Gegenwart Wurzel zu schlagen angefangen haben.[1]

Das in dem ersten Bande mitenthaltene erste Buch behandelt das Verhältniß von Laut und Begriff, das zweite und dritte, welche diesem hoffentlich bald nachfolgen werden, haben die Elemente des Culturlebens, wie sie sich in der Sprache wiederspiegeln, und die Sinnesentwickelung zum Gegenstand; erst dann werden die eigentlichen Keime des Denkens selbst betrachtet werden können.

Daß für solche Untersuchungen die indogermanischen Sprachen immer eine Hauptquelle bilden werden, liegt theils an ihrem vielseitig ausgebildeten Reichthum und der durchsichtigen Klarheit ihres Baues, theils an der vorzüglichen Bearbeitung, die ihnen nun seit einem halben Jahrhundert zu Theil geworden ist. Es ist überflüssig, die glänzende Reihe von Namen aufzuzählen, an die sich seit Bopp und Grimm die Fortschritte der Sprachwissenschaft auf diesem Gebiete knüpfen. Auch die uralten, diesem Völkerkreise angehörigen Literaturen, die in der neuesten Zeit zu Tage getreten sind, haben bis in ihre kleinsten Einzelnheiten für die Geschichte der Sprache und des Geistes die allergrößte Wichtigkeit. Was hätte man nicht

[1] Die Einleitung war im Entwurf beendet im Jahre 1852, Theile des ersten und zweiten Bandes befanden sich Anfangs 1859 in den Händen der Verlagshandlung; der Druck des vorliegenden Bandes begann mit dem Jahre 1866.

noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts darum gegeben, Proben einer Hymnendichtung zu besitzen, wie sie als Vorstufe dem Zeitalter der griechischen Rhapsoden vorhergegangen sein muß, und wie sie uns nun von einem nahe verwandten Volke in so reichem Maße vorliegen? Welcher Europäer hätte damals geglaubt, daß bei einem blutsverwandten Stamme im fernen Asien eine religiöse Literatur auftauchen würde, welche die ältesten Theile der Bibel allem Anscheine nach um mehrere Jahrhunderte an Alter, und um eine unschätzbare Summe an Alterthümlichkeit übertrifft? Das Licht, welches Colebrooke und Rosen, Roth, Benfey, Max Müller, Albrecht Weber, Kuhn, Aufrecht u. A. über die Veden verbreitet, und demnächst auch was Anquetil, Burnouf, Spiegel, Haug und Justi für die Kenntniß der Zendschriften geleistet haben, erweitert nicht nur den Bereich unserer möglichen Erfahrung über die indogermanische Vorzeit bedeutend, sondern gibt ihr auch festere Umrisse und einen Inhalt von geschichtlicher Bestimmtheit, den eine nicht blos mit dem Allgemeinsten begnügte Sprachforschung niemals vernachlässigen darf.

Wenn wir nun aber auch in erster Linie unsere Fragen in der Regel an die indogermanische Sprachwelt zu richten haben, so ist doch die stete Berücksichtigung anderer, der Sprachvergleichung zum Theil noch wenig unterworfener Kreise in keinem Falle erläßlich. Zunächst steht aus vielen inneren und äußeren Gründen der

semitische Stamm. Die chinesische Sprache kann von Niemandem, dem es um Einsicht in das Wesen des Menschengeschlechtes zu thun ist, außer Augen gelassen werden, schon wegen ihres ungeheuer ausgedehnten Gebietes, dann aber wegen ihrer typischen Eigenthümlichkeit, und endlich, weil sie eine Literatursprache ersten Ranges ist, aus der wir bis über das achte vorchristliche Jahrhundert hinaus originelle Geistesdenkmäler besitzen. Andererseits haben die von der Literaturentwicklung noch nicht berührten Sprachstämme ihre eigenthümliche Wichtigkeit, und die trefflichen Darstellungen, wie sie neuerdings namentlich Afrika auch in sprachlicher Hinsicht gefunden haben, müssen auf das Lebhafteste willkommen geheißen und in den Kreis der Untersuchung aufgenommen werden. Daß uns überhaupt nichts Menschliches fremd sein wird, daß jedes von kühnen Reisenden einem fernen Volksstamm abgelauschte oder aus Trümmern einer untergegangenen Sprache vereinzelt erhaltene Wort Reiz und Interesse hat, ist wohl erklärlich, da es sich überall in der Sprache um ein wunderbares Product handelt, in welchem Natur und Geist geeinigt und Natur Geschichte geworden ist.

Die universelle Betrachtung der Sprache, theils in Beziehung auf das Unterscheidende der Classen, theils zur Zusammenfassung des Gemeinsamen, besonders auf grammatischem Gebiete, und endlich in Gestalt der Sammlung, Ordnung und Beschreibung der mannig-

faltig auf Erden vorhandenen Sprachformen haben W. v. Humboldt, Steinthal, Lepsius, Pott, Max Müller, v. d. Gabelentz, Friedrich Müller u. A. zu ihrer gegenwärtigen Höhe gebracht.

Was die sogenannte Sprachphilosophie betrifft, so wird sie nunmehr vor einer exacten Wissenschaft auch des geistigen Theiles der Sprache wohl zu verschwinden haben. Gerade diese Seite ist es, von welcher der Sprachwissenschaft viel, wo nicht Alles, zu thun übrig bleibt. Die Ungewißheit über die Geschichte der Begriffe, über die Gesetze ihrer Entwickelung, im Gegensatze zu der des Lautes, geht tiefer, als man angesichts der großen Leistungen der vergleichenden Sprachforschung zu glauben geneigt sein sollte. Das Endresultat, zu welchem in dieser Beziehung ein höchst umsichtiger Forscher, Georg Curtius, gelangt, spricht diesen Standpunkt klar und im Wesentlichen gewiß richtig aus. „Im Uebrigen," sagt er, „befindet sich, was die Bedeutungsübergänge betrifft, die etymologische Wissenschaft noch auf dem Standpunkt des Tastens. Bisher wenigstens kommt es dabei, wie für die in mancher Beziehung vergleichbare Conjecturalkritik, hauptsächlich auf einen durch hingebende Studien reich entwickelter Sprachen genährten Sinn, für die griechische Etymologie auf vertraute Kenntniß der griechischen und der ihr zunächst verwandten lateinischen Sprache an." (Grundzüge d. gr. Et. 2. Aufl. S. 664.) Wie sehr jedoch auch der geübteste Sinn, wenn er wirklich auf bloße

Conjectur hingewiesen bleibt, der Täuschung ausgesetzt ist, und wie, solange sich dies Verhältniß nicht ändert, die vollkommenste Sprachvergleichung nicht davor bewahrt ist fehlzugreifen, dafür möge mir ein einziges Beispiel schon hier gestattet sein. Wenn irgend etwas in der sprachvergleichenden Wissenschaft heute anerkannt ist, so ist es die Etymologie des Wortes Tochter, Sanskrit duhitṛi, von duh, melken. Max Müller sieht in der Bezeichnung der Tochter als Melkerin einen lieblichen idyllischen Zug aus dem indogermanischen Hirtenleben; Benfey hat neuerdings, anknüpfend an eine Bemerkung über die sinnvolle Bezeichnung der Gegenstände von Seiten des indogermanischen Volkes, den Grundbegriff etwas anders, als „die ein Kind zu nähren Bestimmte", gefaßt. Ich kann nicht umhin, unter Hinweis auf die Ausführung über Begriffsgesetze im ersten Buche, und die Entstehung der Verwandtschaftsnamen, von denen im zweiten Buche die Rede sein wird, alle solche Etymologien aus begrifflichen Gründen für ebenso unmöglich zu erklären, als jeder Sprachforscher etwa eine Ableitung des Wortes Tochter von *τίκτω*, gebären, aus lautlichen Gründen finden würde. Es gibt eine andere, lautlich von jener nicht zu unterscheidende Wurzel, welche verbinden bedeutet haben muß, und mit *τεύχω*, bereiten, *τυγχάνω*, sich fügen, und unserem taugen, Tugend, tüchtig, zusammenhängt. Im Sanskrit findet sich diese Wurzel nicht, wohl aber die nahestehende dṛih

mit der Bedeutung befestigen, nebst den Wörtern druha Sohn, druhî Tochter. Die Endung ter bezeichnet in Verwandtschaftsnamen nicht nothwendig den Thäter, und die Bedeutung von Tochter ist passiv aufzufassen: die Verbundene, Verwandte. Dasselbe bedeutet auch Schwester, von der Wurzel sva, woher das lateinische suetus, gewöhnt, aber auch suus, sein, eigen, und suo, nähen, nebst dem deutschen Saum; Schwager ist eine Weiterbildung desselben Stammes; ebenso socius. Ich habe vielleicht an diesem Orte zu viel von einem Gegenstande gesagt, der ohnedies in der Folge noch zu einer umfangreichen Untersuchung Veranlassung geben wird. Aber die Nothwendigkeit, die Wortforschung von dieser Seite her aus der sonst ganz unvermeidlichen Unbestimmtheit bloßer Speculation zu befreien, schien mir einer Andeutung schon hier werth zu sein, um so mehr, als eine sichere Lehre von der Geschichte des Begriffes zugleich eine empirische Unterlage für die Philosophie zu bieten geeignet ist. Während die Philosophie lange Zeit den Anspruch erhob, über die inneren Gründe der Natur- und Geisteserscheinungen aus sich heraus zu entscheiden, hat nun umgekehrt die Naturwissenschaft durch Eindringen in das körperliche Wesen der Welt den philosophischen Problemen ein concreteres Ziel als je vorher gezeigt, und es entfaltet sich nunmehr vor uns die Aufgabe, ebenso auch für die dunkle Innenseite der Dinge, für das Denken, Wahrnehmen und Empfinden, in einer

nicht weniger empirischen Wissenschaft ein neues Licht zu suchen.

Die bloß lautliche Seite der Sprachentwickelung ist von dem gegenwärtigen Werke seiner eigentlichen Absicht nach ausgeschlossen. Um so unumgänglicher war es, einzelne dahin gehörige, für die Beurtheilung so mancher Erscheinung indirect wichtige Fragen in etwas umfangreicheren Anmerkungen zu behandeln. Dasselbe gilt von ethnologischen Problemen. In welchem verwandtschaftlichen Verhältniß z. B. die Römer zu den Griechen stehen, ist für die innere Sprachgeschichte an sich gleichgültig, aber eine Menge Einzelnheiten werden je nach verschiedenen Standpunkten zu diesen Fragen verschieden aufgefaßt werden können. Noch immer wird bei Schlüssen auf frühe Zustände der Gegensatz zwischen solcher besonderen Verwandtschaft und der Gesammteinheit des Sprachstammes nicht überall festgehalten. Das soeben erschienene verdienstliche „Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache" von August Fick läßt diesen Unterschied wohl absichtlich außer Acht, und von seinem Standpunkte vielleicht mit Recht; aber sichere Schlüsse über das indogermanische Urvolk sind nur in beschränktem Maße möglich, bis wir ein vollständiges, nach Sprachen geordnetes, vergleichendes Wörterbuch besitzen, aus dem, in Verbindung mit der vergleichenden Grammatik, wir die relativen Zeiten der Sonderung jedes Volkes von dem gemeinsamen Grundstamm ermitteln können. Was die Urheimath

der Indogermanen betrifft, so hat Benfey in dem geistreichen, dem erwähnten Buche vorausgeschickten Vorworte die Frage in eine interessante neue Phase gebracht, indem er aus dem Mangel eines gemeinsamen Namens für den Löwen, den Tiger, das Kameel, bei Uebereinstimmung in der Benennung von Bär und Wolf, Rind, Schaf, Ziege, Hund, Pferd u. a., auf Europa als Ursitz schließt. Auch der Biber gehört zu den ursprünglich bekannten Thieren. Die Baumvegetation spricht gewiß nicht gegen jene Ansicht: als sämmtlichen Völkern des indogermanischen Stammes gemeinsam ist (wie Pott bemerkt hat) nur die Birke mit Sicherheit nachzuweisen; nächstdem findet sich in mehreren Sprachen Uebereinstimmung von Namen der Buche, Föhre, Weide und Eiche. Auch muß man gestehen, daß ein einmaliges Ueberströmen einer weitausgedehnten Bevölkerung in das innere Asien leichter zu denken ist, als eine mehrfach in Zwischenräumen wiederholte Einwanderung von Asien nach Europa. Man kann daher der Ausführung dieser Meinung von Seiten eines solchen Mannes nur mit Spannung entgegensehen. Wie sehr übrigens die Frage nach den äußeren Zuständen eines Volkes mit allgemeinen Gesetzen in Berührung kommen kann, mag folgendes Beispiel zeigen. Die indogermanischen Völker haben keine Artnamen von Fischen miteinander gemein, (man müßte denn etwa den Karpfennamen çaphara mit κυπρῖνος vergleichen wollen),

während es bei den Vögeln der gemeinsamen sehr viele gibt. Der Aal, welcher eine Ausnahme zu bilden scheint, wurde nicht als Fisch angeschaut, und ist noch in der Ilias von den Fischen unterschieden. Man kann nun allerdings zunächst schließen, daß jene Völker keine Fischer gewesen sind, worauf auch noch in den Anfängen der Literaturen Manches deutet. Aber da sich in den semitischen Sprachen dieselbe Eigenthümlichkeit findet, so ist der Grund wohl tiefer zu suchen, und wir dürfen annehmen, daß der Begriff Fisch erst sehr spät aus seiner Allgemeinheit hervortritt und Artbegriffe neben sich entwickelt.

Zu den ethnologischen Fragen, die dem Plane des gegenwärtigen Werkes grundsätzlich fern liegen, gehört auch die letzte nach dem ein- oder mehrfachen Ursprunge der Sprachen. Diese Frage, welche eigentlich keine andere ist, als ob der Mensch schon vor der Entwickelung der ersten Sprachkeime über die Erde verbreitet gewesen sei, oder nicht, stellt zugleich den einzig haltbaren Sinn des Gegensatzes zwischen Monogenismus und Polygenismus dar. So sehr ich hoffe, die wesentliche Gleichheit aller Sprachanfänge nachweisen zu können, so ist damit doch für einen einzigen und identischen Anfang noch nichts entschieden. Nur kann aus der charakteristischen Individualität, die wurzelhaft verschiedene Sprachen von einander zu trennen pflegt, auch nicht auf das Gegentheil geschlossen werden. Die Natur, das sehen wir allenthalben, hält einmal

gewonnene Typen mit einer unglaublichen Zähigkeit fest. Auch verwandte Völker treten nie anders, als mit scharf gesonderter Individualität, die sie im Wesentlichen ein für allemal beibehalten, vor unser Auge. Wie ganz griechisch ist nicht schon Homer, wie ganz indisch die Veden! Die individuelle Ausprägung ist, wenn auch unter geringerer Abweichung, doch bei diesen verwandten Völkern eben so scharf, wie im Großen bei den Chinesen, Hebräern, Aegyptern, bei denen es allerdings ein seltsames Schauspiel gewährt, die ältesten Geschlechter schon ganz in demselben Geiste handeln und sprechen zu sehen, wie die spätesten Individuen.

Außer Verwandtschaft, Gleichheit oder Identität gibt es noch etwas, was in einem Umfange Uebereinstimmung in der Menschheit hervorbringen kann, welcher nicht unterschätzt werden darf, nämlich die Entlehnung. Ich habe der Betrachtung derselben in diesem Bande, besonders in den Anmerkungen, manche Seite gewidmet, nicht nur, weil auch ihre Feststellung in vielen einzelnen Fällen zur Wahrung vor irrigen Schlüssen nöthig wird, sondern auch, um bei dem großen Gewicht, das ich auf eine innere Uebereinstimmung in allem Menschlichen legen zu müssen glaubte, dem Mißverständnisse einer Unterschätzung jener gewaltigen äußeren Veranlassung zu begegnen. Ueberdies hat der bis in die fernste Vorzeit reichende und und zugleich die ganze Erde umspannende geistige

Verkehr, nebst so mancher für die Geschichte unseres Geschlechtes aus ihm zurückbleibenden Spur, auch an sich einen eigenen, fesselnden und die Beobachtung immer wieder anregenden Reiz.

Wenn ich es in dem Vorstehenden versucht habe, von den Zielen und leitenden Gedanken Rechenschaft zu geben, die mir bei dem gegenwärtigen Unternehmen vorgeschwebt haben, so wage ich zu hoffen, daß die Größe der Aufgabe nicht zum Maßstabe der Beurtheilung, sondern vielmehr für manche Unvollkommenheit und vieles noch nicht Erreichte zur Entschuldigung dienen möge.

Es bleibt mir noch ein Wort über die Transscription fremder Sprachlaute zu sagen übrig. Ich habe dabei nur den Zweck verfolgt, die Wörter für jeden der betreffenden Sprache Kundigen unzweideutig erkennbar darzustellen, mit möglichster Vermeidung auffälliger und fremdartiger Bezeichnungen. Daher sind z. B. gewisse für diesen Zweck unwesentliche Unterscheidungen des Nasals im Sanskrit unberücksichtigt geblieben; im Uebrigen schließt sich die Umschrift der Sanskrit-, Zend- und altpersischen Wörter, sowie derjenigen aus semitischen Sprachgebieten, gebräuchlichen Systemen fast durchaus an und erklärt sich durch sich selbst. Für Wörter aus anderen Sprachen, soweit sie transscribirt sind, gilt, wo die Abweichung nicht ausdrücklich bemerkt wird, die deutsche Aussprache, wobei sh den dem französischen j gleichenden Zischlaut

bezeichnet; Aspirirung eines Consonanten ist durch Hinzufügung von h ausgedrückt, und für den Laut unseres ch zuweilen der Deutlichkeit wegen, z. B. wenn s vorhergeht, kh gewählt. Die russischen Vocale sind nach der Schrift wiedergegeben, ohne Rücksicht auf die Abweichungen der heutigen Aussprache.

Ich kann diese Vorrede nicht schließen, ohne dankend der zuvorkommenden Bereitwilligkeit zu gedenken, mit welcher Herr Bibliothekar Dr. Haueisen die ausgedehnteste Benutzung der Bibliothek meiner Vaterstadt mir auf jede Weise erleichterte und durch vielfache Belehrung doppelt schätzbar machte. Auch der gr. Hofbibliothek zu Darmstadt bin ich zu Dank verpflichtet.

Frankfurt am Main, im December 1867.

L. Geiger.

Inhalt.

Einleitung.

Das Denken, dessen sich der Mensch als einer räthselhaften, ihm allein von allen ihm bekannten Wesen zugefallenen Gabe, wie der ihm angeborenen Organe, mit einer Art von ihm selbst verborgener Weisheit fortwährend bedient, tritt uns aus der unendlich wunderbaren Erscheinung lebendiger Mechanismen als das Wunderbarste und Vollkommenste entgegen. Denn wenn wir den Bau der Organismen um so erstaunlicher finden, je mehr durch eine Reihe kleiner, dem Anscheine nach weise in einander gefügter Mittel bedeutende Wirkungen für ihr Bestehen oder die Vollkommenheit ihres Daseins erfolgen; wenn es eine hohe Verwunderung erweckt, ein Thier von Natur mit den seiner Lebensweise angemessenen Werkzeugen und Waffen gegen seine Feinde begabt zu sehen; wenn uns ein Gefühl der Verehrung jener Zweckmäßigkeit gegenüber ergreift, mit welcher die geheimnißvolle Kraft des Triebes ein lebendiges Wesen alle seine Theile nicht nur auf seine eigene Erhaltung, sondern auch auf die des noch ungeborenen Geschlechtes verwenden läßt; so ist gewiß schon in dieser Hinsicht das Denken bewundernswerther als alles. Denn es ist dem Menschen alles dies zugleich: Werkzeug, gleich den raschesten thierischen zum Laufe auf der Erde, Flosse in dem Meere, Flügel in der Luft;

Waffe gegen die verschiedensten und stärksten Wesen, Schutz selbst gegen übermächtige Kräfte der Natur; es verleiht ihm Wahrnehmung des in Raum und Zeit Entfernten, Voraussicht und Erinnerung, und durch alles dieses nicht nur eine Herrschaft über das Lebendige und Todte und eine mächtige Wirkung aus der Ferne zur Beförderung seines Daseins, sondern selbst Wünsche und Zwecke außer diesem, und eine Gewalt über seinen eigenen Bau, bis zu der Möglichkeit, ihn durch die Mittel seiner Erhaltung willkürlich zu zerstören.

Aber es gibt noch eine andere und vielleicht noch wichtigere Seite, von der aus das Denken unsere Aufmerksamkeit und unsere Bewunderung in Anspruch nimmt, indem es von allen seinen äußerlichen Wirkungen und Erfolgen für den Organismus abgesehen, in das Innere der Welt und in den verborgenen Zusammenhang der Dinge dringt und eine von allen anderen auf der Erde sehr verschiedene Kraft in dem Menschen ganz allein bewirkt, nämlich Erkenntniß. Während der den Instinct ersetzende, die thierische Klugheit überbietende Menschenverstand als ein ebenso nützliches wie künstliches Werkzeug betrachtet werden kann, so sehen wir in der Erkenntniß eine Art von zwecklosem Kunstwerk in der Natur erstehen; wir sehen in dem Haupte eines Menschen die Welt in ihren Tiefen und das Geheimniß ihrer Gründe, sei es abgespiegelt, sei es vorgebildet; wir sehen ihn durch eine Harmonie der Verkettung der Ursachen und Wirkungen in ihm und außer ihm sogar das niemals Wahrgenommene aus sich selbst erschließen, das der Erfahrung Zugängliche vor der Erfahrung voraussetzen und entscheiden, und über sie hinaus in die Seele der Geschöpfe und in den Mittelpunkt des Weltalls blicken; ja endlich von sich selbst befreit,

sich den ihm fremden Gegenständen gleich setzen und wie ein Zuschauer und Betrachter des Spieles seiner eigenen Thätigkeiten und Gedanken vor sich stehen.

Beobachten wir die Denkkraft im Verlaufe ihrer Thätigkeit, um wo möglich den Ursachen auf die Spur zu kommen, die zu so auffallenden und ungewöhnlichen Wirkungen führen, so scheint diese Kraft eigenthümlich frei und von der Nothwendigkeit und dem Gesetze der Ursachen unabhängig zu sein. Schon die Möglichkeit des Irrthums, die Relativität so vieler unserer Vorstellungen, Begriffe, Ueberzeugungen deutet auf eine solche Unabhängigkeit des Denkens von dem unerbittlichen Gesetze, das die gesammte Außenwelt beherrscht. Zwei Körper entwerfen Bilder von gleicher Größe auf unser Auge: warum bringen diese Bilder nicht unbedingt die Vorstellung von ihrer Gleichheit in uns hervor? warum kann diese Gleichheit bezweifelt, warum muß sie bewiesen werden? Wie könnte ferner das Denken einen und denselben Theil der Welt für sich allein betrachtet als Auge, oder in Beziehung zu Größerem als Glied, oder mannigfach mit immer Mehrerem verbunden als Antlitz, Haupt, Körper, Knabe, Mensch und Wesen fassen, und bald aufwärts steigen, das Einzeldasein der Theile vernichtend, bis es an ein Letztes, Einziges, Allumfassendes gekommen ist, dem allein noch Dasein zugeschrieben wird, das All, oder die Welt, oder das Dasein selber; bald das Ganze seinen Theilen gegenüber läugnen, bis es abwärts zu den Atomen gelangt, und zu den Elementen; bald in einem großen Raume zwischen beiden Unendlichkeiten schwanken: wenn die Welt des Geistes mit unbedingtem Zwange aus der wirklichen, und die Gestalt der Vorstellung wie die Wirkung aus der Ursache mit Noth-

wendigkeit aus ihrem Objecte folgte, und nicht vielmehr eine gewisse Selbstständigkeit, Freiheit und anscheinende Willkürlichkeit in dem Wirken jener Kräfte waltete, welche die Welt nicht wie nach dem Urbilde, sondern nur wie aus dem Stoffe der äußeren, in uns aufs neue bauen?

Diese Unbedingtheit der Gedanken ist es auch, welche auf das Gebiet der unter ihrem Einflusse stehenden Handlungen fortgepflanzt, im Gegensatze der einförmig ablaufenden Triebes- und Willkürthätigkeiten der Thiere zu der Erscheinung einer Art von Ungebundenheit und Grundlosigkeit führt, welche Willensfreiheit genannt wird, aber nichts ist, als die Abhängigkeit des Willens von dem Denken, und Freiheit nur insofern diesem Freiheit eigen ist; so daß also der Mensch, wohin das Denken immer eingreift, durch dies allein, wie in den inneren Zuständen seiner Seele, so auch selbst in seinen Wirkungen nach außen hin einen Standpunkt über der Natur und außerhalb ihres Gesetzes zu gewinnen scheint. Es ist nicht zu verwundern, wenn eine scheinbar so wenig von der Wirklichkeit berührte und mehr als irgend etwas in das Dunkel, auf welches die Begreiflichkeit der Dinge aufgetragen ist, hinüberführende, in der Mitte einer irdischen Umgebung fast fremdartig erscheinende Seite des Daseins für wahrhaft übersinnlich und losgetrennt von dem Stoffe gehalten werden konnte: um so mehr da die Vergleichung der Thierkörper mit den menschlichen auch in dem Organismus keinen dem Gewaltigen des Erfolges entsprechenden Gegensatz der Ursachen entdecken läßt.

Bei einer solchen Unbegreiflichkeit könnten wir uns nun freilich, zwar nicht insofern wir Menschen sind, als welche wir uns von einer unaufhörlichen und völlig schrankenlosen

Sehnsucht gedrungen fühlen, Alles zu ergründen, aber doch insofern wir das Gegebene wissenschaftlich beobachten, ebenso wohl beruhigen, wie bei der Betrachtung der körperlichen Vorgänge und Verrichtungen eines gegebenen an sich höchst wunderbaren Organismus; und wir müßten es auch wohl vielleicht, hätte nicht die Gedankenthätigkeit von einem gewissen Punkte an eine nachweisbare Geschichte, mit welcher ihre Entstehung selbst der Empirie verfällt und aufhört etwas zu sein, worauf die Wissenschaft als auf etwas Jenseitiges und Versagtes, Metaphysisches und für die Einzelerscheinung Gleichgültiges verzichten müßte oder dürfte. Es ist dies der Punkt, wo das Denken mit der Sprache zuerst eine Beziehung eingeht: eine Thatsache, die ebenso gewiß geschichtlich ist, wie das erste Auftreten des Menschengeschlechtes auf der Erde.

Die einfachste Betrachtung der Sprache zeigt sie schon allein für sich und ohne Rücksicht auf ihr Verhältniß zur Vernunft auch ihrerseits jedem noch so ungebildeten Verstande, der sie nur als Mittel der Gedankenmittheilung aus dem Verkehre der Menschen hinwegdenkt, sofort als unübertrefflich zweckmäßig. Genauer betrachtet, erweckt sie durch ihren unbeschreiblich feinen Bau, durch eine in verwickelten Umbildungen bewahrte Regelmäßigkeit noch größere Bewunderung. Wir fragen uns, wie es möglich sei, daß bei der Abwandlung eines Wortes so viele Gesetze zur Anwendung gebracht werden, wie schon die Grammatik bei gewissen Formen fordert, und das nicht in einem Falle, sondern in allen analogen: Gesetze, welche oft in ihrem gemeinsamen Zusammenwirken auf ein einziges Wort von dessen ursprünglicher Gestalt kaum mehr etwas übrig lassen, wodurch sich jedoch, was nicht weniger zu bewundern ist, das Sprachgefühl oft gar

nicht irren oder hindern läßt, das so veränderte Wort seinem Ursprunge gemäß richtig zu gebrauchen. Sehen wir nur, wie viele Veränderungen z. B. bei Bildung der verschiedenen Formen eines griechischen Zeitwortes vor sich gehen; wie viele grammatische Regeln erforderlich sind, um es begreiflich zu machen, warum aus τρέφω, ich nähre, werden muß τέθραμμαι, ich bin genährt worden; oder um die Ableitung zweier Wörter wie hektisch und Schema aus Einem Stamme zu erklären, denen im Griechischen kein einziger Buchstabe gemeinsam ist. Wir selbst, wenn wir von ankommen die Ankunft bilden, nehmen dabei zuerst die einfache Wurzel kum in ihrer ursprünglicheren Gestalt, die wir in kommen wegen eines in der Endsylbe einmal vorhanden gewesenen a in o verwandelt hatten; hängen alsdann zur Bildung des Hauptwortes ein t an, schieben ferner ein f ein, um das unmittelbare Zusammentreffen von m und t zu hindern, und verwandeln endlich das m in n, weil auch m und f nicht unmittelbar hinter einander geduldet werden sollen. So zusammengesetzt ein solches Verfahren ist, so findet doch ein ganz ähnliches, wobei dieselben Gesetze beobachtet werden, bei Vernunft im Verhältniß zu vernehmen, ein nach Maßgabe der Aehnlichkeit der Fälle übereinstimmendes auch bei Gunst, Kunst im Verhältniß zu gönnen und können statt.

Es ist bekannt, daß nicht nur die Sprachen gebildeter Völker eine solche Künstlichkeit und Gesetzmäßigkeit entwickeln, daß vielmehr im Gegentheile diejenigen der tiefer stehenden Menschenstämme, sowie die des frühen Alterthums diese oft ganz besonders aufzuweisen haben. Während nun die Verbindung, welche zwischen der Sprache und dem Denken herrscht,

insofern sie Mittheilung des Gedachten möglich macht, auf den ersten Blick vielleicht noch so aufgefaßt werden konnte, als habe das Denken sich dieses Mittel geschaffen, so ist eine derartige Annahme in Beziehung auf die Gesetze des Sprachbaues schon darum ganz unmöglich, weil wir diese Gesetze zum Theil erst jetzt noch entdecken müssen, und keinen Augenblick darüber im Zweifel schweben können, daß die etwaigen Erfinder der Dakotasprache oder irgend einer anderen überhaupt nicht im Stande gewesen sind, etwas dergleichen wie eine Sprachregel auch nur zu denken, geschweige sich darüber zu verständigen. Der Sprache muß also, hierüber ist kein Zweifel möglich, Regel und Gesetzmäßigkeit nicht insofern eigen sein, als sie Kunst und Verstandeswerk, sondern insofern sie Naturproduct ist; sie muß die Vollkommenheit ihrer Organisation ebenso ohne menschliches Zuthun und Bewußtsein erlangt haben, wie irgend eines der lebendigen Meisterwerke der körperlichen Welt, welche ja eben um so vortrefflicher erscheinen, je weniger ein menschlicher Verstand bei ihrem Hervortreten als wirksam gedacht werden kann. Und wirklich empfangen wir unmittelbar den Eindruck, daß die Sprache noch in jedem gegenwärtigen Augenblicke in aller ihrer Vollendung unbewußt durch uns zur Anwendung gelangt, wenn wir Menschen der geringsten Geistesgaben und vielleicht nicht einmal der vernünftigen Ausführung eines fremden Auftrags fähig, doch die kunst- und wundervolle Arbeit des Sprechens mit so vieler Fertigkeit zu Stande bringen sehen, wie ein Thier die seiner Gattung eigenen Töne, oder wie sie selbst die an mechanischen Kunstleistungen ebenfalls höchst reiche Thätigkeit ihrer Ernährung.

Wenn nun von dieser Seite die Vergleichung des

Sprechens mit einer organischen Thätigkeit, und einigermaßen sogar der Sprache selbst mit einem Organe oder Organismus gestattet scheinen kann, so ist dagegen, was allem Organischen eigen ist, daß es Wesen seines Gleichen in Folgegeschlechtern zurückläßt und sich so in längeren Zeiträumen beständig wiederholt, bei der Sprache ganz und gar nicht der Fall. Denn das Sprechen wird dem Kinde weder angeboren, wie die Fähigkeit Nahrung aufzunehmen, noch entwickelt sie sich an ihm wie andere Fähigkeiten und Triebe, sondern sie wird gelernt, von außen übertragen. Dabei betrifft diese Uebertragung gar nicht die Sprachbildung; denn das Kind lernt die Sprache zwar stückweise, aber die überkommenen Stücke sind nicht Elemente, sondern einzelne an sich fertige Bestandtheile, Wörter und Sätze, deren instinctive Anwendung es nachahmt, wie sie ihm instinctiv entgegengetreten. Wenn wir aber nicht bloß in der Anwendung der Sprache als Ausdrucksmittel, sondern auch in der Erschaffung dieses Mittels eine instinctive Thätigkeit voraussetzen müssen, so kommt eine solche überhaupt nicht mehrfach in von einander abhängigen Gliedern, sondern nur mehrfach neben einander und unabhängig von einander in den verschiedenen Sprachen vor. Die Sprachen zweiter Ordnung, die sogenannten Töchtersprachen, sind hiervon keine Ausnahmen; die Tochtersprache fängt nicht, wie man aus dem Bilde schließen möchte, das den Namen veranlaßt hat, ihr Dasein wieder ebenso wie das Kind nach seiner Mutter von vorn an. Es tritt in einem solchen Falle bloß, nachdem sich eine Sprache in Folge äußerer Gründe rascher als gewöhnlich verändert hat, ebenfalls aus äußeren Gründen Stillstand ein; und die neue Sprache ist daher, weit entfernt eine nochmals entstandene

junge zu sein, vielmehr die veränderte und, wenn ich so sagen darf, altgewordene alte selbst.

Es würde darum auch nichts der Generationenfolge Gleichartiges haben, wenn es sich etwa fände, daß diese alte Stammsprache wieder Tochtersprache einer anderen wäre, und so fort in unabsehbaren Reihen; es würde dies höchstens die Untersuchung erschweren, indem zwischen den gegenwärtigen Sprachzustand und die Sprachentstehung viele Zeiträume gewaltsamer Veränderungen träten; was glücklicherweise nicht der Fall ist, da schon die deutsche und lateinische und die anderen verwandten Sprachen kaum mit besserem Rechte Töchtersprachen der indogermanischen Ursprache genannt werden können, als die Erde ein Mond der Sonne, indem vielmehr ein Abhängigkeitsverhältniß anderer Art und höherer Ordnung stattfindet; weiter hinauf aber sich alles derartige um so gewisser verliert, und die Entwicklung der Sprache als eines Individuums ohne Störung und Unterbrechung vor sich geht. Eine jede Sprache führt also ein einmaliges, ein weltgeschichtliches Leben; ihre Entwicklung, bis an ihren Ursprung verfolgt, verweist uns nicht auf eine ähnliche vorausgegangene als ihre Ursache zurück: sie muß aus sich selber ein für allemal ihren letzten Grund erkennen lassen.

Wie verhält sich nun aber einer solchen, in gewaltigem Zeitverfluß und während einer Folge zahlreicher Generationen das Naturgebilde der Sprache gleichsam ansetzenden Entwicklung gegenüber die Vernunft, welche doch zu deren Verlaufe, wie es scheint, wenig beizutragen vermag? — Niemand kann zweifelhaft sein, daß die Sprache für die Gedanken ein wunderbar schmiegsames Gewand, ein unübertrefflich geeignetes

Werkzeug ist. Man bedenke nur, welch einer That des in die Tiefe der Erscheinungen eindringenden Verstandes das Wort weil entspricht; und in welche Feinheit logischer Unterscheidung die Sprache dem Denken zu folgen vermag, wenn wir innerhalb des Warum das Wozu dem Wieso entgegenstellen. Wie es um die Vernunft bestellt gewesen sein möge, ehe ihr dieses lebendige Kleid der Sprache erwachsen war, ob wohl jemals die Menschen denkend, aber stumm, neben einander gewandelt sein mögen, bis die Entstehung der Sprache ihr lautlos ungeselliges Dasein veränderte, und ihr Inneres ihren gegenseitigen Blicken erschloß? Dies ist ein Gedanke, welcher schwindeln macht. Wie unmöglich ist es nicht schon, den Begriff einer bestimmten Zahl ohne Zahlworte sich vorzustellen, und wie oft tritt nicht auf den verschiedensten Gebieten eine größere Klarheit des Denkens plötzlich mit einem glücklich gesprochenen Worte ein! Ja es bedarf nur einer geringen Beobachtung unserer selbst, um uns zu überzeugen, daß nicht nur je bestimmter, sondern auch je lebhafter wir denken, um so mehr wir nur durch Worte denken, welche bei großer Aufregung oder sonst verminderter Selbstbeherrschung, sogar hörbar gesprochen werden, so daß unser heutiges Denken nichts als leises Sprechen, ein Sprechen mit oder in uns selber ist. Die Sprache hat also jedenfalls das Denken so sehr durchdrungen und eine so innige Verbindung aller ihrer Theile mit ihm eingegangen, daß ein aus dieser Verbindung gelöstes Denken, ein Denken vor der Sprache und ohne sie, wesentlich von unserem gegenwärtigen verschieden sein müßte; und darum kann, während wir Bedenken tragen, einer Thätigkeit der Vernunft bei der Herstellung der Sprache einen bestimmenden Einfluß zuzuschreiben,

doch eine Wechselbeziehung zwischen beiden nicht geläugnet werden, da die Vernunft ohne die Sprache nicht vollständig und für die Herstellung der Vernunft die Sprache nicht gleichgültig ist.

Fassen wir die Sprache in Betreff dieser ihrer Beziehung zur Vernunft ins Auge, so finden wir, daß von ihren Theilen, den Worten, jeder schon zugleich als Laut einen Sprachtheil, und als Begriff einen Theil der Vernunft enthält. Die Begriffe nämlich, wie sie in den Worten zum Ausdruck gelangen, stellen nicht die sinnlichen Gegenstände in sich dar, sondern Gedankendinge, Bestandtheile einer schon durch das Denken hindurchgegangenen und in Gedankenstoff verwandelten Welt. Man kann dies leicht erkennen, wenn man die Begriffe ihrem Inhalte nach einer allgemeinen Prüfung unterwirft, wo es sich denn zunächst ergibt, daß Sinnliches und Uebersinnliches, Abstractes und Concretes, dem Bereiche der Wahrnehmung Entnommenes und ihr Entzogenes in der Sprache ohne deutliche Grenzlinie neben einander liegt; sodann aber, daß sogar die sinnlich faßbaren Objecte gar nicht als solche in die Form der Begriffe eingehen, indem das Sinnliche immer ein Einzelwesen ist, der Begriff aber gerade dieses nie trifft, sondern immer eine Gattung; indem ferner ein einzelner sinnlich wirklicher Gegenstand immer nur e i n m a l wirklich ist, Wort und Begriff aber einen und denselben Gegenstand von den verschiedensten Seiten und Standpunkten zu erfassen, und zu verschiedenen Arten bei- und unterzuordnen vermögen; indem endlich auch in der Anschauung der Theile sinnlicher Einzelwesen, welche zu Begriffen ausgeprägt gefunden werden, eine gewisse Abstraction mitenthalten sein muß, die durch die Dinge nicht schon gegeben, sondern durch

jene dem Denken eigene Freiheit in sie hinein getragen ist. Wenn die Sprache von dem Sinnlichen ausginge, was würde sie bestimmen, die Dinge durchaus nicht zu benennen, wie sie sind, als Einzelwesen, hingegen wohl drei- und vierfach, wie sie nicht sind, sondern nur gedacht werden, als Theile dieser oder jener Gattung? Und dennoch, als ob ihr vor dem Individuellen eine unbedingte Scheu eigen wäre, wird sie selbst da, wo man sie mit offenbarer Nothwendigkeit auf die Bezeichnung des Einzelnen verwiesen denken sollte, nämlich bei Eigennamen, diesem Gesetze durchaus nicht untreu, sondern gelangt zu solchen Benennungen auf scheinbaren Umwegen, vermittelst der Namen oder der Eigenschaften von Gattungen. Denn alle Namen sind, wie bekannt, bedeutungsvoll, das heißt, sie bedeuten etwas außer dem, was sie benennen, nämlich, wie die übrigen Theile der Sprache, einen Gattungsbegriff. Welcher von der Wirklichkeit geübte Zwang würde ferner die Menschen verhindert haben, an der Stelle der in den Worten zur Geltung gelangten Abgrenzung der Theile eine andere zu wählen, und etwa die Hand mit Ausschließung des Daumens allein aufzufassen oder bei ihrer Benennung, anstatt bis auf das Handgelenk, bis auf die Gelenke der vier Finger herabzusteigen? Die auf das Denken hinweisende Freiheit und Unabhängigkeit von einer objectiv zwingenden Gestalt der Außenwelt spiegelt sich denn auch in der Mannigfaltigkeit wieder, die den Sprachen in dieser Hinsicht gestattet ist. So zeigt z. B. das Griechische einen Gesammtbegriff, der weiter ist, als unser Begriff Thier, indem er nämlich alles Lebendige, namentlich den Menschen, mit umschließt; andere Sprachen haben nicht einmal einen an Umfang jenem deutschen Worte gleichkommenden, sondern

nur solche, die etwa allein die vierfüßigen oder nicht zugleich die zahmen und wilden Thiere umfassen; oder es finden sich Gesammtnamen für alle lasttragenden Thiere oder solche für das Schaf- und Ziegengeschlecht, wie wir sie entbehren, und endlich sehen wir die Wissenschaft in vielen Fällen alle in irgend einer Sprache vorfindlichen Eintheilungen gewisser Dinge verwerfen, und als Zoologie von Säugethieren, Insecten, Mollusken, Zoophyten sprechen, als Anatomie die Theile thierischer Körper der Sprache entgegen ordnen, oder als Chemie die Welt zerlegen und für eine neue Auffassung der Dinge eine neue Sprache bilden. Wenn es hier schon aus der Relativität der Begriffe, aus ihrer Abhängigkeit von der jeweiligen Weltanschauung klar ist, daß die Sprache es bei ihrer Bildung nicht unmittelbar mit der sinnlichen Wirklichkeit zu thun hat, sondern mit etwas Gedachtem, mit der jedesmaligen vernunftgemäßen Auffassung der Wirklichkeit, so zeigt es sich auch noch außerdem, daß während die Dinge aller Art nicht als Sinnen-, sondern als Gedankenobjecte in ihr erscheinen, das einzige eigentlich und ausschließlich sinnliche Element der Außenwelt dagegen nicht in ihr zum Vorschein kommt, nämlich die Empfindung. Denn man versuche es nur, irgend einer vereinzelten Sinnesempfindung durch die Sprache Ausdruck zu geben, und man wird finden, daß es bis auf wenige Ausnahmen unmöglich ist. Wir vermögen kein bestimmtes Schmerzgefühl, keine Geschmacks- oder Geruchswahrnehmung unmittelbar mit Worten zu schildern; wir müssen uns im Allgemeinen halten, oder zu Umschreibungen und Vergleichen greifen, und überall uns auf das beschränken, was auf solchen Gebieten zu Begriffen gestaltet worden und also gerade aus dem Reiche des Sinnlichen herausgetreten

ist. Wir können also mit Recht sagen, daß der Begriff durchaus der Vernunft angehört, und daß das Wort, insofern es ja dem Begriffe entspricht, niemals einen sinnlichen Gegenstand an und für sich, sondern immer ein Vernunftobject zu seinem Inhalte hat.

Hiernach muß man nun wohl zunächst darauf verfallen, das Wort nach seiner zweiten Seite, so weit es nämlich Laut ist, als Ausdruck des Begriffs, und zwar, da wir den Einfluß denkender Berechnung und willkürlicher Wahl auf die Entstehung dieses Ausdrucks als unmöglich betrachten müssen, als einem außerhalb des Bewußtseins liegenden Naturdrange, einer in dem Begriffe selbst liegenden Nothwendigkeit, laut zu werden, entsprungen aufzufassen; und die Sprache würde demnach, gleichsam als ein Organ der Vernunft, zwar in ihr noch ihre Ursache haben, aber doch so, daß sie dabei nicht als vernünftige, sondern als blinde Ursache, nicht als denkendes Motiv, sondern als physiologischer Reiz wirksam wäre: es würde die Vernunft die Sprache nicht erschaffen, sondern diese nur aus ihr durch Nöthigung des Organismus bewirkt und hervorgerufen werden und das Wort sich zu dem Begriffe gewissermaßen so verhalten, wie der Schrei sich zur Empfindung verhält. Die Begriffe bestimmter Zahlen zum Beispiel, oder der Verneinung oder des Ich, sowie das Verhältniß der Hinweisung und Rückbezüglichkeit, der Zeiten und sonstigen Beziehungen des Zeitwortes, müßten einer solchen Auffassung zufolge nur stark genug zum Bewußtsein kommen, um sofort die entsprechenden Laute und Formen aus sich zu erzeugen und sich gegenüber zu stellen, etwa vermöge eines dichterischen Triebes, wie derjenige, welcher die erregten Gefühle sich auszusprechen drängt.

Allein bei einer derartigen Annahme ist es schwer zu begreifen, daß etwas an sich vielfach Freies, wie der Begriff, einen organisch nothwendigen Ausdruck zur Seite haben sollte, vollends da dieser Ausdruck tausendfältig verschieden gefunden wird, nämlich als verschiedene Sprache. Sollte z. B. dem Begriffe gehen oder brüllen ein Ausdruck naturnothwendig entsprechen, und dennoch einem Deutschen auf diese, einem Franzosen auf eine andere Weise naturnothwendig sein? Sprachverschiedenheit, wo sie durch gänzlichen Mangel des Verständnisses von unserer Seite oder durch das Gefühl der Vereinsamung mitten im fremden Lande lebhaft anschaulich wird, ergreift eigenthümlich, weil sie uns in unserem eigensten geistigen Besitze so bestimmt und hart auf das Unbezwingliche, auf die Schranke der Natur verweist, in welche wir auch hier gebannt sind; aber auch, weil sie das Organische, die entschiedenste Gattungseigenthümlichkeit, welche mit dem Menschen beginnt und aufhört, und uns darum nothwendig und gemeinsam sein zu müssen dünkt, in Besonderheit und Freiheit auflöst. Nur wenn Völker Arten sind, so kann auch der Zusammenhang des Begriffs mit dem Laute bei aller seiner Verschiedenheit organisch und naturnothwendig sein. Und selbst wenn sie dies sind (wenigstens so weit sie grundverschiedene Sprachen sprechen), so bleibt es doch immer befremdend, daß sie bis in feine Einzelheiten überein denken, und dennoch die so sehr übereinstimmende Vernunft verschiedene, so durchaus abweichende, obwohl doch sämmtlich nothwendige Wirkungen gehabt haben sollte.

Betrachten wir ferner die Laute, welche wir als den Ausdruck der Begriffe und von ihnen verursacht aufzufassen versucht haben, auch in ihren Folgen, wo sie nämlich nicht

allein mit der Vernunft des Einzelnen zusammenhängen, der sie hervorbringt, sondern auch auf die eines Andern fortwirken, der sie hört, so ergibt sich derselbe Zwiespalt. Denn sind sie nicht nothwendig, wieso werden sie verstanden? besonders da der Inhalt, den sie mittheilen, selbst etwas ganz Subjectives ist, und nicht aus wahrnehmbaren Gegenständen der Außenwelt, sondern aus Auffassungen derselben besteht, die der Andere vielleicht gar nicht theilt, da sie etwas Willkürliches an sich tragen, und die er zum mindesten aus dem Laute nicht errathen kann? Erfolgen aber die Sprachlaute mit Nothwendigkeit, so müssen wir auch hier wieder fragen: warum werden sie nicht allgemein und von allen Völkern gleichmäßig verstanden?

Diese Schwierigkeiten werden auch durch die geschichtliche Anschauung von der Sprache, welcher gemäß sie nicht in jedem Augenblicke in dem Einzelnen entsteht, sondern ein für allemal in der Gattung entstanden ist, an sich noch keineswegs beseitigt. Denn daß z. B. die Begriffe **zwei** und **nein** sich nicht in jedem einzelnen Kinde, welches heute sprechen lernt, von selbst zu diesem Worte ausprägen, sondern daß es sie überkommt, kann den Stand der Frage nicht verändern, sondern dieselbe nur auf diejenige Generation zurückschieben, in welcher sie zuerst naturgemäß entstanden sein müßten; und wenn auch die Sprachverschiedenheit durch die geschichtliche Betrachtung für die verwandten Völker aufgehoben wird, und wir erfahren, daß zwischen dem deutschen **zwei** und dem französischen deux kein ursprünglicher Unterschied obwaltet, so bleibt doch das Räthsel des Zusammenhangs mit dem Begriffe für die Form dva, die wir nun als die ursprüngliche kennen lernen, ebenso wie anfangs für die Form zwei bestehen, und den

Gegensatz gegen das türkische Wort iki oder die so vieler anderen nicht verwandten Sprachen hebt keine Sprachengeschichte auf.

Es ist also weder glaublich, noch erklärlich, daß die Vernunft in ihren begrifflichen Elementen, als bewirkenden Ursachen, die Worte hervorbringen oder hervorgebracht haben könnte; es ist undenkbar, daß der Zusammenhang zwischen beiden durch die Vernunft als handelnde Urheberin festgestellt worden sei; und es ist unmöglich, daß er auf einer sinnlichen Eigenschaft der Objecte außer der Vernunft beruhe. Aber ließe sich nicht vielleicht annehmen, daß wenigstens einige von unseren Begriffen die Eigenschaft besitzen, Worte aus sich zu erzeugen? Ist dies der Fall und haben diese Begriffe nur erst ihre sprachschaffende Wirksamkeit bewiesen, ist dem Denken ein Punkt gegeben, von wo aus es den Aufbau seines sprachlichen Organismus beginnend, dem Instincte des Ausdrucks und der Mittheilung eine Pforte eröffnet, aus der sich die Fülle des Lautes über die Welt ergießen kann, so mochten sich jene ersten Worte leicht über ihr anfängliches Gebiet hinaus verbreiten, und mannigfaltig verändert zum Ausdrucke anderer, an sich nicht mit jener sprachbildenden Eigenschaft begabter Begriffe dienen, oder auch, nach einmal angeregter Fähigkeit, zum Vorbilde von neuen, schon mehr oder minder an einer gereifteren Denkkraft entwickelten Wörtern werden. Diese Ansicht hat um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als die Wörter sich nachweislich sowohl in ihrem Laute, als in ihrem Begriffe im Laufe einiger Jahrhunderte ganz ungemein verändern und als in denjenigen, welche mehrere Bedeutungen haben, die sinnliche immer die älteste, und oft wo sie nur noch in übertragener Bedeutung gebraucht werden, doch eine sinnliche ehedem vorhanden gewesen ist, so

daß man wohl glauben kann, es sei ursprünglich auch wo wir keine Spur mehr davon auffinden und bei allen so gewesen. Auf diese Weise wird es möglich, die Begriffe, welche wegen ihrer Geistigkeit oder besonderen Relativität, oder auch wegen ihres wenig in die Augen fallenden Zusammenhangs mit dem Laute überhaupt, zur Verkörperung im Worte allzu ungeeignet erscheinen, von der Frage zunächst auszuschließen; es läßt sich ferner denken, daß die Laute erst durch ihre vielfache Umgestaltung, die sie auf dem langen Wege von ihrem Ursprunge bis auf diesen Tag erlitten, ihre Fähigkeit gewissen sinnlichen Objecten zu entsprechen, eingebüßt, und vielleicht erst die von solchen Objecten und in verschiedenen Sprachen untereinander abweichende Gestalt erhalten haben, welche uns verhindert, sie als organisch und naturnothwendig anzusehen; es kann angenommen werden, daß einige wenige Begriffe, deren Bezeichnung allein an den Ursprung der Sprache zu versetzen wäre, im Laute einmal ihr wirkliches Ebenbild gefunden haben können und gefunden haben, und man fühlt sich am meisten zu der ganz natürlichen Annahme geneigt, daß diese ersten Begriffe die von Lauten selbst, die ersten Sprachlaute Lautnachahmungen gewesen seien, da nichts anderes dem Laute so ganz und gar Object werden kann, als eben der Laut, welchen er wiedergibt; da andererseits auch nichts durch den Laut so unmittelbar verstanden werden kann, als der durch Schallnachahmung bezeichnete Laut, welcher ja jener bezeichnende eben selbst ist.

Indessen, als ich zuerst das Verhältniß von Begriff und Laut, und die Entwicklung der Worte von Seiten ihres begrifflichen Inhaltes an grundverschiedenen Sprachen untersuchte und verglich, so wurde ich hierdurch zur Ueberzeugung

geführt, daß derartige Voraussetzungen in der Wirklichkeit eine Bestätigung nicht finden. Der Begriff geht stets aus einem anderen Begriffe, der Laut aus einem anderen Laute hervor, und beide, Begriff und Laut, verbleiben dabei immer und überall innerhalb der Sprache und der ihr eigenthümlichen Gesetze. So sehr daher das Verfahren, nur einen Theil unserer gegenwärtigen Begriffe als ursprünglich anzunehmen, der Erfahrung angemessen ist und auch sein muß, da sie selbst und die grammatische Beobachtung der Wortbildung darauf geführt hat, — so wenig ist es dagegen eine diesen Boden verlassende Hypothese über den nun zurückbleibenden wahrhaft ursprünglichen Theil der Begriffe selbst, welche darauf ausgeht, für diese Begriffe irgend ein nach einer oder der anderen Seite hin passendes Object aufzusuchen. Der Begriff entspringt erfahrungsgemäß niemals aus einem Object; es ist kein Grund, ja es ist angesichts der Thatsachen nicht einmal die Möglichkeit vorhanden, einige unserer Begriffe als die vermeintlich ältesten von diesem Gesetze auszunehmen. Wenn wir andererseits bei jeder Frage nach dem Ursprunge eines Begriffes auf einen anderen geführt werden, von dem wieder dieselbe Frage möglich ist, ohne daß wir doch an eine unendliche Reihe glauben können, so scheint freilich nothwendig zuletzt eine Anzahl von Urbegriffen oder ein einziger übrig bleiben zu müssen. Allein es ist nicht so; denn während dieser Entwickelung, welche die jüngeren Begriffe aus den älteren entstehen läßt, verändert und gestaltet sich das eigentliche Wesen des Begriffes selbst zugleich so sehr, daß wenn wir diesen ganzen Proceß rückwärts verfolgen, wir an dessen Anfang nach einer beständigen Abnahme zuletzt etwas der begrifflichen Natur vollkommen Entkleidetes gewahren.

daß man wohl glauben kann, es sei ursprünglich auch wo wir keine Spur mehr davon auffinden und bei allen so gewesen. Auf diese Weise wird es möglich, die Begriffe, welche wegen ihrer Geistigkeit oder besonderen Relativität, oder auch wegen ihres wenig in die Augen fallenden Zusammenhangs mit dem Laute überhaupt, zur Verkörperung im Worte allzu ungeeignet erscheinen, von der Frage zunächst auszuschließen; es läßt sich ferner denken, daß die Laute erst durch ihre vielfache Umgestaltung, die sie auf dem langen Wege von ihrem Ursprunge bis auf diesen Tag erlitten, ihre Fähigkeit gewissen sinnlichen Objecten zu entsprechen, eingebüßt, und vielleicht erst die von solchen Objecten und in verschiedenen Sprachen untereinander abweichende Gestalt erhalten haben, welche uns verhindert, sie als organisch und naturnothwendig anzusehen; es kann angenommen werden, daß einige wenige Begriffe, deren Bezeichnung allein an den Ursprung der Sprache zu versetzen wäre, im Laute einmal ihr wirkliches Ebenbild gefunden haben können und gefunden haben, und man fühlt sich am meisten zu der ganz natürlichen Annahme geneigt, daß diese ersten Begriffe die von Lauten selbst, die ersten Sprachlaute Lautnachahmungen gewesen seien, da nichts anderes dem Laute so ganz und gar Object werden kann, als eben der Laut, welchen er wiedergibt; da andererseits auch nichts durch den Laut so unmittelbar verstanden werden kann, als der durch Schallnachahmung bezeichnete Laut, welcher ja jener bezeichnende eben selbst ist.

Indessen, als ich zuerst das Verhältniß von Begriff und Laut, und die Entwicklung der Worte von Seiten ihres begrifflichen Inhaltes an grundverschiedenen Sprachen untersuchte und verglich, so wurde ich hierdurch zur Ueberzeugung

geführt, daß derartige Voraussetzungen in der Wirklichkeit eine Bestätigung nicht finden. Der Begriff geht stets aus einem anderen Begriffe, der Laut aus einem anderen Laute hervor, und beide, Begriff und Laut, verbleiben dabei immer und überall innerhalb der Sprache und der ihr eigenthümlichen Gesetze. So sehr daher das Verfahren, nur einen Theil unserer gegenwärtigen Begriffe als ursprünglich anzunehmen, der Erfahrung angemessen ist und auch sein muß, da sie selbst und die grammatische Beobachtung der Wortbildung darauf geführt hat, — so wenig ist es dagegen eine diesen Boden verlassende Hypothese über den nun zurückbleibenden wahrhaft ursprünglichen Theil der Begriffe selbst, welche darauf ausgeht, für diese Begriffe irgend ein nach einer oder der anderen Seite hin passendes Object aufzusuchen. Der Begriff entspringt erfahrungsgemäß niemals aus einem Object; es ist kein Grund, ja es ist angesichts der Thatsachen nicht einmal die Möglichkeit vorhanden, einige unserer Begriffe als die vermeintlich ältesten von diesem Gesetze auszunehmen. Wenn wir andererseits bei jeder Frage nach dem Ursprunge eines Begriffes auf einen anderen geführt werden, von dem wieder dieselbe Frage möglich ist, ohne daß wir doch an eine unendliche Reihe glauben können, so scheint freilich nothwendig zuletzt eine Anzahl von Urbegriffen oder ein einziger übrig bleiben zu müssen. Allein es ist nicht so; denn während dieser Entwickelung, welche die jüngeren Begriffe aus den älteren entstehen läßt, verändert und gestaltet sich das eigentliche Wesen des Begriffes selbst zugleich so sehr, daß wenn wir diesen ganzen Proceß rückwärts verfolgen, wir an dessen Anfang nach einer beständigen Abnahme zuletzt etwas der begrifflichen Natur vollkommen Entkleidetes gewahren.

Die Sprache ist in diesem ihrem Anfange ein thierischer Schrei, jedoch ein solcher, der auf einen Eindruck des Gesichtssinnes an sich erfolgt. Diese letztere Eigenschaft unterscheidet in der That den Sprachlaut von dem eigentlichen Thierschrei wesentlich; denn Thiere stoßen zwar auch in Folge eines Anblicks Laute aus, aber es ist niemals der Gesichtseindruck als solcher, der in diesem Falle den Grund des Lautes abgibt, sondern immer ein durch diesen Eindruck veranlaßtes anderes, seelisches Gefühl, wie das der Furcht oder Begierde. Ursprünglicher Reiz des Sprachlautes ist aber ferner nicht jede Gesichtswahrnehmung, sondern eine einzige bestimmte, und da diese, wie wir sehen werden, von der Art ist, daß eine Gehörwahrnehmung fast nothwendig mit ihr verbunden zu sein pflegt, so entspricht der Sprachschrei oft so sehr der Vereinigung beider Sinnesempfindungen, daß man ihn für einen gemeinsamen Ausdruck beider, und wohl auch zuweilen des Gehörten ganz besonders halten könnte. Wenn man z. B. Wörter, welche klopfen bedeuten, noch so weit rückwärts verfolgt, so wird man nicht leicht an eine Grenze kommen, wo deren Wurzeln mit aller Sicherheit bloß die sichtbare Thätigkeit des Klopfens zum Inhalte hätten; ja es gibt Begriffe, die für uns ausschließlich oder doch vorwiegend dem Sichtbaren gelten, und dennoch im frühen Alterthume zugleich einen Gegenstand des Gehörsinnes mit in sich schlossen. So fließen z. B. die Begriffe Tanz und Spiel ganz in einander, und spielen selbst hat seine beiden Bedeutungsrichtungen, die des hörbaren Spiels der Instrumente, und der munteren, wenn auch stillen Bewegung, in den verschiedensten Sprachen, und also nicht zufällig, sondern weil es von Anfang den munteren Scherz als etwas

Hörbares, als ein lautes Getümmel, insbesondere der Masse, des Menschenspieles bezeichnete. Allein so tief und allgemein diese Verknüpfung der beiden Sinne in der Sprache wirksam ist, so scheint doch für die Frage, ob dem Gehörsinn nicht vielleicht ein vorherrschender Einfluß auf die Sprachentstehung zuzuschreiben sei, der Umstand entscheidend: daß die Sprache niemals etwas bloß Gehörtes, niemals das Gehörte als solches, sondern stets als etwas mindestens auch Gesehenes bezeichnet. Der Donner z. B., bei welchem man einen unmittelbar dem Schall entsprechenden Ausdruck gar wohl vermuthen könnte, ist vielmehr durchgängig als ein thierisches Gebrüll gefaßt; so in der griechischen Benennung, welche mit brummen, so in der deutschen, welche mit stöhnen nahe verwandt ist, so auch in der Bezeichnung des Grollens, welche wie Groll zeigt, von einem zornigen Brummen ausgeht. Was aber die übrigen Sinne, außer den genannten beiden, sowie dasjenige betrifft, was unter die Sinne nicht fällt, so kommt dies Alles für den Ursprung der Sprache gar nicht in Betracht, da es nachweislich nur durch Anlehnung an das eigentlich auf den Gesichtssinn Bezügliche in die Sprache gedrungen ist.

Der Umfang des Bereiches der Eindrücke, welche den Reiz des uranfänglichen Sprachschreies abgegeben haben, ist übrigens soweit davon entfernt, den Gesichtssinn gänzlich zu umfassen, daß er sich sogar auf einen überraschend kleinen Kreis gesehener Erscheinungen beschränkt, von dem man zunächst kaum glauben sollte, weder, daß er eine so eigenthümliche Bevorzugung unter allen Einwirkungen der Außenwelt auf den menschlichen Bau in Anspruch nehmen, noch daß er zu so ungeheuren Folgen für die Entwickelung eines

Erkenntnißvermögens einen genügenden Anlaß bieten könnte. Der Gegenstand, von dem jene Gesichtseindrücke ausgehen, ist ein ganz vereinzelter, welchen bloße Speculation wohl schwerlich aus der Gesammtmasse alles Ausdrückbaren als den Anstoß zum Ausdruck überhaupt auszusondern geneigt gewesen wäre, und den wir daher gut thun werden, vorläufig aus der Erfahrung so genau als möglich zu bestimmen und festzustellen.

Der Sprachschrei erfolgt ursprünglich nur auf den Eindruck, den der Anblick eines in krampfhafter Zuckung oder gewaltiger wirbelnder Bewegung befindlichen thierischen oder menschlichen Körpers, eines heftigen Zappelns mit Füßen oder Händen, der Verzerrung eines menschlichen oder thierischen Gesichtes, insbesondere des Verziehens des Mundes und der Wimperbewegung der Augen macht. Bei einem großen Theile der ebenerwähnten zum Sprachlaut reizenden Objecte findet die Bewegung begreiflicherweise nicht lautlos statt; die Verzerrung des Mundes z. B., wie das Wort sie darstellt, ist sogar nicht ohne einen sie begleitenden murrenden oder brummenden Laut aufgefaßt worden; allein der ungestörte Fortgang zu dem nicht Lautbaren zeigt uns überall, daß höchstens nur der Gesammteindruck auf Gesicht und Gehör zugleich, gewiß nicht der auf das letztere allein, zum Sprachlaute führen konnte. Man kann daher auch den ersten Sprachlaut sehr wohl als Nachahmung erklären, aber man muß sich hüten, hierunter die sogenannte Schallnachahmung zu verstehen. Bei dieser kommt es auf Wiedergabe des besonderen Lautes an, sei dieselbe nun absichtlich oder nicht; die Sprache hingegen wird gar nicht durch den Laut an sich gereizt, geschweige durch seine nachzubildende Verschiedenheit,

sondern bloß durch das, seinem Erfolg nach wohl auch lautbildende Zucken, sowie Geberden- und Mienenspiel. Richtiger vielleicht würden wir die der Sprache zum Grunde liegende Nachahmung als ein Mitgrinsen auffassen, welches mit absichtsloser Treue das in Auge und Ohr aufgenommene Bild auch für Auge und Ohr wiederspiegelte, so daß in seiner ersten Anlage das Wort seinem Objecte insofern vielleicht allerdings entsprach, als das nachgeahmte menschliche Wesen einen dem mit der Nachahmung verbundenen Laute sehr ähnlichen Laut ausgestoßen haben mochte. Doch auch alsdann kann der jenes grinsende Widerspiel des Sichtbaren, selbst wo dasselbe Nachahmung eines in der Regel auch hörbar werdenden Mienenspiels war, begleitende Laut nur ein Ausdruck des zwingenden Gefühls gewesen sein, wie ein Aufschrei oder wie der Seufzer, nicht aber zu dem lautenden Urbilde in irgend einem Verhältnisse besonderer Aehnlichkeit gestanden haben; er kann namentlich nicht Thierlaute nachgebildet haben, da er im Gegensatz zu diesen durchaus articulirt und nicht Geschrei ist; wie denn auch die Sprache zur Bezeichnung der thierischen Laute z. B. brüllen, brummen erst mittelbar, hingegen zur Darstellung ganz zufälliger, alltäglicher Bewegungen und der dabei hörbar werdenden Geräusche, wie beim Essen, Trinken, Husten, bei unwilligem Murren und Schmollen, weit unmittelbarer gelangt, mit welchen in der That der Sprachlaut seiner organmäßigen Bildung nach etwas Verwandtes hat.

Daß der Trieb zur Nachahmung des Sichtbaren durch Geberden die menschliche Natur auf einem gewissen Standpunkte in ungeheurem Maße wirklich beherrscht hat, hoffe ich an einem andern Orte geschichtlich mit völliger Bestimmtheit

nachzuweisen; und wie dieser Trieb noch jetzt im Kleinen wirkt, hat wohl Mancher zu beobachten Gelegenheit gehabt, indem Erzähler, welche ihre Zuhörer in gespannte Aufmerksamkeit zu versetzen wissen, bei einer plötzlichen, komisch oder sonst drastisch wirksamen Gesticulation einen ganzen von der Beobachtung und Beherrschung seiner selbst abgezogenen Kreis zu gemilderter Mitbewegung, einer geringen Neigung des Hauptes, einem Verziehen des Mundes oder dergl. unbewußt mit fortzureißen pflegen. — Das Ergebniß, welches das Object des ersten Sprachlautes betrifft, ist übrigens ganz unabhängig von der Vorstellung, die man sich von der Art machen mag, wie dieses Object den Sprachlaut bewirkt; es selbst, und besonders seine vorwiegende Sichtbarkeit, ist nicht im Mindesten hypothetisch, sondern vielmehr völlig durch die thatsächliche Erfahrung festzustellen.

Wenden wir uns nun von der Entstehung des Wortes zur Betrachtung der Wirkung, die es nothwendig erlangt, sobald es entstanden ist, so finden wir in ihm zwei Fähigkeiten, von denen eine ohne die andere nicht wohl begriffen werden könnte: nämlich die Fähigkeit verstanden zu werden, und die, sich zu entwickeln. Wenn ich sage: verstanden zu werden, so werde ich kaum die Mißdeutung zu befürchten haben, als sei jener erste Laut eine Bezeichnung dessen, was er ausdrückt und mit irgend einer Absicht des Verständnisses verbunden. Er erweckt vielmehr nur Sympathie, wie der ganz ebenso absichtslos ausgestoßene Schmerzensschrei, welcher auf Sympathie nicht etwa rechnet, sondern eine physiologische Wirkung des Schmerzes ist, und dennoch das sicherste und bestimmteste Verständniß von dem Schmerz bewirkt. Wie der Schrei Mitempfindung des ihn verursachenden Reizes

nach sich zieht, weil der Weg von diesem Nervenreize über die modificirte Athmung zum Gehöre auch wieder rückwärts bis zum sympathetischen Schmerze führt: so muß auch der die Seele von dem Eindrucke einer Gesichtsempfindung befreiende Sprachschrei sympathetisch etwas jenem Gesichtseindrucke Aehnliches innerlich in Demjenigen, welcher ihn hört, hervorrufen. Dabei kommt dem Gesichtseindruck noch die Eigenschaft, objectiv und gemeinsam zu sein, ganz besonders zu Statten; denn wir werden uns doch wohl nicht vorstellen dürfen, daß der erste dem Worte verwandte Klang der Brust eines einsamen Geschöpfes entquollen sei. Denken wir uns angesichts einer Menschenfamilie einen sichtbaren Vorgang sich ereignen, wirksam genug und dazu angethan, ein Individuum aus ihrer Mitte zu einem solchen Laute hinzureißen, welches vielleicht das empfänglichste und fähigste war, so werden gewiß die Uebrigen nicht gänzlich fühllose Zuschauer eben dieses Vorganges, sondern mitzufühlen und mithingerissen zu werden im Stande gewesen sein. Eine neue Erscheinung desselben Gegenstandes wird in der Folge auch sie zu demselben Laute bestimmen, ein ferneres Hören des von einem unter ihnen ausgestoßenen Lautes Allen jenen Gegenstand vor die Seele rufen. Auf diese Weise wird der Sprachlaut nicht nur wie der Schrei sympathetisch, sondern auch erinnernd wirken; und daß dies in der That seine eigentliche Wirkungsart ist, zeigt seine Veränderlichkeit oder Entwickelungsfähigkeit und sein ganzes Verhalten während seiner derartigen Veränderung. Denn wenn er in seinem Ursprung noch einigermaßen für naturnothwendig und mit seinem Objecte in irgend einem dem menschlichen Organismus entspringenden Zusammenhange befindlich gelten könnte, so

machen nunmehr beide, der Sprachlaut und sein Object, für sich gesondert einen eigenen Entwickelungsgang durch, und die zwischen beiden herrschende Verbindung bleibt in ihrer Besonderheit für jeden einzelnen Fall nur ein Werk der Gesetze des Zufalls. Der Laut vervielfältigt und verwandelt sich; sein Inhalt vermehrt sich und spaltet sich zugleich in Gruppen, die sich auf die vervielfältigten Laute vertheilen; und das Ergebniß dieser Verwandlung ist eine beständige nach außen und innen zugleich gerichtete Vermehrung sowohl der Ursachen des Sprachlautes als auch seiner Wirkungen auf das Verständniß. Er rückt von einem Punkte aus in immer weiteren Kreisen über eine ganze wahrnehmbare, ja denkbare Welt vor, während er sich nach seiner Einzelgestalt immer mehr auf einzelne Theile dieses unermeßlichen Objectes concentrirt; er schreitet über die wälzende und tummelnde Bewegung des Thieres zur sichtbaren heftigen Bewegung auch anderer Dinge vor, sofern diese von der thierischen nicht unterschieden und ein rollender Steinblock keineswegs sofort als unbelebt erkannt, sondern vielmehr ganz mit denselben Augen wie ein laufendes oder sich wälzendes Thier betrachtet wird; er geht von den mächtigeren Eindrücken zu den schwächeren, von dem Sichtbaren zu Gegenständen der anderen Sinne über, zunächst diese mit dem Sichtbaren, das mit ihnen verbunden ist, zusammenbezeichnend, dann aber dasselbe verlassend; er verbreitet sich auf gleiche Weise von der die Empfindung bergenden und verrathenden Bewegung aus auf die Empfindung selbst und die gesammte unsinnliche Welt des Geistes, erleidet aber inmitten dieses Fortschrittes eine noch bedeutsamere Umbildung seiner Natur dadurch, daß er anstatt aus Eindrücken der Sinne zu entspringen, und an

Wahrnehmung zu erinnern, nun fähig wird, Begriffe auszudrücken und Dinge zu bezeichnen, oder was das Nämliche ist: er selbst wird Sprache, sein Inhalt Vernunft.

Um das Wesen des Begriffes, dieses einfachsten Bestandtheiles der Vernunft, in seinem wahren Zusammenhange mit dem Worte zu erkennen, müssen wir seine Voraussetzungen in noch ursprünglicheren Geisteskräften aufzufinden suchen. Es wird sich dabei ergeben, daß der Sprachlaut, gemäß seinen aus der Sprachgeschichte empirisch für ihn nachweisbaren Eigenschaften, vollkommen befähigt ist, Begriffsbildung, Denkthätigkeit und Selbstbewußtsein zu erzeugen, hingegen diese das menschliche Geschlecht auszeichnenden Geisteserscheinungen ohne ihn oder etwas Anderes von gleichen Eigenschaften nimmermehr zu Stande kommen könnten; daß also die Sprache für die Vernunft und alles was die menschlichen Zustände so mächtig über das Thier erhebt, eben so sehr eine zureichende Ursache ist, als umgekehrt sie selbst unter Voraussetzung einer von ihr unabhängigen Vernunft nicht nur in ihrer Entstehung ein wahres Wunder, sondern auch ein unbegreifliches Räthsel in ihrem ganzen Dasein bliebe.

Das erste, schlechthin einfache Element der Seele ist die Empfindung. Was Empfindung sei, ist keineswegs räthselhaft; aber die Antwort auf diese Frage ist darum unmöglich, weil wir kein Mittel haben, die Empfindung, welche selbst das Bekannteste, unmittelbar Erfahrene ist, durch etwas Anderes zu umschreiben. Wir können nur so viel sagen, daß unter ihr nichts Verständiges, Bewußtes, etwa einer dunkeln Vernunft Vergleichbares zu denken ist; daß wir uns vielmehr solcher Vorstellungen, die nur den höchsten und zusammengesetztesten Seelenzuständen entnommen sind, gänzlich

entschlagen müssen, um, so weit es für uns, die wir selbst diesen Seelenzuständen nicht entkommen können, möglich ist, einen richtigen Begriff von der Empfindung in ihrer einfachsten Gestalt, ohne Vermischung mit irgend einer dem Verstande verwandteren Fähigkeit zu fassen. Im engeren Sinne ist sie nur den lebenden, mit Empfindungsnerven begabten Wesen eigen, da diese Nerven allein sie in jener besonderen uns Allen bekannten Form vermitteln, die wir uns theils als Schmerz und Lust, theils als Sinneseindruck zum Bewußtsein bringen. Aber in dieser ihrer höchsten Erscheinung ist sie nichts Einziges, mit einem Zauberschlage von dem Nichts des leblosen Daseins Abgelöstes, sondern nur eine von den vielen Arten von Eindrücken, welche Ding auf Ding in der ganzen, auch unbelebten Natur innerlich wirken, und für uns nur darum scheinbar so sehr von diesen verschieden, weil wir die Eindrücke, welche wir empfinden, selbst erleiden, und die Empfindungen uns sehr ähnlicher Wesen mitempfinden, während wir nichts von dem, was zwischen Sauerstoff und Wasserstoff in ihrer Verbindung und zwischen zusammenstoßenden leblosen Körpern in ihrer Berührung im Inneren vorgeht, gewahren. Anstatt also die Natur willkürlich in die empfindende und nicht empfindende zu theilen, müssen wir die thierische Empfindung oder die Empfindung von Nerven nur als die höchste Stufe des mit allem Dasein durch die Welt verbreiteten Empfindens, zugleich aber auch als von der Grenze des eigentlich Geistigen noch ausgeschlossen betrachten.

Dieses, des Geistigen, einfachstes Urelement ist die *Vorstellung*, das ist die *Erinnerung der Empfindung*. Auch hier kann, wie sich von selbst versteht, von etwas Bewußtem und Verständigem, von einem absichtlichen Wieder-

hervorrufen, oder einem Wissen, eine Empfindung einmal gehabt zu haben, was wir ebenfalls Erinnerung nennen, nicht die Rede sein. Es ist nur der wiederkehrende Eindruck, durch die erinnernde Veranlassung, welche selbst unbewußt bleibt, neu geweckt, wie oft die Oertlichkeit uns ein Bild der Vergangenheit zurückruft, oder der Klang einer Melodie oder irgend ein süßer Duft uns mit lange verschollenen Stimmungen durchzittert. Wie dies geschieht, läßt sich freilich nicht beobachten; aber wir wissen, daß es zwei verschiedene Quellen für die Erinnerung gibt, die eine eine natürliche, indem von irgendwie an sich gleichartigen Objecten die Empfindung des einen die Vorstellung des anderen hervorruft; die zweite eine zufällige, indem, was äußerst merkwürdig ist, mehrere zusammenauftretende Empfindungen die Verbindung mit einander eingehen, an einander wechselseitig zu erinnern. Diese letztere Art der Erinnerung verhält sich zur Empfindung, etwa wie die Gewöhnung auf dem Gebiete der Bewegung; während sich der ersteren Art einigermaßen die Gemeinsamkeit schwer isolirbarer Bewegungen vergleichen läßt. Welches Bild man sich indessen von den unendlich feinen körperlichen Vorgängen machen möge, die die Erinnerung begleiten, so scheint es doch gewiß zu sein, daß derselbe Punkt unseres Centralorgans, der die Empfindung aufgenommen, dieselbe auch als Erinnerung reproducirt; daß diese nur eine centrale Reizung ist, hervorgebracht durch Fortpflanzung der Wirkung von dem centralen Ende desjenigen Nerven, welcher von der erinnernden Empfindung betroffen worden war, z. B. des Gehörnerven, wenn es eine Gehörempfindung war, welche erinnerte; daß also die Reizung desselben Punktes im Centralorgan

peripherisch durch den Sehnerven, eine Gesichtsempfindung, und central von dem Ende z. B. des Gehörnerven aus, und also mittelbar durch die peripherische Reizung dieses, Vorstellung jener Gesichtsempfindung bewirkt. Vorstellung ist demnach eigentlich die mittelbare, und zwar durch eine andere Empfindung verursachte Empfindung selbst, nur schwächer, eben weil sie central und bloß mittelbar entstanden ist. Die Gleichartigkeit beider geht auch aus der Aehnlichkeit ihrer Wirkungen hervor. Die lebhafte Vorstellung eines Schmerzes kann in den wirklichen Schmerz übergehen; der Gedanke an die Kälte wirkt vorbereitend für die Empfindung und mildert den Contrast; Erscheinungen, die sich auch im Reiche der Gefühle vielfach wiederholen und zu mancherlei wichtigen Thatsachen Anlaß und Erklärung bieten.

Ich habe bis jetzt von der Empfindung so gesprochen, als ob sie vereinzelt aufträte; sie kommt jedoch in der Wirklichkeit nicht so vor, sondern es dringt wenigstens in der Regel in jedem Augenblicke ein Gemisch verschiedener Empfindungen zugleich auf uns ein. Aber es begibt sich oft, daß wir von diesen nur *eine* vorzugsweise empfinden, daß diese allein in dem Vordergrunde der Seele befindlich ist und alle anderen verdunkelt, weil sie alle an Stärke, und wenn ich so sagen darf, an Schmerzlichkeit übertrifft. Ein größerer Schmerz läßt bekanntlich den kleineren vergessen, und nicht nur überstrahlt ein helles Licht das schwächere, übertäubt ein lauter Schall das leisere Geräusch, sondern auch die Empfindungen verschiedener Sinne haben bis zu einem gewissen Grade eine störende Wirkung auf einander.

Wenn wir die physikalischen Bedingungen in Erwägung ziehen, unter denen die Empfindungen des Gesichts, des

Gehöres und selbst die Wärmeempfindung der Hautnerven zu Stande kommen, wenn wir die innere Einheit bedenken, welche zwischen der Erscheinung von Licht, Schall und Wärme ganz unzweifelhaft besteht, wenn wir ferner die fast unabweisbare Wahrscheinlichkeit ins Auge fassen, welche für den Zusammenhang dieser drei Erscheinungsformen der Bewegung mit der electrischen, magnetischen, chemischen und sämmtlichen physischen spricht und eine Zurückführung der ganzen Natur auf eine einzige und untheilbare Mechanik der kleinsten Theile in sichere Aussicht stellt: so werden wir nicht verkennen können, daß unsere Empfindungen, welche die Innenseite der Wirkung dieser Bewegungen auf thierische Nervenfasern bilden, nicht bloß qualitativ von einander abweichen, sondern auch quantitativ in einem bestimmten Stufenverhältniß zu einander stehen, und daß die Sinne, welche wir die höheren zu nennen pflegen, eigentlich die feineren, von mechanisch schwächeren äußeren Anstößen erregbaren, und darum auch einer geringeren Intensität oder Schmerzlichkeit des Empfindens, eines geringeren unmittelbaren und um ihrer selbst willen erfolgenden Einflusses auf Lust und Schmerz, auf das Gesammtgefühl und Befinden des ganzen Geschöpfes und in äußerster Linie auf sein Leben und Sterben fähig sind.

Es wird gewiß nicht bezweifelt werden, daß unter allen in für sich gesondertem Eindrucke auf den Grund unserer Seele geworfenen Gegenständen der Außenwelt nichts Zärteres zu finden ist, als der in Gestalt der Farbenempfindung in ihr zum Vorschein kommende Wellenschlag des Lichtes. Die nächste Stelle in der Rangordnung der Sinne möchte ebenso unbedenklich das Gehör, die folgenden Geruch und Geschmack, und endlich die letzte der Tastsinn und der aller übrigen

Nerven einnehmen, deren Erleiden vorzugsweise Schmerz genannt wird; woraus zwar noch nicht folgt, daß nicht die Sphären der Sinne, die Scalen ihrer Schmerzlichkeiten, auch in einander übergreifen können, aber doch so viel, daß ein Gehöreindruck eine größere Fähigkeit, einen des Gesichtssinnes zu überbieten, als umgekehrt, die Gruppe des sogenannten fünften Sinnes aber allen anderen gegenüber hierzu die größte besitzt.

Die Betäubung, welche so zu sagen das Empfundenwerden der Empfindung aufhebt, vernichtet doch darum nicht ihre Wirkung auf Erinnerung. Was an sich während eines überwältigenden Eindrucks unbemerkt vorübergegangen war, läßt dennoch seine Spur in der Seele zurück, und erinnert, wenn es in der Folge wiederkehrt, an jenen mächtigeren Eindruck. Es kann ferner geschehen, daß uns im Augenblicke der Erinnerung die sie anregende Empfindung verdunkelt bleibt, wo wir uns denn nicht entsinnen können, wie uns dieses wohl eben eingefallen sein mochte? — eine Erfahrung, welche bei ihrer Häufigkeit anfänglich dahin führt, die Vorstellung überhaupt für spontan zu halten, so daß sogar das Gesetz der Verknüpfung der Vorstellungen im Gedankengang, wo nämlich eine *Vorstellung* es ist, die an eine andere erinnert, unbekannt blieb, bis die der Prüfung der Innenseite unseres Wesens aufmerksamer zugewandte Philosophie der neuen Zeit es an das Licht zog. Das als Empfindung Unbemerkte andererseits scheint auch als Gegenstand der Erinnerung, als Vorstellung, nicht mit größerer Klarheit auftreten zu können; wohl aber ruht es als Stimmung im Hintergrunde der Seele und wirkt mehr als wir wissen auf die Gestalt unseres jedesmaligen Denkens und Fühlens ein.

Es ist selbstverständlich, daß was von den Empfindungen unter sich, um so mehr auch in der Beziehung dieser zu den Vorstellungen gelten muß. Wenn eine Empfindung eine andere zu verdunkeln im Stande ist, so muß sie es gegenüber der Vorstellung von derselben, welche ja diese in schwächerem Grade selbst ist, um so mehr im Stande sein. Dagegen kann eine Empfindung, welche von einer anderen stärkeren verdunkelt wird, wenn das Uebergewicht bedeutend genug ist, auch selbst der Vorstellung von ihr gegenüber hierzu ihrerseits unfähig sein. Noch bestimmter aber leuchtet die Möglichkeit desjenigen Verhältnisses von Empfindung und Vorstellung ein, worauf eigentlich Erinnerung beruht, nämlich die Verträglichkeit der Vorstellung mit der an sie erinnernden Empfindung. Denn diese geht, als die Ursache, jener in der Zeit immer voraus; sie läßt eine Nachwirkung, ein Nachbild zurück, welches mit der Vorstellung große Aehnlichkeit hat, und von dessen Stärke der Bestand einer anderen Vorstellung daher wesentlich abhängt. Eine Empfindung wird also, so lange sie fortdauert, an eine andere nur erinnern, sofern sie nicht von überwältigendem Eindruck ist; eine Empfindung wird ferner nach ihrem Aufhören die Vorstellung von einer anderen nur zurücklassen können, wenn ihr Nachbild diese Vorstellung nicht durch ihre Dauer und Energie verdunkelt. Ein heftiger Schmerz wird nicht leicht an etwas Anderes erinnern, er beschäftigt an sich die Seele hinlänglich. Aus diesem Grunde wird der Tastsinn nur in seinen leisesten Graden zur Bewirkung der Erinnerung geeignet sein, und ebenso der Geschmack weit weniger als der Geruch, die höheren Sinne aber am meisten; es werden namentlich die höheren Sinne an die Empfindung der

niederen Sinne eher erinnern als umgekehrt, und insbesondere der Gesichtssinn einer Erinnerung an alle Empfindungen, welche jemals mit einer seines Bereiches zusammen aufgetreten, ohne alle Einschränkung fähig sein.

Schon hieraus läßt sich ein Theil der Wichtigkeit ermessen, den der Sprachlaut für den geistigen Zustand des Menschen von Anfang an gehabt hat, indem er nämlich an einen Gesichtseindruck und mittelbar an die Eindrücke aller Sinne erinnert. Von dem Umfange der Erinnerung aber hängt nicht nur der Umfang, sondern auch die ganze Höhe des geistigen Lebens eines Geschöpfes ab. Wenn es denkbar wäre, daß einem empfindenden Wesen die Fähigkeit sich zu erinnern ganz gebräche, so müßte dieses Wesen in jedem Augenblicke, wo auf seine Empfindung gewirkt wird, aus einem dumpfen Schlafe erwachen und nach geschehener Erregung alsbald wieder in denselben dumpfen Schlaf zurücksinken; es würde nur in dem einen Augenblicke leben, wo es empfindet, und auch in diesem ganz anders als ein der Erinnerung fähiges Geschöpf. Denn keinerlei Vermischung des Empfundenen mit früher dagewesenen vorgestellten Empfindungen, kein Maß des Schmerzes und der Lust wäre ihm gegeben, keinerlei geistige Erregung, keine bestimmte Furcht und Begierde — außer der gänzlich instinctiven physiologischen, zu der es nicht einmal der Erinnerung bedarf, — kein Wunsch und kein Bedauern würde in ihm aufsteigen; alle Zusammengehörigkeit und Continuität des Daseins müßte verschwinden, und es wäre kein Grund vorhanden, eine solche Seele in zwei auf einander folgenden Augenblicken noch für die nämliche zu halten. Daß nun ein Thier wirklich Empfindungen ohne Erinnerung habe, ist freilich undenkbar,

weil diese kein besonderes Vermögen ist, sondern nur die Auffrischung einer von aller Empfindung nothwendig zurückbleibenden Spur; aber da die Erinnerung ihrer Wirkung nach theilweise durch Verdunkeln verloren geht, so wird in dem Maße, wie dies geschieht, der geistige Höhestand eines Thieres herabgedrückt, und hängt von dem Umfange unverdunkelter Empfindungserinnerung ab, die es zu fassen fähig ist. Ein Thier, das bloß Gefühlsempfindungen hätte, würde darum jenem Zustande von Stumpfsinn sehr nahe kommen müssen; die Scheidung nach Sinnesenergien allein macht einen Anfang des Bewußtseins möglich, und die höchste uns bekannte Stufe dieses Bewußtseins erscheint erst dann, wenn durch das eigenthümliche Verhältniß unserer Empfänglichkeit für Licht und Schall die höchsten Sinne zu einander und zu den übrigen in eine Lage gerathen, uns die Erinnerung an alle Arten von Empfindungen zu ermöglichen. Dieser Zustand tritt erst durch die Sprache vollständig und regelmäßig ein; denn durch sie erst wird, worin ihm kein Thier gleicht, der Mensch in ausgedehntem Maße auch zu Gesichtsvorstellungen fähig. Es wird sich zeigen, zu welch einem Gegensatze er schon hierdurch gegen alle anderen lebendigen Wesen um ihn her gelangt, und wie der Eintritt dieser neuen Vorstellungsgruppe der Auffassung der Außenwelt eine ganz andere Gestalt verleiht, welche sich zu der thierischen scheinbar gar nicht mehr als bloßer Gradunterschied, sondern so grundsätzlich abweichend verhält, wie wir die Menschenvernunft dem thierischen Verstande überhaupt entgegen zu stellen pflegen. Dies wird sich ergeben, wenn wir zunächst betrachten, welch eine Veränderung selbst in der Empfindungsweise diese hinzutretende Möglichkeit neuer Vorstellungen hervorruft.

Vom Gesichtssinn mehr als von jedem anderen gilt es, daß wir seine Vorstellungen von Empfindungen nicht scharf unterscheiden, sondern zu empfinden glauben, während wir nur vorstellen. Es ist bekannt, daß wir Entfernungen und Größen nicht wirklich sehen, sondern nur schätzen; aber auch die Gestalt wird nicht eigentlich wahrgenommen, sondern angeschaut. Die Theilung dessen, was wir sehen, in Gestalten ist nicht durch den bloßen Gesichtssinn schon gegeben: an und für sich sieht das Auge Alles auf einmal, ungesondert und verwirrt, wie eine bunte Tafel; die Sonderung in Einzelgestalten ist Abstraction. Ist diese Abstraction auch den Thieren eigen, gibt es für sie eine Gestalt? — Wenn man bedenkt, daß sie Menschen, Orte, Gegenstände aller Art, die ihnen Lust oder Schmerz bereitet haben, wiedererkennen, daß sie ihre Beute mit aller Sorgfalt und Geschicklichkeit erspähen, und offenbar auch von ihrem Anblick oft aus weiterer Ferne angelockt werden, als sie sogar menschlichen Blicken sichtbar wäre, so wird man geneigt sein, sie uns in dieser Hinsicht gleichzustellen und ihnen die Anschauung solcher Gestalten nicht zu bestreiten. Und dennoch beruht ein solcher Schluß auf Verwechselung der Ursache mit der Wirkung; die Wahrnehmung der Gestalt ist in solchen Fällen nicht Resultat, sie ist vielmehr nur die Anregung zu Begierde, Lust oder Schmerzgefühl, an welches sie erinnert. Der gesehene Gegenstand, den das Thier fürchtet und flieht, tritt nicht als Gegenstand, sondern nur als dunkele Ursache des allein seine Seele wirklich beherrschenden Furchtgefühles auf: so etwa wie wir selbst von dunkeln Gefühlen anderer Art ergriffen werden, ohne Erkenntniß der Quelle, aus der sie stammen, so wie Liebe und Haß vorhanden sein kann ohne

die Klarheit, ja unter Selbsttäuschung über die Gründe; oder wie im Traum eine Berührung Vorstellungen erweckt, ohne selbst bewußt zu werden; oder wie beim Denken, und in unreflectirten Zuständen selbst beim Sprechen, nicht die Worte in der Seele zu sein scheinen, sondern nur die durch dieselben bewirkten Bilder. Daß das Gestaltete auf eben solche Art vermittelst des Gesichtssinnes Vorstellungen anderer Sinne rege macht, ist eine erklärliche Folge seiner erinnernden Fähigkeit: aber eine Auffassung der Gestalt selbst ergibt sich hieraus keineswegs, und wo die sichtbare Gestalt nicht mit den niederen, das Thier interessirenden Gefühlsregungen in Beziehung steht, geht sie, im Allgemeinen wenigstens, ganz spurlos an ihm vorüber.

Aus dem menschlichen Denken hingegen läßt sich die Anschauung der Gestalt nie und nirgends beseitigen, wenn es nicht gänzlich aufgehoben werden soll. Unwillkürlich bebetrachten wir die individuelle sichtbare Gestalt als das Wesentlichste an den Dingen; wir nennen eine gemalte Rose immer noch eine Rose, während wir ihrem Dufte, wenn er allein erscheint, obwohl er doch ein wirklicher Theil von ihr ist, und nicht ihr bloßes Abbild, nicht mehr ihren Namen geben. Unser Denken ist so sehr auf diesen ihm ureigenen Boden hingewiesen, daß auch das Abstracteste, wenn es bestimmt gedacht werden soll, unvermerkt Gestalt annimmt, und sich hierbei, wenn nichts Aehnliches in der sichtbaren Welt vorhanden ist, an das es sich lehnen kann, oft sonderbar an das sehr unwesentlich mit ihm zusammenhängende Sinnliche klammert. Ein unsichtbares Gas wird zunächst unter dem Bilde eines sichtbaren Dunstes gedacht, indem die Verneinung seiner Dichtigkeit in der Phantasie nur so

hinzugefügt wird, als wenn es sich um den Gegensatz eines feinen Gewebes zu einem gröberen handelte; wir fangen nicht sobald an, Wärme, Schall, Licht als selbstständige Dinge zu denken, als sie uns auch gestaltet, strahlend, wellenbildend vor die Sinne treten; wir sprechen von electrischen Strömen, fragen uns, ob Electricität und Magnetismus Fluida seien, indem wir hierbei von der Flüssigkeit, die wir sehen, ausgehen, die Eigenschaft der Sichtbarkeit freilich wegdenkend, aber immer doch im Stillen den Gedanken einer möglichen Sichtbarkeit, etwa für dazu befähigtere Sinne, unterschiebend. Verneinen läßt sich nun zwar durch die Operation des Hinwegdenkens scheinbar Alles; können wir uns doch selbst durch Abstraction von allen Eigenschaften das reine Sein oder das Nichts vorstellen, welche beide alsdann begreiflich genug eben nicht mehr verschieden sein mögen; aber mit diesen Künsten vertreiben wir die Natur unseres Vorstellens und Denkens nicht, welche ewig bloß an die Wiederholung des Empfundenen, und wo es Dingen gilt, des Gesehenen gebunden bleibt. Auch ein geistiges Wesen ist uns nur eine von dem Verstande als unsichtbar geforderte, aber der Phantasie immer noch sichtbar vorschwebende verfeinerte Körpergestalt; und selbst das Bemühen, gerade die Körperlichkeit und sichtbare Gestalt zu verneinen, um zu dem Gedanken des reinen Geistes zu gelangen, was ist es anders als ein Zugeständniß der überwiegenden Bedeutung, welche der Gestalt in allem was nicht Geist ist, also in allen Dingen zukommt? Die Frage, ob wir ein bestimmtes Object als ein selbstständiges Ding oder nur als Eigenschaft eines Dinges zu betrachten haben, — eine Frage, welche von der Metaphysik, wo es sich um die Dinglichkeit des Stoffes im Gegensatz zu

den Kräften handelt, in die Physik, wo die Anschauung der unwägbaren Materie versucht und die Selbstständigkeit z. B. der Electricität Gegenstand der Meinung und des Zweifels geworden ist, ja bis in die allgemein menschlichen Probleme sich erstreckt: ob die Seele ein Ding für sich oder eine bloße Erscheinung an dem Körperlichen sei? — diese Frage ist überall keine andere als die: ob jene Gegenstände einen abgegrenzten Raum für sich einnehmen, wo sie sind und nichts anderes zugleich sein kann? das ist, ob sie, sei es nun in verschiedenen Augenblicken gleichmäßig oder auch nicht, aber doch in jedem Augenblicke irgendwie, *gestaltet* sind.

Was der Anschauung der Gestalt diese unbedingte Herrschaft über unsere Phantasie gegeben hat, ist die *Sprache*: sie hat den Sinn für sie zuerst geweckt und die Vorstellung von ihr fast allein ermöglicht. Es muß irgend etwas in vorzüglichem Grade Wirksames, die Aufmerksamkeit Reizendes, die Einbildungskraft Erschütterndes eintreten, was ein mitten in dem Gewirre der Erscheinungen befindliches Sonderwesen, ein Thier, einen Baum, einen Felsblock auch gesondert in das Bewußtsein fallen läßt, damit der Schlummer des Anschauungsvermögens unterbrochen werde; es muß zugleich ein Mittel vorhanden sein, das einmal Selbstständiggewordene für alle Zeiten in seiner Besonderheit festzuhalten, damit es nicht nach seinem einmaligen Auftauchen alsbald wieder in jenes allgemeine Meer des Gesehenen spurlos zurückversinke. Beides leistete die Sprache wirklich, und wir sehen im Verlaufe ihres fortschreitenden Wachsthums den Sinn für die Gestalt förmlich entstehen, und in beständiger Vermehrung der allmählich in ihren Gesichtskreis eintretenden *Gegenstände* sich mehr und mehr entwickeln. Das bis zur

Mitbewegung fortreißende lebhafte Mitgefühl für eine vor den Augen halbmenschlicher Geschöpfe plötzlich zuckende oder leidenschaftlich und gewaltsam erschütterte thierische Gestalt führte, nachdem der Laut diese erste objective Wahrnehmung zum dauernden und ruhigen Besitze der Seele umgeschaffen und so die Fähigkeit für eine weitere vorbereitet hatte, zur Auffassung auch der Gestalt selbst, an der jenes Interessante vorgegangen, die um dessentwillen selbst Gegenstand des Interesses geworden war. Von den das erste sprachbildende Geschlecht so ganz vorzüglich interessirenden Handlungen der Thiere und Menschen, von den mit diesen verwechselten Handlungen des Leblosen rückt die Benennung erst gegen das Handelnde selbst vor, oder sie gelangt auch zu den Dingen von dem zündenden Moment aus, wo sie mit menschlicher oder thierischer Thätigkeit in Berührung treten, aus ihr hervorgehen und entstehen, oder eine Umwandlung ihrer Gestalt erleiden; sie stellt eine Unzahl von Geräthen genetisch dar, verfolgt den Baum, von dem Augenblicke, wo er als Holz in menschliche Behandlung geräth, anfangend, durch alle Stadien seiner Verwandlung zu Balken, Brett und Tisch, und schreitet auf solche Weise in stetigem Gange über alles Gestaltete, keines früher, keines später erreichend, als da, wo es zuerst wirkend oder leidend, unmittelbar oder mittelbar mit dem das sprachliche Vermögen wesentlich und ewig reizenden Objecte der thierischen Geberde in Berührung tritt. Daher drückt denn auch die Sprache noch jetzt mit ihrer bestimmtesten Vereinzelung außer den verschiedenartigsten sichtbaren Handtirungen auch die sichtbaren und gestalteten Gegenstände, die Dinge aus; das Gehörte nur so weit es sich an eben solches Sichtbare anschließt; zur Schilderung von

Geruchs- und Geschmacksempfindungen sind wir bis auf die allgemeinsten Gegensätze gar nicht, oder doch nur mittelbar im Stande; ebenso befinden wir uns in gänzlicher Verlegenheit, über die Natur eines inneren Schmerzgefühles oder überhaupt eines Stimmungszustandes des Gefühlssinnes nähere Auskunft zu ertheilen, in welcher Hinsicht sogar ein charakteristischer Schrei ausdrucksvoller und belehrender als die Sprache sein kann; und selbst die Individualisirung der Gestalt findet mit dem Abbrechen der Beziehung zu jenem sie in die Sprache einführenden Anknüpfungspunkte ihre Grenze, so daß wir z. B. für die Beschreibung individueller menschlicher Züge keine Möglichkeit besitzen.

Die durch die Sprache auch in unserer Anschauung stehend gewordenen Formen der Dinge scheinen uns freilich so sehr der Wirklichkeit anzugehören und so naturnothwendig zu sein, daß wir geneigt sind, ein besonderes Kennenlernen jeder einzelnen durch Vernunftentwicklung, eine Wiedererzeugung aus uns selbst heraus für ganz überflüssig zu halten. Aber einige Beobachtung unserer selbst kann uns belehren, daß wir noch heute unter Umständen aus völliger Unklarheit über gewisse Gestalten oder aus dem Zustand freier und willkürlicher Verfügung über die Art, wie wir sie anschauen wollen, durch äußere Anregung zur Bestimmtheit, und durch bloße Gewohnheit zu einer zwar geringeren, aber doch ähnlichen Nöthigung, sie auf die eine gewohnte Weise anzusehen, ebenso wie dies in höherem Grade durch die sprachgesetzliche Entwicklung mit der Gestalt der durch sie gegebenen Dinge erfolgt, überzugehen pflegen. In einer zusammengesetzten mathematischen Zeichnung, in einer zunächst als verwirrte Masse erscheinenden complicirten Linienverbindung

werden wir auf eine Theilfigur am einfachsten durch Vorüberbewegen einer Hand, die wir verfolgen, aufmerksam, sowie durch andere im Fortschritte der menschlichen Verstandesbildung möglich gewordene Mittel in unsere Willkür gegebener bloßer Vorstellung; wir orientiren uns in dem Verwickelten, Unklaren, und nehmen eine feste Ansicht desselben an, die wir alsdann mit einer anderen kaum wieder vertauschen können; wir betrachten arabeskenartige Verzierungen oft mit vorgefaßter Anschauung; und während ein unbefangener Blick in dem Sternenhimmel nichts als eine ungeordnete Menge sieht, kann derjenige, welcher die Gestirne in Gruppen zu ordnen einmal gelernt hat, diese Menge gar nicht mehr anders als in der Form der ihm bekannt und gewohnt gewordenen Constellationen sehen. Es gibt ferner eine Gestalt, die uns allen so vertraut, so an das Herz geknüpft ist, daß wir sie mit Vorliebe unwillkürlich auf das anders Gestaltete auftragen, sie zu sehen glauben, wo uns nur etwas ihr entfernt Aehnliches geboten ist, und so einen weitern Beleg dafür geben, wie sehr die Gestaltung der Gegenstände sogar im Widerspruche mit ihnen selbst auf subjectiver Nöthigung beruht. Diese uns so überaus naheliegende Gestalt ist aber die menschliche, oder allgemein die lebendige, ganz besonders aber das Menschenantlitz, dessen Beschauung uns schon von Anfang, da wir erst Menschen zu sein begannen, anzog, und das seinen Zauber, so lange wir Menschen sind, nie und nimmer für uns verlieren kann. Jeder Kreis mit zwei oder drei beliebig eingezeichneten Punkten erinnert uns an dies in der Phantasie so sehr heimische Bild, und das Gesicht im Monde gibt ein auffallendes Beispiel von der über die ganze Menschheit ausgedehnten Verbreitung

dieser nicht optischen, sondern recht eigentlich seelischen Täuschung. Ich will nun zwar nicht sagen, daß die Gestalten, unter denen wir die mannigfaltigen Dinge der Außenwelt dauernd und beständig zu sehen pflegen, ihnen nicht wirklich zukommen; (wo wäre auch für eine solche Vergleichung des von uns Angeschauten mit unserer Anschauung das Maß?) — auch nicht, daß sie alle ganz ebenso wie die Sternbilder des Himmels durch bloße Gewohnheit, nämlich vermittelst der durch die Sprachentwicklung vorgeschriebenen Richtung unserer Betrachtungsweise, für uns in diese Form gebracht seien, und ebensowohl unbeschadet ihrer eigenen und der Natur unserer Sinnlichkeit, nur in Folge einer anderen Entwicklung unserer Begriffe, auch in anderer Form hätten erscheinen können; wohl aber, daß die ihnen im Uebrigen vielleicht im Verhältnisse zu unseren Sinnen allein zukömmlichen Gestalten an und für sich, ohne die allmähliche Einverleibung in unser Denken, wie die Sprache sie ermöglicht, nicht Gegenstand unserer Kenntniß und Anschauung geworden wären. Und auf der andern Seite, je mehr die Gestalt mit dem Wesen der Dinge wirklich zusammenhängt, je mehr ein Thier in allen seinen Theilen, die es unabänderlich vereinigt zusammenbewegt und von dem Umgebenden in gemeinsamer Fortrückung loslöst, auch wirklich eine Einheit ausmacht, umsomehr unterscheidet sich eine solche Einheit von denen, welche ein zufällig angeregtes Zusammensehen in unserer Vorstellung bildet, sowohl durch Möglichkeit fester und unlöslicher Vereinigung, als auch namentlich durch ihre Bedeutung als Mittel der Erkenntniß desjenigen Wesentlichen an den Dingen, welches in den Gestalten enthalten ist.

Obgleich das, was die Dinge zu Dingen als solchen,

nämlich zu Einzeldingen macht, nur die allein schon durch den Gesichtssinn, falls er durch entsprechende Anlässe dazu vorgebildet worden, erfaßbare Gestalt ist, so genügt diese doch zur Verwirklichung eines Dinges niemals, da es im Wesen desselben liegt, mehrere Eigenschaften zu haben, von denen die uns unmittelbar gewissteste und mit einer auch den Thieren natürlichen Nöthigung schon an die Gesichtswahrnehmung geknüpfte die ist, außer der Form auch Stoff zu sein, das heißt die Möglichkeit einer Wirkung auf einen Gefühlssinn zu besitzen. Zu dieser wesentlichen kommen in jedem besonderen Dinge noch besondere Eigenschaften hinzu, deren jede subjectiv genommen eine Empfindungsmöglichkeit für uns ist; die Gesammtsumme dieser Empfindungsmöglichkeiten ist das Ding selbst. Nun werden aber diese Eigenschaften eines Dinges niemals alle zusammen empfunden, da die Empfindung zu keiner Zeit alles an ihm Empfindbare erschöpft: es muß daher eine ideale Einheit sein, eine Gruppe aus Empfindungen und Vorstellungen in unserem Geiste zusammengesetzt, deren Entstehung nicht in einem einzigen Empfindungsmomente abgeschlossen sein kann, sondern einer ganzen Reihe nicht nur festgehaltener, sondern auch in eben dieser Einheit zusammen aufbewahrter Erlebnisse bedarf. Hierzu ist ein fester Mittelpunkt wie die Gestalt, welche als Träger aller anderen empfundenen und vorgestellten, auf sie gleichsam aufgetragenen Eigenschaften im Vordergrunde steht, durchaus erforderlich; weil ja ohne einen solchen gar kein Grund vorhanden wäre, mehrere zusammen wahrgenommene Eigenschaften nicht bloß unter sich, sondern auch mit solchen, die in diesem Augenblicke nicht mitauftreten, zu einer Einheit zu verknüpfen.

Indessen würde selbst mit einem solchen Mittelpunkte, wie wir ihn in der bestimmten Auffassung der Gestalten besitzen, in Folge einer derartigen gewissermaßen mechanischen Vereinigung der Vorstellungen allein doch nur eine sehr geringe Kenntniß von den Dingen möglich werden. Die Wandelbarkeit der Gruppirung würde jede feste Erfahrung zerstören, ihre Zufälligkeit jedes Auffinden des Wesentlichen verhindern. Ein auf ein Thier gefallener Gegenstand wird ohne Zweifel einige Wichtigkeit für dasselbe erlangen; er wird in seinen Augen die Eigenschaft zu fallen eine Zeitlang insofern beibehalten, als es ihn nicht ohne Besorgniß, daß er es wieder treffen möchte, erblicken wird; eine Flinte, aus der ein Schuß es erschreckt hat, Geräthe, in deren Nähe es geschlagen worden, können nicht verfehlen, eine peinliche Erinnerung dieser unangenehmen Erlebnisse für die Folge mit sich zu führen. Allein wenn diese Erlebnisse durch andere verdrängt werden, wenn der durch einen Zufall fürchterlich gewordene Gegenstand durch einen anderen Zufall erfreulich wird, so tritt nicht etwa durch Einschränkung berichtigte Erfahrung ein, sondern es gilt nur je nach ihrer überlegenen Wirkung die eine oder die andere, und was ein Moment gebaut hat, stürzt ein anderer wieder um. Wie sollte ferner das Thier, wie sollten wir selbst, vermöge bloßer an die Gestalt geknüpfter Erinnerung des Empfundenen, z. B. an einem Eisenstabe, der uns in heißem Zustande verletzt hat, die Eigenschaft der Hitze als eine unwesentliche absondern, und von demselben Stabe, wenn wir ihn kalt, aber im Uebrigen unverändert wiedersehen, nicht vor Allem die Hitze wieder erwarten? Oder wenn wir durch eine zufällige Berührung von unserem Irrthum überzeugt werden, wie kann die in

der Folge beim Anblick des Stabes in unserem Inneren entworfene Gruppe im Mindesten noch dasselbe Ding sein, welches es gewesen, jetzt, wo ihm etwas für die Vorstellung so Wesentliches, wie der zu erwartende brennende Schmerz fehlt? Und so muß das Gesammtbild eines jeden Dinges entweder auch seine zufälligen Eigenschaften einschließen, und dann beständig irre führen; oder nicht, und dann wird es beständigem Wandel unterworfen und nicht mehr dasselbe sein; wie es aber als dasselbe unter mannigfach verwandelten Erscheinungsformen, als zugleich eines und verschieden aufgefaßt werden sollte, ist unbegreiflich.

Um die Verwirrung, der ein mit den bisher angenommenen Erkenntnißmitteln allein ausgerüsteter Geisteszustand unterworfen ist, noch zu steigern, kommt hinzu, daß die Dinge für die Wahrnehmung nicht etwa nur einmal in der Welt vorhanden sind, sondern ein jedes sich in der Gattung unzählige Male wiederholt, wonach es also nicht nur sich selbst, sondern auch seines Gleichen gegenüber der doppelten Gefahr ausgesetzt ist, fälschlicherweise sowohl identificirt, als auch auseinandergehalten zu werden. Denn wenn z. B. ein Kind seinen Vater von Andern unterscheidet, so wird es keine Eigenschaft desselben auf Andre übertragen, keine an ihm gemachte Erfahrung auf diese erweitern und verallgemeinern; wo nicht, so wird es in Jedem seinen Vater sehen, und die widersprechendsten Eigenschaften werden, zu seinem Bilde hinzugefügt, einander in ihrer Wirkung aufheben, oder zu einem ungeheuerlichen Gemenge der Phantasie verschwimmen. Daß uns dieses nun nicht widerfährt, daß wir ein Ding in seinen verschiedenen Zuständen von sich selbst unterscheiden können, ohne doch aufhören zu müssen, es für nur eines zu halten; und hingegen,

daß wir im Stande sind, viele Dinge als wesentlich gleich zu erkennen, ohne darum, so oft wir ihrer eines sehen, es immer mit dem bereits gesehenen (wie die Zwillinge im Lustspiel oder Kugeln der Taschenspieler) für dasselbe halten zu müssen: dazu bedarf es der Standpunkte außer den Dingen, von welchen aus ein und dasselbe mehrfach angeschaut werden kann, je nachdem das Eine oder das Andere an ihm wesentlich erscheint; aber eben darum auch das Verschiedene vereinigt, je nachdem ihm das gerade als wesentlich Erscheinende gemeinsam ist. Solche Einheiten über den Dingen, ohne welche deren Auffassung nur in äußerst unvollkommener Form und eng beschränktem Umfange denkbar ist, sind die Begriffe, welche ganz allein von der Sprache abhängen und aus ihr entspringen, und um so gewisser ausschließliches Besitzthum der Menschengattung sind.

Die Begriffe sind zwar nichts weniger als Erzeugnisse der Abstraction; aber einmal vorhanden, wirken sie ganz ebenso, als ob sie einer solchen Thätigkeit ihren Ursprung verdankten. Wenn es einmal dahin gekommen ist, daß z. B. die Handlung des Essens vermittelst des Lautes, der an sie allein erinnert, von allen anderen unterschieden wird; wenn sodann von ihr aus die Aufmerksamkeit mit dem Worte zugleich auf den Gegenstand der Handlung übergegangen ist: so wird in Zukunft alles, was gegessen werdend gesehen wird, zunächst an den Namen Speise und von ihm aus an alle vorher gesehenen Speisen zugleich erinnern. Es entsteht ein aus ihnen allen zusammengesetztes und von jeder einzelnen immer wieder angeregtes Mischbild, in welchem als Product aus mehreren Factoren (der besonderen Wirkung des erinnernden Objectes, dem Grade der Häufigkeit der

verschiedenen Gegenstände, der Kürze der Zeit, die seit ihrer jüngsten Wahrnehmung verstrichen, und der Stärke ihrer Wirkungsfähigkeit auf die Lustempfindung), bald die eine bald die andere Gestalt, z. B. die der einen oder der anderen Frucht, mit lichten Farben hervortritt.

Hiermit allein würde freilich ein Begriffe bildender Geist noch nicht zu großer Klarheit über die Dinge gelangen können, wenn nicht der Sprachlaut auch zugleich die Fähigkeit in sich trüge sich zu entwickeln, indem sich seine besonderen Modificationen auf die einzelnen Variationen jenes schwankenden Mischbildes vertheilen, so daß zuletzt z. B. jede wesentlich verschieden gestaltete Speise auch ihren besonderen Namen erlangt, und so durch diesen auch nur an das ihr wesentlich Gleiche erinnert; während gleichzeitig einerseits das Allgemeine sich immer wieder von Neuem in anderen Worten erzeugt und bei jeder Beziehung des Gegenstandes zu der seinen Begriff hervorbringenden Handlung — in dem gegebenen Falle bei jeder Anschauung einer eben zur Speise dienenden Frucht — auch wieder in die Vorstellung tritt; andererseits, der einzelne den Sinnen vorliegende Gegenstand unablässig über das Aussprechbare hinaus und zwischen dem durch die Worte Vorstellbaren hindurch seine ihm eigenen Reize übt, und also der Mensch, von dem Anblick des Gegenstandes und dem Anhören mehrerer seiner Namen in unmittelbar auf einander folgenden Augenblicken gereizt, fast gleichzeitig und dennoch ohne Nachtheil der Klarheit ein und dasselbe von verschiedenen Gesichtspunkten aus vorstellen kann. Von der höchsten Bedeutung ist es für diesen Zweck, daß die Sprachentwicklung nicht mit einem einzigen Geschlechte abgeschlossen ist, sondern die Worte sich als bloße Erinnerungszeichen für eine Gattung

von Dingen vererben, ohne den geringsten Gedanken an ihre längst vergessene Urbedeutung mit herauf zu führen. So ist in Fleisch nichts mehr von der Bedeutung der Speise kenntlich, wovon der Begriff doch ausgegangen ist, und eben darum kann jener Klang um so reiner an alle jemals im Laufe der Zeit allmählich an ihn angeschlossenen Vorstellungen erinnern. Das Wort ist ein unsterblicher Begleiter des Dinges durch die Geschichte: es trennt sich nicht von ihm trotz aller Umgestaltungen, die dasselbe theils in der Natur, theils in unserer Anschauung erfährt. Wir nennen den Menschen, den wir als Jüngling gesehen, immer noch Mensch, auch nachdem er gealtert, und wir erkennen denselben Himmel in dem unendlichen Raume des Aethers, wie die Alten in dem metallenen Gewölbe und die noch älteren Geschlechter in dem als Vater verehrten Gotte. Das Wort hält die Einheit in dem so ganz verschieden Angeschauten aufrecht und macht durch seinen Anschluß an die Entwicklung die Entwicklung der Erkenntniß erst möglich. Durch seine Mittheilungsfähigkeit erweitert es die Mittel der Erfahrung, welche bei dem Thiere nie über das Individuum hinausgehen kann, ins Ungemessene, und bereichert damit nicht nur die Vorstellung von den Dingen, sondern klärt sie auch wesentlich, da das Zufällige durch die Vermehrung der Fälle nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit verschwindet. Bei alledem ist das Wort für jedes Zeitalter etwas ganz Positives von ebenso gegebenem empirischem Inhalt und von derselben Tiefe dunkler Wirkung wie die Dinge selbst. Wie hier um eine Empfindung in den Dingen, so gruppirt sich dort gleichsam ein Accord von Vorstellungen um eine Gehörempfindung, welche außer den Dingen, aber dagegen causal mit ihnen verknüpft ist.

Hätte übrigens der Sprachlaut auch nur die einzige Eigenschaft, zugleich Wirkung der Empfindung und Ursache ihrer Vorstellung zu sein, so müßte er schon dadurch eine Umwälzung in der Art der Empfindung hervorbringen, indem er sie zu einer bewußten machte; denn bewußtes Empfinden ist nichts als ein zugleich auch vorgestelltes. Da nun der Laut die Möglichkeit gewährt, Gesichtsempfindung vorzustellen, so muß diese, wenn sie mit Nothwendigkeit in einen Laut ausbricht, durch ihn auch wieder als Vorstellung reflectirt und also bewußt werden. Daher hat der Mensch Bewußtsein des Gesehenen, und eine bewußte Wahrnehmung der Dinge, und zwar ist dies Bewußtsein der Art seines Wahrnehmens wesentlich, da es von einer Ursache ausgeht, die ihrerseits dieses Wahrnehmens nothwendige Wirkung ist. Das Thier hingegen hat eben darum wenigstens von dem, was es sieht, kein Bewußtsein, als höchstens in Folge einer Zufälligkeit in einzelnen lichten Augenblicken. Und obwohl es uns von unserem Zustande höherer Klarheit aus ebenso unmöglich ist, uns das in Unbewußtsein hindämmernde Geistesleben der Thiere zu vergegenwärtigen, als dem Auge, aus erleuchtetem Raume in das Dunkel zu schauen, so haben wir doch eine derartige innere Erfahrung alle selbst erlebt, und wenn wir uns ihrer nicht erinnern, so ist gerade dieses ein Beweis, daß unser damaliges Leben in Wirklichkeit unbewußt gewesen ist. Denn nicht weil es uns an Gedächtnißfähigkeit gebrach oder an der Erinnerung gegenwärtig gebricht, wissen wir aus den Jahren unserer sprachlosen Kindheit nichts mehr; sondern weil das Erlebte nur in eben derjenigen Form als Erinnerung wiederkehren kann, in der es als Empfindung aufgenommen worden war, das Kind

aber, so lange es sprachlos ist, das heißt, von der Sprache nichts versteht, auch nicht bewußt empfindet, und uns daher das damals Empfundene niemals zur bewußten Vorstellung wird, welche allein zum Bewußtsein der Erinnerung führen könnte. Wenn wir nun freilich aus dieser unserer persönlichen Vergangenheit keine Aufklärung über den Gemüthszustand eines unbewußt empfindenden Wesens zu schöpfen vermögen, so haben wir doch wenigstens an dem Standpunkte unseres eigenen Denkens gegen unsere Kindheit ein Bild von dem Verhältnisse der Gegenwart des Thieres selbst zu seiner jüngsten Vergangenheit. Jedenfalls aber bietet unser Kindesalter und die ziemlich scharf mit der der Sprachlosigkeit zugleich abgeschnittene Grenze der Erinnerung einen einleuchtenden Beweis von der unbedingten Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der Sprache für das Bewußtsein.

Daß das Thier urtheile, läßt sich nach alledem nur unter einer nicht wohl zulässigen Ausdehnung dieses Begriffes behaupten, welche sehr verschiedenartige Geistesvorgänge in Eins zusammenwerfen würde: denn Urtheil ist nichts anderes als bewußte Empfindung, Erwartung oder Erinnerung; das Thier aber kennt nur die unbewußte Empfindung und die unbewußte Erwartung. Wenn wir bloß auf die Folge sehen, so nimmt in den thierischen Handlungen sehr Vieles den Schein an, aus Ueberlegung und Urtheil zu entspringen, was ganz bewußtlos und mechanisch geschieht; aber auch unter unseren eigenen Bewegungen werden manche, welche, weil sie von einem Urtheil begleitet zu sein pflegen, uns den bestimmtesten Eindruck machen, von demselben auch bewirkt zu sein, gelegentlich als ein bloßes mechanisches Spiel unseres Organismus erkannt. Gefäße,

die wir emporzuheben gewohnt sind, haben in unserer Erwartung ein ganz bestimmtes Gewicht; es würde nahe liegen, die mit dessen Schätzung verbundene genaue Accommodation unserer Kräfte für das Ergebniß einer weisen Berechnung zu halten: aber das eigenthümliche Gefühl der Ueberraschung, welches Jeder empfindet, der sich in dieser Schätzung getäuscht hat, der etwa ein leeres Gefäß für ein volles gehalten, und nachdem er seine Bewegung darnach eingerichtet, dieselbe nun mit allzu großer Gewalt zweckwidrig anwendet — ein Gefühl, welches kein anderes ist, als das des plötzlichen Uebergangs aus dem Unbewußtsein in das durch den Contrast wach gerufene Bewußtsein — kann uns über das gänzlich instinctive Wesen solcher Schätzungen belehren. Eigentliches Denken ist in der Regel so wenig fördernd für unsere Bewegungen, daß dieselben erst in ungestörter, maschinenmäßiger, und mit der Maschine auch durch mancherlei sprachliche Bilder verglichener Vollendung vor sich gehen, wenn sie zur Gewohnheit geworden sind, das heißt, wenn das Denken sie zu begleiten aufgehört hat; ja wir wenden uns sogar in zweifelhaften Fällen oft an das in uns selbst wirksame Mechanische um Aufklärung, z. B. wenn wir nicht wissen, wie ein Wort seiner Orthographie nach geschrieben wird. Daß aber die zweckmäßigen Bewegungen unser Denken als Ursache ihrer ursprünglichen Entstehung, die es bei manchen nachher durch Uebung in Gewohnheit und Fertigkeit übergegangenen allerdings ist, nothwendig voraussetzen, wird angesichts der unendlichen Zweckmäßigkeit, die wir in unserem Körperbau fortwährend verwirklichen, ohne es jemals gewahr zu werden, angesichts auch nur der Wunder der Ernährung, gewiß nicht behauptet werden können.

Das Denken überliefert vielmehr der der Thierbewegung innewohnenden Zweckmäßigkeit nur einen neuen Stoff, dessen Begrenzung aus seiner Eigenschaft, ausschließlich Denkobject zu sein, bestimmt werden muß: in allem Uebrigen ist es nur ein Spiegelbild unserer Handlungen, und nicht ihr Urbild. Weit entfernt also, dem Thiere wegen der Aehnlichkeit seiner Handlungen mit den unsrigen Urtheile zuzuschreiben, müssen wir im Gegentheile in solchen Fällen geneigt sein, die Bedeutung des Urtheils als Beweggrund für uns selbst in Zweifel zu ziehen.

Schätzung der Entfernungen ist ganz offenbar dem Thiere mit dem Menschen gemein; auch das Thier objectivirt also die Gesichtsempfindung und setzt sie nach außen. Allein diese Versetzung ist bei ihm wie bei uns kein Denkvorgang, keine Ueberlegung. Sie beruht darauf, daß die Theile der Körper auf das Gefühl unmittelbar, auf das Gesicht aber mittelbar und aus der Entfernung wirken. Soll nun die Erwartung der Gefühlsempfindung, welche die des Gesichts rege macht, verwirklicht werden, so muß Annäherung stattfinden und diese (oder ihr Gegentheil) entsteht instinctiv, wie bei der Anziehung durch einen lockenden Geruch. Ohne solche instinctive Anziehung oder Abstoßung würde die Bewegung überhaupt nicht erfolgen; das Maß dieser Bewegung aber ist eine Folge ebenfalls instinctiver, zum geringsten Theil aus den Erfahrungen des Einzelwesens entsprungener, zu ungleich größerem angeborener und anentwickelter Schätzung, aus welcher die Anschauung der Entfernung in jedem gegebenen Falle einzig und allein besteht. Ebenso verhält es sich mit der Schätzung der Gestalt, sofern dieselbe nichts anderes ist, als eine Aneinanderreihung von verschiedenen

Entfernungen, welche auch das Thier innerhalb des Kreises seiner Interessen, z. B. bei Umfassung seiner Beute, sehr wohl zu behandeln versteht. Auf alle diese Leistungen hat das entstehende Denken zunächst gar keinen Einfluß gehabt, und der gewaltige Umschwung, den es hervorrief, bestand noch einen langen Zeitraum hindurch in Veränderung nicht der Handlungen, sondern nur der Gefühls- und Vorstellungsweise, und war vorwiegend innerlich. In Beziehung auf das innerliche Leben bildet aber das Bewußtsein gegen das Unbewußtsein in der That einen tiefen Gegensatz. Schon in seinen ersten Anfängen ist das Urtheil hinsichtlich seiner Wirkung auf das Gemüth von der thierischen Erwartung ebenso verschieden, wie seinem Ursprunge nach nicht aus ihr erklärlich. Das bestimmteste, am sichersten auf seine Ursache bezogene Angstgefühl, wie es von einer Thierseele etwa beim unmittelbaren Annahen eines Löwen empfunden werden mag, ist immer noch nicht auf der Höhe des Urtheils in seiner einfachsten Form: er kommt! Zu einem solchen Satze aber, wie: der Löwe kommt! bedarf es schon einer ganzen vorausgegangenen Entwickelung, der Fähigkeit, das ungetrennte, einheitliche Ereigniß nach seinen beiden Theilen aufzufassen, und das von einem ruhenden Hintergrunde sich Lösende und Verändernde zu bemerken. Die Zusammensetzung dieser beiden Elemente des Urtheils aus dem beobachteten Hintergrunde und der bemerkten Veränderung, ohne Vermischung beider, ist nur durch Begriffe und durch Worte, welche sie für die Vorstellung fest halten, möglich.

Die thierische Erwartung bezieht sich durchaus auf die Zukunft; das Urtheil zunächst auf die gegenwärtige Wahrnehmung, welche es bewußt macht. Indem das Urtheil

diese Wahrnehmung überdauert, bringt es gleichsam die Erwartung der Vergangenheit hervor, nämlich Erinnerung an dieselbe, welche für Thiere gar nicht vorhanden ist; indem es in die wahrgenommene Thätigkeit auch ihr erwartetes Ziel mit aufzunehmen und durch die Sprache das Erwartete von dem Wahrgenommenen zu unterscheiden vermag, gewährt es allmählich, nach Ausbildung von mancherlei vernunftfördernden Verbindungen zusammentretender Begriffe, ein Maß der Zeit und eine Schätzung der Zukunft, wo dem Thiere nur eine dunkle Masse in eins zusammenfließender Erwartungsgefühle gegeben ist.

Was das Vermögen zu *schließen* betrifft, so kann freilich auch das Thier aus dem Empfundenen erwarten; aber aus dem bewußt Empfundenen bewußt erwarten, welches eigentlich schließen heißt, und vollends aus dem bloß Vorgestellten erwarten, kann nur der Mensch, weil nur ihm sich die Vorstellung zur Empfindung verkörpert, und als lautendes Urtheil gehört wird. Nur er kann also aus dem noch zu Erwartenden etwas Ferneres erwarten, da jenes ihm in Form des Erwartungsurtheiles gegenwärtig ist, und so aus Urtheilen Urtheile in unendlicher Reihe folgern; sowie andererseits aus dem Vergangenen auf das Künftige schließen und ein verflossenes Leben voll Erfahrungen zur Belehrung für das ihm bevorstehende verwenden. Er kann ferner seine Erwartung mit seiner Wahrnehmung vergleichen, und es gibt daher nur für ihn Erkenntniß des Irrthums, nur für ihn Wahrheit. Und endlich, was das Größte ist, der Mensch kann aus der Gegenwart die Vergangenheit erwarten, und durch diese Umkehr der erwartenden Verrichtung aus der Wirkung auf die Ursache schließen, womit er den Weg zur Erkenntniß des Wesens der Dinge betritt.

Wenn wir als den Stützpunkt, welcher es dem Menschen möglich macht, mit Urtheilen ebenso zu verfahren, wie das Thier nur mit Wahrnehmungen, die Lautempfindung annehmen, die das Urtheil festhält, so wird hierbei vorausgesetzt, daß das stille Denken im vollsten Sinne ein innerliches Sprechen ist. Vermuthlich ist lautloses Denken überhaupt verhältnißmäßig jung, wie auch noch die Kinder manches sprechen, was sie nur denken wollen, und wie der Sprache vielfach „sprechen" auch denken ist, so daß noch nach gegenwärtigem Sprachgebrauche man sich sagt, was man sich vorstellt. — Was wir Denken nennen, ist ein in Folge vieltausendjähriger Uebung unmerklich in den Centraltheilen verlaufender Sprachproceß, welcher indessen nur eine gewisse Stärke annehmen muß, um auf die Organe überzuspringen; wie denn, von dem Umschlage in wirkliches Sprechen, welches der Affect bewirkt, ganz abgesehen, wer sich bei einigermaßen tiefem und anstrengendem Denken selbst beobachtet, das Stimmorgan dabei thätig finden wird. Ohne Zweifel sind auch die dem Gehörorgane entsprechenden Centraltheile beim Denken in Anspruch genommen; wenigstens wird dasselbe kaum durch etwas anderes so sehr als durch betäubenden Lärm gestört. Uebrigens gewinnt jederzeit ein Gedanke dadurch, daß er gesprochen wird, an Bestimmtheit, und durch seine bloße Hörbarkeit, auch in ganz unveränderter Gestalt, an Wirkung auf das Gemüth.

Demnach mag das Denken zum Sprechen sich etwa verhalten, wie sich im Ganzen zur Muskelbewegung der Wille verhält, da auch dieser nur der im Centrum vorhandene, und wenn er auf dasselbe, anstatt sich auf die Bewegungsorgane fortzupflanzen, beschränkt bleibt, in irgend einer Weise

rückwärts auf Empfindung wirkende Bewegungsreiz ist. Denken ist also sprechen wollen, jedoch nur in dem Sinne wie hungern essen wollen, oder wie die Aufregung bei musikalischem Takte, tanzen wollen: nämlich als Sprachreiz, nicht als Absicht zu sprechen. Und so kann denn auch die Willkür, welche der Mensch in Beziehung auf das Denken übt, indem er sich in Gedanken mit einem Gegenstande zu beschäftigen, über ihn nachzudenken und zu forschen vermag, zunächst als ein willkürliches Sprechen, sodann aber als eine willkürliche Verwendung der dasselbe beim Denken vertretenden Centraltheile angesehen werden, vergleichbar auf dem Gebiete der Sinnesempfindung dem willkürlichen Tasten, Spüren und Betrachten, und dem Principe aller thierischen Bewegung überhaupt entsprungen, welche überall darauf ausgeht, das Bewegte dem ihm eigenen Lustgefühle auszusetzen, oder eigentlich nur dem Schmerzgefühle zu entziehen.

Der Abstand, welchen die Fähigkeit zu denken zwischen Menschen und Thieren in ihrem äußeren wie inneren Leben unausbleiblich herstellt, ist so gewaltig, daß er durch begriffliche Gegensätze wie etwa Verstand und Vernunft keineswegs erschöpft wird. Auch ganz isolirt und in Bezug auf künstliche Mittel in thierischer Hülflosigkeit gedacht, ist ein Wesen, das die Möglichkeit hat zu denken, und willkürlich zu denken, schon hierdurch allein von allen nicht denkenden auch in dem rein Verständigen vielleicht noch schärfer getrennt, als Menschenverstand von irgend einem anderen denkbaren geistigen Vermögen nur immer sein mag.

Wenn gleich die Anwendung der Glieder zu den nächsten Lebenszwecken, als instinctiv, durch ein Hinzutreten des Denkens keine wesentliche Aenderung erleidet, so vermehrt es

doch deren thierische Motive und Erregungen und bringt entfernte Absichten und planmäßige Ueberlegung ins Spiel, welche für sich allein selbst auf dem niedrigsten Gebiete des leiblich Nützlichen eine auf die Dauer unwiderstehliche Uebermacht über die rohe Kraft und einen unberechenbaren Vorsprung vor tieferstehenden Geistesbildungen verleiht. Der Mensch, und sei er auf den Vorzug des Denkens ganz allein beschränkt, ohne seine mittelbaren Folgen und Schöpfungen, tritt den Ereignissen vorbereitet entgegen, meidet Gefahren, von denen das Thier überrascht wird, und sucht Vortheile auf, die an dem Thiere ungeahnt und unbemerkt vorübergehen. Auch wählt er zwischen mehreren ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Wegen die zweckmäßigsten und zieht bei Bestimmung der Wirkung seiner Handlungen eine Menge von Erfahrungen in Betracht, da er durch Vorstellungen, die ihm die Sprache in jedem gegebenen Augenblicke gegenständlich macht, aus der Ferne von Anstößen gelenkt, von Kräften getrieben und gehalten wird, für welche es der Thierseele, wie sehr sie für dieselben auch an sich empfänglich sei, in dem Momente des Handelns an der vermittelnden Leitung fehlt.

Aber ein denkendes Wesen kann nicht dabei stehen bleiben, seine thierischen Mittel ausgedehnter, mannigfaltiger, berechneter zu benutzen; es kann nicht fehlen, daß es sie auch vermehrt, daß es neue, menschliche erwirbt. Wie Jenes durch die Möglichkeit einer eigenthümlichen Art der Vorstellung, so erwächst ihm Dieses durch die Anschauung, durch das Verhältniß, in welches es zu den Dingen tritt, und die daraus entspringende Fähigkeit, Dinge zu behandeln. Der Mensch benutzt nicht nur, wie andere Geschöpfe, eine Oertlichkeit

zur Wohnung, eine Beute als Speise, sondern ein zufällig in seinem Bereiche befindliches oder im Kreise seines Denkens und Schließens einheimisches Ding zu berechnetem Zwecke. Mit seinen natürlichen Waffen wehrt sich ein jedes Thier zu unserer Bewunderung trefflich; aber sein Leben oder Tod mag davon abhängen, daß es einen Stein, der vor ihm liegt, und bloß vorwärts gestoßen, hinreichen würde, seinen Gegner zu zerschmettern, auf denselben herabwälze: es stirbt, ohne sich zu einer solchen Ueberlegung zu erheben, und die äußerste Noth macht es niemals erfinderisch. Denn es hat keine Anschauung von dem Steine und keine Vorstellung von seiner Bewegbarkeit und ihrer erst zu erwartenden Wirkung, die es doch, wenn sie ihm unmittelbar über dem Haupte droht, seinerseits zu erwarten und zu meiden versteht. Noch weniger kann es jemals zu einem Geräthe oder gar Werkzeuge gelangen, da die beiden Wege, die zu deren Erfindung führen, Absicht und Zufall, ihm gleich verschlossen sind. Der Mensch, wenn er absichtlich erfindet, sucht für die Wirkung, die er beabsichtigt, eine zureichende Ursache unter den ihm bekannten auf, was er ohne die Erinnerung an alle diese, und ohne die Fähigkeit zu schließen und Vorstellungen zu vergleichen, nicht vermöchte. Erfindet er aber, wie es meistens geschieht, zufällig, indem die in der Folge beabsichtigte Wirkung anfangs absichtslos hervorgebracht wird, so ist nicht nur eine Reihe von Schlüssen nöthig, um des Menschen eigene, jene nützliche Ursache hervorbringende Thätigkeit aufs Neue anzuregen, sondern es müssen auch Zweck und Mittel, wenn bloß das eine vorliegt, einander wechselseitig in die Erinnerung rufen können. Ein noch so begabtes, nur nicht denkendes Thier, wird, wenn es vor Hunger verschmachtend,

nur durch eine Schlucht, über die es nicht setzen kann, von reichen Früchten abgeschnitten ist, sich keine Brücke aus einem vor ihm liegenden Baumstamme bilden, da es ihn nicht einmal in eine andere Lage zu denken, oder sich seiner aus einer früheren Wahrnehmung in einer solchen zu erinnern, geschweige an dieselbe Schlüsse zu knüpfen vermag; wie sollte es ihm nun möglich sein, einen solchen Baumstamm zu suchen, da es ihn nicht einmal zu benutzen weiß, wenn es ihn hat; oder wie sollte es einen Baum zu einem solchen Zweck verarbeiten, da es keine Mittel hat, von dem Baume auf den Stamm zu denken und den Zusammenhang zwischen beiden, sowie das Verhältniß umgestaltender Thätigkeit zu demselben, durch Begriffe zu erkennen? Fast noch weniger ist es denkbar, daß ein Thier ein Geräthe *zufällig* erfinde; denn abgesehen von gewissen, gerade den niedrigen Gattungen anerschaffenen Instincten, denen Richtung und Zweck eben so bestimmt vorgeschrieben, als Ueberlegung fremd ist, arbeiten die Thiere nicht, da sie kein Interesse an den Dingen und einer Veränderung derselben durch ihre eigene Thätigkeit haben; es fehlt ihnen also jede Möglichkeit, eine von ihnen selbst ausgehende durch Zufall zweckmäßige Schöpfung wahrzunehmen. Es ist schon ein Wunder thierischer Intelligenz, wenn sie im Verkehr mit den Menschen einzelne Geräthe derselben bis zu einem gewissen Grade gebrauchen lernen, und sie treten damit eigentlich über den natürlichen Kreis der Thierwelt schon hinaus. Aber sich einen Gegenstand bereiten, können sie niemals lernen, theils weil es für sie keine Gegenstände gibt, theils weil sie nicht nach dem bloß Vorgestellten streben und also, da das zu Schaffende nicht vorhanden ist, alles Nichtvorhandene aber bloß als

Vorstellung wirkt, überhaupt nichts schaffen können; und dies ist einer der entschiedensten und beständigsten Gegensätze zwischen Mensch und Thier, da hier in der That auf der einen Seite alle Menschen, auf der anderen alle Thiere ausnahmslos einander gegenüberstehen.

Unter den Gegenständen, welche für uns in einem ganz anderen Sinne objectiv vorhanden sind, als für die anderen Gattungen der Thiere, befinden sich auch die der eigenen Gattung angehörigen Wesen selbst. Der Mensch ist dem Menschen unendlich mehr, als irgend ein anderes Thier für eines seines Gleichen; denn er versteht und begreift ihn, und fühlt, daß auch er selbst verstanden und begriffen wird. Das feinste und bestimmteste Mittel dieses Verständnisses ist für ihren Kreis die Sprache, und unstreitig würde uns ein großer Theil der lebendigen Welt in ihrem Inneren weniger dunkel sein, als sie es ist, wenn eine ähnliche Verkündigung aus ihr zu uns herüberklänge. Aber die Sprache konnte das Verständniß nicht ursprünglich für sich erzeugen, da sie nur an Empfundenes anknüpft und erinnert, Unempfundenes zur Empfindung zu bringen aber gänzlich außer Stande ist. Sie ist hierin von dem Schmerzensschrei auf keine Weise unterschieden, als etwa, daß sie nicht bloß, wie dieser, gemeinsame Fähigkeit den gleichen Schmerz zu empfinden, sondern auch, wegen ihrer Heranbildung durch und an die Wirklichkeit, die wirkliche gemeinsame Wahrnehmung alles in ihr Ausgedrückten voraussetzt. Ein Wort für ein von mir nie wahrgenommenes Ding bleibt mir unverständlich, bis es erklärt, das heißt auf Namen anderer vergleichbarer Dinge zurückgeführt worden ist, die ich wahrgenommen habe; und so wenig die Sprache allein den Anblick einer noch nie

gesehenen Farbe ersetzen kann, so wenig würde sie über das Empfinden eines Anderen Aufschluß geben, wenn es an sich nicht Gegenstand unserer sonstigen Erfahrung wäre. Sowie um die Bezeichnung eines sichtbaren Objectes auch nur hervorzubringen, dasselbe gesehen werden mußte, so muß auch das Gefühl, z. B. des Zornes, auf irgend eine Weise wahrnehmbar geworden sein, ehe es in den Worten seine Bezeichnung finden konnte; und zwar mußte nicht das eigene, sondern das fremde Gefühl in diesem Augenblicke wahrnehmbar geworden sein, da es sonst an einem nach außen hin kenntlichen Objecte für die entstehende Bezeichnung gefehlt haben, und das Wort, welches das Gefühl ausdrücken sollte, kein Verständniß gefunden haben würde. Daß also der Mensch das Empfinden des Menschen versteht, kann nicht Ergebniß der Sprache sein, sondern umgekehrt; obwohl er, nachdem die Empfindungen ebenso wie die äußeren Objecte durch Worte wiedergegeben werden, auch ebenso wohl an sie erinnert und von ihrem jedesmaligen Vorhandensein durch Urtheile belehrt werden kann. Die Form, unter welcher das Empfinden dem Menschen verständlich wird, ist, wie sich im Einzelnen durch Wortforschung bestimmt erweisen läßt, die Mitempfindung, es ist eben jener Reiz, welcher die Sprache selbst am Anfange der menschlichen Seele zu entströmen zwang; Sympathie, welche der Anblick der empfindungentsprungenen Bewegung unwiderstehlich wach rief, und zu einem Mittönen zugleich der Bewegung und der Empfindung in dem Anschauenden gestaltete.

Verstehen wir also die Thiere nicht völlig, so geschieht es, weil wir ihnen nicht hinlänglich gleich gestimmt sind, und aus diesem Grunde werden wir ihre Innenseite auch

kaum jemals ganz begreifen, weil die nothwendige Unterlage des Begreifens, das gleiche Empfinden, fehlt; sowie niemand sich in die Empfindung des Geruchssinnes durch Vorstellung versetzen kann, dem dieser Sinn gebricht. Aber daß die Thiere selbst einander nicht in demselben Grade wie wir verstehen, dies hat seinen Grund darin, warum sie auch nicht denken: weil auf sie nämlich der Anblick der Bewegung von ihres Gleichen nicht eben diesen Eindruck macht. Der Reiz der Mitempfindung für die Thierwelt, und ein mächtiger, ist der Schrei. Dieser aber macht nicht wie die Sprache auch Darstellung der fremden Empfindung möglich, da er immer unmittelbarer Ausdruck der eigenen ist; und wie weit auch die Mittheilungsfähigkeit auf dem noch unaufgeklärten Gebiete der Thiersprache gehen möge, so ist doch, wie ich glaube, schon aus den Folgen zu ersehen, daß sie, wenn auch vielleicht zu sympathetischer Erregung niederer Sinnesempfindungen und der Willensthätigkeit wirksam, doch weder die Gesichtswahrnehmung noch die Mitempfindung schildert, und daher weder von dem Aeußeren noch von dem Inneren eines Mitgeschöpfes ein Bild in der Phantasie des Thieres zurückläßt.

Der Vorzug, welcher den Menschen dadurch erwächst, daß sie einander beachten und mit einander empfinden, ist sehr mannigfaltig, und theils mittelbar, theils unmittelbar. Denn daß Einer von der Erfahrung des Anderen Kenntniß nimmt und Nutzen zieht, geschieht nur in Folge dessen; da er den Nutzen der Handlungsweise seines Nächsten nicht gewahren würde, wenn er die Handlungen desselben nicht beachtete und die auf sie folgenden Empfindungen nicht mitempfände. Ob er aber vor einer Gefahr gewarnt wird,

welcher er seines Gleichen wirklich ausgesetzt mit eigenen Augen sieht, oder ein erfahrener Greis ihm lehrreiche Schicksale seines Lebens mittheilt, oder ob eine fortgeerbte Ueberlieferung die Einsicht von Jahrhunderten und wohl gar Jahrtausenden dem Kinde der späten Nachwelt zur Belehrung darreicht: dies ist im Wesentlichen immer nur dasselbe. Nicht weil Erfahrung mittheilbar ist, sondern weil sie miterfahren werden kann, nützt die deinige auch mir; und die Sprache leistet nur, indem sie an die Empfindung Entfernter erinnernd auch für sie die ähnliche Mitempfindung erweckt, das freilich Ungeheure, daß sie die Erfahrungen unendlich Vieler, der Möglichkeit nach sogar Aller, zu den meinigen macht. So wird die Menschheit zuletzt zu einem einzigen erfahrenden Geiste, und die ganze Welt eines jeden Geistes Object. So weit es erkennbare Kräfte in der Natur, so weit es berechenbare Begebnisse in der Erscheinungswelt gibt, die auf das Wohl und Wehe der Menschen Einfluß üben, so weit erstreckt sich in immer wachsender Ausdehnung die Gesammterfahrung des Geschlechtes, und das Heil, welches ihm aus dem gemeinsamen Erkennen zufließt.

Warum belehrt aber unter den Menschen der eine den anderen? warum ist er ihm hülfreich? warum fördert er nicht nur seine eigenen Zwecke, sondern ein jeder wechselseitig auch die des anderen, so daß ein Zusammenwirken entsteht, in dem ein jeder Einzelne wohl entbehrlich, aber seinerseits des Ganzen immer bedürftig ist? Dies ist eine weitere Folge unseres Wissens um einander. Wenn es auch keine edleren Triebfedern in unseren Seelen gäbe, so würde doch schon die Wahrnehmung der Kräfte eines Anderen und

der Gedanke der Möglichkeit, sie ebenso wie die todten Dinge zu verwenden und zu genießen, verbunden mit dem Gefühle, daß Jener denselben Vorstellungen zugänglich ist, zu einer Art von Austausch der Leistungen führen können. Es müssen nun zwar idealere und tiefere Regungen, in einer langen Kette vielseitig von Selbstsucht zum Theil so sehr, als es unserer Gattung irgend möglich ist, freier Bestrebungen entwickelt, hinzukommen, um ein so vollendetes, in erstaunlichen gemeinsamen Unternehmungen zur Beherrschung der Natur, in Zusammenfassungen ganzer Drittheile unserer Gattung zu Weltreichen, in dem Gedanken einer Menschheit, der zu einer Art von irdischer Allmacht nur die vereinigende Gliederung zu fehlen scheint, gipfelndes Handeln zur Wirklichkeit zu führen: aber dies alles beruht auf einem Wechselverhältniß von Mensch und Mensch, als einander begreifenden, fühlenden und verstehenden Wesen.

Es gibt aber noch eine ganz andere, weit nähere und ganz unmittelbare Wirkung unserer triebartigen Mitempfindung mit unseres Gleichen, welche des Menschen Gesichtskreis zwar nicht auf fernere Objecte ausdehnt, noch seine Macht erweitert, aber dennoch sein Handeln, und zwar schon in der Urzeit und mitten in einem noch wilden und culturlosen Zustande, gänzlich umgestaltet und von dem Thierischen ungemein geschieden hat. Der Mensch nämlich weiß, daß er heranwächst, altert, stirbt; und er weiß dies, weil er unmittelbar fühlt, daß das gleiche Verhängniß mit seines Gleichen seiner wartet. Eine solche Voraussicht seines Schicksales ist das älteste, das ursprünglichste gemeinsame Erfahrungswissen aller Menschen; wiewohl es gewiß ist, daß sie dieses Wissen unmöglich vor der Sprache haben konnten,

da es zu demselben nicht bloß der theilnahmvollen Wahrnehmung, sondern auch der Beobachtung eines Einzelwesens durch mehrere Stufen seines Daseins unter Bewußtsein seiner Identität bedarf. Die durch die Sprache geschaffene Erkenntniß, welche das Auge des Menschen für die Zukunft öffnet, aber ihn auch zum Sterblichen und damit zum einzigen unglücklichen Thiere macht, bestimmt, seitdem er um ihretwillen die Pforten der Thierwelt überschritten, das Thun seines ganzen Lebens. Er bereitet, wer er auch sei, seine Jugend, und unter allen, auch den rohesten Völkern die Kindheit seiner Nachkommen für einen späteren Zeitraum vor; er lebt planvoll, arbeitet und erwirbt, oder schöpft aus dem Bewußtsein des Besitzes Sicherheit für Zukunft und Alter; und ein jedes menschliche Bestreben trägt in allen Zonen, Zeiten und Lagen die bestimmte Spur seines erkannten Maßes. Auch Sorge für etwas über den Tod hinaus Liegendes ist unter den mannigfaltigsten Formen so sehr fast allen Menschen gemein, daß wir sie in ihrer Wirkung jenen merkwürdigen, auf gewissen Stufen des Thierreichs mit beinahe allein herrschender Gewalt auftretenden Instincten an die Seite stellen können, die dem elterlichen Dasein oft sogar den Anschein geben, bloß als einleitendes Mittel für das künftige Geschlecht vorhanden zu sein, für dessen lebensfähiges Auftreten es sich willenlos aufopfert, und nach dessen zulänglich vorbereiteter Ausstattung es, wie nach gelöster Aufgabe, nicht selten unmittelbar selbst erlischt.

Was die sittliche Handlungsweise des Menschen betrifft, so ist zwar die eigentliche Triebfeder derselben nicht in der Vernunft zu suchen; und warum sollte eine Gattung, welche durch eine besondere Steigerung des Gesichtssinnes zur Fähigkeit

der Weltanschauung gelangt ist, nicht auch zugleich nach anderer Seite hin in bevorzugtem Grade entwickelt sein können? Dennoch aber ist die Vernunft, in ihrer uns bekannten Abhängigkeit von dem Sprachreize, die nothwendige Vorbedingung auch der ethischen Handlungen, und zwar aller formell, der meisten auch materiell. Grausamkeit und Mitleid können beide nur mitempfindenden Wesen eigen sein, Gerechtigkeit sogar nur ausgebildet Denkenden. Der Besitz des Beweglichen und ein Gefühl für dingliche Rechte sind ohne ein Bewußtsein von den Dingen und von Menschen, die uns und ihnen gegenüberstehen, undenkbar; alle Scheu vor Anderen, persönliche Ehre und das Streben danach beruhen auf dem Gefühl empfunden zu werden, Vernunftobject zu sein. Wie viele ethische Handlungen, seien sie nun vor unserem Urtheil Tugend oder Laster, bleiben somit auch nur ihrem sachlichen Inhalte nach übrig und möglich, wenn wir das von der Sprache bedingte oder mit ihr zusammenfallende Denken hinwegnehmen? In der sich selbst überlassenen Thierheit gibt es in der That auch materiell weder Gutes noch Schlechtes. Denn das Thier handelt immer nur naturgemäß, und kann keinem anderen Maßstabe als der Naturforderung seines Individuums unterworfen werden; der Mensch hingegen verliert mehr und mehr die Richtschnur eines ihn mit Bestimmtheit leitenden Einzeltriebes, während sich in gleichem Maße seinen immer freier und vielfältiger wirkenden Sondergelüsten der Gesammttrieb der Gattung, in Stämmen und Völkern mannigfach entwickelt, als öffentliche Meinung, Sitte und Gesetz zur Schranke und zur Norm entgegenbildet, nach welcher er beurtheilt werden muß. Und wenn auch ganz das Thier

mit dem Menschen dasselbe thun würde, so würde seine Handlung doch keinem sittlichen Urtheile unterliegen, und weder gut noch schlecht sein, solange ihr die beiden formalen Elemente alles Ethischen fehlen, Selbstbewußtsein und Zurechnungsfähigkeit. Es ist zwar keineswegs wahr und der allein hier geltenden inneren Erfahrung entsprechend, daß die Tugend nach der Stärke der bloßen sittlichen Reflexion, ja wohl gar der entgegenstehenden Triebe, also der natürlichen Schlechtigkeit zu messen sei; sondern ein in dunkelem Drange recht handelnder, von Güte des Herzens gezwungener, von Großmuth beherrschter Charakter, ein aus angeborener Hoheit der Gesinnung reiner, edler und gerechter, aus überströmender Fülle uneigennützigen Wohlwollens liebreich aufopfernder Mensch ist unstreitig für eine jede Seele ein Gegenstand der Ehrfurcht und der Liebe, und das menschliche Herz bewundert und verehret, um kühle Verstandestheorien unbekümmert, zu allen Zeiten die tugendhaft hingebende Begeisterung und sittliche Leidenschaft. Allein etwas anderes, allerdings Vernünftiges fordert ein Jeder von einer Handlung, die er seinem lobenden oder tadelnden ethischen Urtheile unterwerfen will; nämlich, nicht daß sie von Vernunftprincipien, von bewußten, sittlichen Begriffen ausgehe, wohl aber daß sie selbstbewußt, daß sie durch ein von Bewußtsein begleitetes Wollen hervorgebracht sei, auf welches die Beurtheilung sich ganz eigentlich bezieht; und dieses Selbstbewußtsein ist nur eine der Folgen jenes durch die Sprache hervorgerufenen Vermögens, die Dinge, die Menschen und darunter auch uns selbst als Gegenstände zu begreifen und gleichzeitig sowohl wahrzunehmen als vorzustellen. Und was endlich hinzukommen muß, um die bewußte Handlung zurechnungs-

fähig werden zu lassen, ist Wahl durch Willensfreiheit, das ist das Vermögen durch einen fremden Willen bestimmt zu werden; wobei es sowohl zur Wahrnehmung des fremden Willens, als zur Vergleichung mehrerer streitenden, der Sprache und des Denkens offenbar bedarf.

Während auf solche Weise der ganze Kreis des ethischen Handelns, durch welches der Mensch zugleich besser und schlechter als das Thier wird, von der Sprache abhängig ist, weil er nothwendig unter das Bewußtsein fallen muß, so erstreckt sich dieses seinerseits umgestaltend auch auf andere, ja auf alle menschlichen Handlungen. Die überlegene Gewalt, welche dem menschlichen Wollen in seinen verschiedenartigsten Richtungen zukommen kann, bezieht sich nicht immer auf eine größere Menge oder Stärke seiner Mittel, sondern oft noch mehr auf seine eigene ihm innewohnende Kraft und Consequenz, wodurch vielleicht unwiderstehlicher als durch Kriegs- und andere Künste die bewußten Völker über die unbewußten den Sieg davontragen, und wodurch die geheimnißvolle Macht aller Mächte, der Charakter, und eine das Unglaubliche duldende und überwindende Festigkeit unerschütterlicher Grundsätze möglich wird. Klarheit des Bewußtseins, die den Leiden ihre phantastische Gewalt entzieht, verleiht dem Geiste eine Ruhe und Herrschaft, vor welcher der Stoff selbst sich zu beugen scheint. Die Gabe, zu wissen, was er thut und erleidet, sichert dem Menschen bei seinem ersten Erscheinen auf der Erde den Vorrang unter den Lebendigen, welcher die Dinge ihm, statt ihn den Dingen unterordnet; sie gibt auch seinen Bewegungen einen Anstrich von Würde und Besonnenheit, welcher ihn selbst auf niedrigen Entwicklungsstufen schon äußerlich auszeichnet, und ihn nur

mit dem Verschwinden des Bewußtseins in Krankheit und Gehirnentartung ganz verläßt.

Als die höchste Entfaltung des menschlichen Denkens endlich, welche niemals jemand den Thieren zugeschrieben hat, kann die im engsten Sinne sogenannte Vernunft gelten, jenes Vermögen wissenschaftlicher Erkenntniß und Weltbeurtheilung, welches den Menschen antreibt und befähigt, sich beobachtend um die Dinge zu bemühen und ihr Wesen aufzusuchen, wobei er zu Urtheilen gelangt, die sich zwar nicht der Form nach, aber desto mehr in ihrem Inhalte von den gewöhnlichen unterscheiden, indem sie nämlich nicht bloß vorübergehende Wahrnehmungen in Gedankenform, sondern dauernde Gesetze und mehr oder weniger allgemeine Wahrheiten enthalten: Gegenstände, welche, wie man glauben sollte, ihn gar nichts angehen, auf sein Leben und Befinden keinen ersichtlichen Einfluß üben, und also nur Ziel eines, wenn wir so sagen dürfen, uninteressirten Interesses, seiner Neugier und Wißbegierde sind. Ein solches Bestreben und das Verständniß dafür ist so sehr bloß menschlich, daß es nur in schwachen Anfängen der ganzen Gattung, in bewußter Ausbildung sogar nur einer sehr kleinen Minderheit angehört. Dennoch führt auch dieses scheinbar streng theoretische und auf Wenige eingeschränkte Vermögen praktische Erfolge, und zwar vielleicht gerade die gewaltigsten, für die Wohlfahrt Aller mit sich. Denn man sehe nur, welchen künstlichen Hülfsmitteln wir unsere größte Macht verdanken, ob sie nicht alle aus der Beobachtung der Kräfte der Natur, deren Wirkungsbedingungen erforscht und zu von uns bezweckten Wirkungen in Anspruch genommen werden, erfunden und gewonnen sind; und gerade dieses gibt unserer

Erfindungskraft ihre unerschöpfliche Fülle, und unserer Gewalt über die Natur die Aussicht, zu einer vorher nicht bestimmbaren Größe fortschreitend anzuwachsen, daß sie wahrhaft schöpferisch verfährt, wie die Natur selbst, nämlich nicht zu gegebenen Zwecken nach einem Mittel suchend, sondern zufällig Erwachsenes zu Mitteln für neue Zwecke, oder doch eben um der neuen Mittel willen verwandelte, gestaltend. Oder wären wir, wenn wir darauf beschränkt sein würden, in einer jeden vorhandenen Nothlage über ein Auskunftsmittel nachzusinnen und die ganze Natur nach einer für unsere Rettung verwendbaren Kraft zu durchsuchen, nicht noch heute arm und hülflos, wie es die am weitesten zurückgebliebenen Menschenstämme kaum mehr sind? So aber verdanken wir Vieles der zufälligen Erfahrung, welche in freien Augenblicken gewonnen, in der Stunde des Bedürfnisses nützt; und am meisten der eben weil zwecklosen auch vielseitigen Beobachtung, welche in Beziehung auf die Zwecke, denen ihre nicht darum gesuchten Ergebnisse dienstbar gemacht werden, eben so sehr ein bloßer Zufall ist.

Wenn wir nun nach dem eigentlichen Gegenstand, Ursprung und Ziel einer solchen um des Nutzens willen offenbar nicht geübten Beobachtung der Dinge fragen, so müssen wir immer mehr erkennen, nicht nur, wie unentbehrlich als Mittel, wie erforderlich als Ursache die Sprache für die Vernunft gerade in Verfolgung ihrer höchsten Probleme sei, sondern daß sie ihr auch von Anbeginn urverwandt ist, und aus eben derjenigen Wurzel sproßt, aus welcher das speculative Denken entstammt, und so viel wir einzusehen vermögen, allein entstammen kann.

Ohne den Gesichtssinn ist keine Wahrnehmung des

Ursachenverhältnisses möglich, denn nur durch diesen Sinn kann ein Gegenstand, auf welchen gewirkt wird, von mir wahrgenommen werden, ohne doch ich selbst zu sein. Eine objective Außenwelt des Riechbaren ist an sich nicht undenkbar, indem die Witterung ebenso wie auch der Anblick die Bewegungen des Thieres nach außen zu den Gegenständen leitet; aber eine Causalverknüpfung zwischen den bloß durch Witterung wahrgenommenen Dingen ist unmöglich. Wenn wir nicht selbst wirkten und Wirkung erführen, so würden wir von causalen Vorgängen zwar kein Verständniß haben, sondern es würde uns nur Alles nach einander zu geschehen scheinen, nichts aus Ursache des Anderen: hingegen das was zwischen uns und dem Gegenstande geschieht, ist nicht geeignet als causaler Vorgang bewußt zu werden; dazu bedarf es zweier Dinge außer uns, beide der ruhigen objectiven Betrachtung gleich angemessen, und in ihrem Aufeinanderwirken von uns begriffen durch Mitempfindung. Es ist also ein Theil eben jener durch die Sprache zum Ausdruck und Bewußtsein gelangenden Anschauung, der die Mitempfindung rege machenden gesehenen Bewegung, welcher zugleich den Keim unserer ganzen causalen Weltbetrachtung in sich faßt.

Ebenso verhält es sich mit dem Bewußtsein vom Raume. Wir tragen das dunkle Gefühl des Räumlichen in uns als Gefühl der Möglichkeit unserer eigenen Bewegung; und wie unzertrennlich die Vorstellung des Raumes von der Vorstellung eben dieser Möglichkeit selbst in unseren durch Jahrtausende zur Abstraction gebildeten Denkorganen heute noch ist, sehen wir an dem Schwindel, welcher uns bei dem Anblick eines Abgrundes befällt, und welcher in nichts anderem

besteht, als in eben der bis zur Gefahr der Verwirklichung in unserem Gehirne lebhaft gewordenen Vorstellung der Möglichkeit des Falles. Aber ohne den Anblick der Bewegung hätte das räumliche Gefühl sich nie zur Vorstellung entfalten, nie zum Bewußtsein gelangen können, wie denn über die Oertlichkeit sogar unseres Empfindens ein deutliches Bewußtsein erst durch Vermittlung der gesehenen eigenen Abwehrbewegung zu entstehen scheint. Wenn wir als nach dem höchsten Ziele der Speculation, nach Aufhebung der Verschiedenheit in dem Empfundenen streben, wenn wir uns, verschiedene Farben sehend, verschiedene Töne hörend, nicht eher beruhigen, als bis wir die Verschiedenheit auf Maße gebracht haben, das ist, auf eine bloß der Zahl nach verschiedene Menge gleicher Einheiten; wenn wir auf eben diese Weise die chemischen Unterschiede aus Mengen gleichgearteter Atome zu erklären streben: so heißt das die Welt auf bloße Gegensätze des Raumes zurückführen, welcher uns als das allein wahrhaft Vernunftgemäße erscheint. Was gibt nun aber dem Raume diese bevorzugte Stellung für die Vernunft? Eben daß er die Möglichkeit der Bewegung selbst ist. Denn da diese Möglichkeit uns selbst als einer Einheit ganz ebenso innewohnt, so führen wir die Welt auf lauter kleine Einzelwesen, die sämmtlich unseres Gleichen sind, zurück, wenn wir ihre Gesetze als Bewegungsgesetze, ihren Stoff als Bewegungsatome erkennen. Nun können wir zwar einsehen, daß alle unsere Empfindungen Resultate von Bewegungen sind, und daß es daher immer die Bewegung ist, welche wir wahrnehmen; aber die Bewegung als solche nimmt nur der Gesichtssinn wahr. Daher ist er der Vernunft mehr als alle anderen Sinne verwandt, und wir fangen die Empfindungen

anderer Sinne erst als Vernunftobjecte zu betrachten an, wenn wir sie, wie die Wärme durch das Thermometer, als eine sichtbare, auf den Raum ausgedehnte Wirkung zu erfassen in den Stand gesetzt sind. Freilich schreiten wir dabei auch über die Grenzen unseres Sinnes, über das unserem Auge Empfindbare hinüber in das Unsichtbare und Unsinnliche; aber das Denken hört darum dennoch nicht auf, zu bleiben was es wesentlich ist: Vorstellung gesehener Bewegung. In jenen Fällen, wo eine der sichtbaren analoge unsichtbare Bewegung geschlossen wird, sei es in den kleinsten Theilen der Dinge, welche unsern zu sehr mit unserer eigenen Größe und unserem körperlichen Bedürfen im Verhältniß stehenden Sinnen entzogen sind, oder wie die Lichtbewegung der Analogie des Wassers entnommen, aber uns ewig unsichtbar, weil sie die sichtbar machende Ursache erst selbst ist: in solchen Fällen setzt das Denken nur die Vorstellung des Wahrgenommenen noch eine Weile fort, ganz wie es eine Bewegung jenseits der äußersten uns sichtbaren Himmelskörper, oder auch ganz wie es die Bewegung eines abwesenden Menschen mit den einfachen Mitteln des Erinnerns aus Analogien vorstellig machen kann. Das Denken ist in Wahrheit das zweite Gesicht, es ist das Sehen des Ungesehenen, des Unsichtbaren; es reicht soweit, als die der Sprache unterliegende Wahrnehmung sich analogischerweise ausdehnt, und haftet auch als höchste Speculation an der Wurzel des Gesichtssinnes. Und so ist es denn gewiß nicht zufällig, daß die lichteste Klarheit des Denkens, daß ein neu auftretender Vernunftgebrauch, ein mit unglaublichem, für alle Erscheinungen geöffnetem Scharfblick begierig auf die Beobachtung der Welt gerichteter Sinn, daß ein mit aller der Sicherheit, die im

Allgemeinen dem Verstande der Menschen in praktischen Dingen wohl eigen zu sein pflegt, wirkender Trieb reiner Erkenntniß bei eben jenem bewundernswerthen Volke sich zuerst und unvergleichlich entwickelt hat, das im Epos und Drama das menschliche Handeln so vollendet und bestimmt ergriff, dem die sichtbare, vor allem die Menschenschönheit, soviel galt, und das die Gestalt mit niemals wiedererschienener Begabung schaute und bildete; dem Volke, das in seinen Götterbildern (und wer weiß ob nicht in einzelnen hochentwickelten seiner lebendigen Häupter?) jenes höchste Ideal der menschlichen Gesichtsbildung erreichte, welche vielleicht selbst nur das körperliche Gegenbild des geistigen, dem Gesichtssinne gegen die niedrigeren eingeräumten Uebergewichtes ist.

Der innige Zusammenhang, welcher zwischen Denken und Sehen stattfindet, beruht übrigens nicht auf der besonderen empirischen Art der Lichtempfindung, sondern nur darauf, daß der Sinn des Gesichts unter den gegebenen wirklich der höchste ist. Was dies heiße, wird aus der Vergleichung der Bedeutung, welche die verschiedenen Arten der Empfindungen für den Gesammtbau und seine Entwickelung haben, verständlich werden. Auf den untersten Stufen des Lebens gibt es keine örtliche Empfindung; allmählich entwickelt sich aus dem Gemeingefühl die Fähigkeit, Lust und Schmerz, das dem Gesammtorganismus Förderliche und Schädliche, je nach seinem Ursprunge an immer vereinzelteren Punkten zu empfinden und sich dieser Empfindung gemäß zu bewegen. Zugleich geht die Empfindungsfähigkeit auch von stärkeren zu schwächern Graden über. Der höchste Sinn ist also derjenige, welcher mit der größten Empfindlichkeit die größte örtliche Bestimmtheit verbindet, das heißt,

welcher an die schwächste Empfindung die Möglichkeit der Bewegung, und an die geringste örtliche Verschiedenheit der Empfindung die Möglichkeit verschiedener Bewegung knüpft. Diese Bedingungen erfüllt unter den vorhandenen der Gesichtssinn; und zwar scheint er örtliche Bestimmtheit gerade durch die geringe Gewalt der auf ihn mit dem Ergebnisse des Empfindens geübten Wirkung zu erlangen, weil nur darum das auf eine Nervenfaser treffende Licht isolirt wirkt, und nicht wie bei der Wärme auf die zunächst liegenden überstrahlt. Da nun immer mehr und immer bestimmter zu empfinden, aus immer mehreren, zu einem Ganzen zusammenwirkenden, selbstständigen Einheiten zu bestehen, das Bestreben eines jeden sich entwickelnden Organismus ist, so ist das Denken, als eine Weiterbildung der höchsten diesem Bestreben dienenden Sinnesenergien, ein wirklicher Fortschritt auf dem Wege einer solchen Entwickelung.

Wir haben zu den mannigfachen Zielen, welche der Vernunft gesteckt sind, von der bloßen Erweiterung des Erwartens auf das Sichtbare, und der Fähigkeit Gestalten anzuschauen und Dinge zu denken, bis zur Entwickelung einer gegliederten Menschheit mit ihren vielfältigen, theils auf das Nützliche, theils auf das Sittlichgute gerichteten selbstbewußten Bestrebungen und bis zur Wissenschaft und speculativen Forschung überall in der Sprache ein unentbehrliches Erforderniß, ja die eigentlich treibende Ursache für sie erkannt. Es war von diesem Gesichtspunkte aus nothwendig, den Gegensatz zwischen menschlichem und thierischem Handeln, Fühlen und Denken in seiner ganzen Schärfe aufzustellen: aber wir dürfen darum die Uebergänge nicht außer Augen lassen, welche zwischen beiden Grenzen allerdings genügend

vorhanden sind, um uns vor der Meinung, als wenn durch das Denken eine unüberbrückbare Kluft zwischen den Geistern gebildet werde, zu bewahren und uns dasselbe vielmehr als eine aus Entwickelung sehr wohl erklärliche, stufenweise Verschiedenheit erscheinen zu lassen. Es kommt hier zunächst der Zustand des kindlichen Menschen selbst in Betracht, welcher ohne Zweifel dem des sprachlosen Thieres schon außerordentlich überlegen ist; aber es wird schwer sein, zu bestimmen, wie viel Einfluß auf die oft überraschenden Verstandesäußerungen der Kinder kurz vor dem ersten Sprechversuche das Anhören der Sprache, welche in diesem Augenblicke schon ihrer allgemeinen Anlage und einem großen Theile ihres wesentlichsten Bestandes nach erlernt ist, bereits übt, sowie ja überhaupt das Erlernen der fertigen Sprache sich der ganzen Geistesentwicklung des Kindes von frühester Zeit mit zwingender und formbestimmender Gewalt bemächtigt. Ich sehe übrigens keine Ursache, warum wir dem sprachlosen Kinde nicht auch unabhängig von diesem äußeren Einflusse einen Grad von Verstandesfähigkeit zutrauen sollten, welcher den der sprachlosen Menschheit der Urzeit weit übertrifft: denn es wird mit der Anlage, die die früheren Geschlechter erst entwickeln mußten, geboren, die Organe sind für die Auffassung eben der Gestalten, die die Sprache zu Begriffen ausgeprägt hat, vorgebildet, und es bedarf oft nur eines schwachen Anhaltspunktes um etwas dem sprachlichen Denken in seinen Folgen Analoges hervorzurufen. Aus demselben Grunde können auch Menschen, denen Sprachfähigkeit durch angeborenen Mangel des Gehöres fehlt, dennoch zu einem einfachen Denken gelangen, indem sich die vorhandene Anlage an andere Stützen anlehnt, und Sichtbares zur Erinnerung

an das Sichtbare verwendet, bis ein Mittel gefunden wird, den Inhalt der Sprache und damit die Vernunft selbst auf eben diesem Wege sichtbar zu übertragen; während umgekehrt bei angeborener Blindheit die überlieferte Sprache die vorhandene Vernunftanlage in Ermangelung der Anschauung allein entwickeln muß. Etwas anderes ist es freilich, wenn nicht die äußeren Sinnesorgane, sondern die centralen Theile, in denen vermuthlich Sprache und Vernunft zu Stande kommt, insoweit verkümmern, daß dieses Zustandekommen verhindert wird: hiervon möchte wohl der Blödsinn abzuleiten sein, eine begreiflichermaßen bloß menschliche, weil gerade nur das Menschliche des Geistes aufhebende Krankheit.

Auch unsere Hausthiere werden durch das Verstehenlernen eines Theiles unserer Sprache in ihrem Verstande beträchtlich umgewandelt; sie erlangen die Fähigkeit, in Folge gehörter Worte zu handeln, und also innerhalb der hierdurch bestimmten Grenzen eine zufällige Willensfreiheit und ein gewisses zufälliges Selbstbewußtsein: zufällig, weil das dem Triebe des Augenblicks entgegen angeregte Motiv, sowie die Vorstellung ihrer eigenen Handlung nicht mit Freiheit von ihnen und durch sie selbst ausgestoßenen Worten ausgeht, sondern eines Menschen bedarf. Der Kreis dessen, was Thiere von menschlicher Sprache überhaupt verstehen lernen, bleibt freilich immer auf das für ihre Seele Zugängliche beschränkt, und erreicht daher nicht das Gesehene als solches, für welches sie nicht empfänglich sind; aus welchem Grunde sie auch niemals vom Verstehen zum Selbstsprechen übergehen können.

Ueber die Natur der thierischen Sprachen fehlt es noch an hinlänglichen Beobachtungen; indessen scheinen sie kaum

mehr als Scheuch- und Lockrufe zu sein, und schwerlich etwas Darstellendes, auch aus dem Gebiet der niederen Sinne, zu enthalten, woraus sich allein das Objective, eine Weltanschauung auf Grund der dargestellten Sinnesempfindungen, und eine Art von Vernunft entwickeln könnte. Es ist vielmehr gerade dieses für die menschliche Sprache ohne Zweifel unterscheidend, daß sie ihre Objecte um ihrer selbst willen durch einen Schrei bezeichnet, welcher hinwiederum nur an sein Object erinnert; daß sie also das Gesehene nicht insofern es schrecklich oder lockend, schmerz- oder lustbereitend ist, sondern nach seinen sichtbaren Unterschieden selbst zu unterscheiden befähigt, und keinen unmittelbaren Einfluß auf den Trieb übt, sondern eine ruhige betrachtende Erinnerung zuläßt. Wenn es in dieser Hinsicht auch oft sehr schwierig ist, mit Bestimmtheit abzusprechen, wie weit das Vermögen des Thieres reiche, so ist uns doch wenigstens ein fester Halt, wovon ausgehend wir die Ursachen bemessen können, durch die unläugbare Thatsache gegeben, daß das Thier niemals Werkzeuge schafft, noch auch sich bekleidet. Dagegen ist ein Fortschritt der Anschauung durch das Gesicht auf den höchsten Stufen des Thierreichs durchaus nicht zu verkennen. Raubthiere haben einen Sinn für Beobachtung der Thierbewegung, wie ihn Pflanzenfresser, denen ihre einmal durch den Geruch aufgefundene Nahrung nicht entläuft, kaum jemals ausbilden; andererseits ist auch die erbliche Furcht, die stets gebotene Vorsicht gegen angestammte Feinde für die schwächeren Geschlechter ein eben dahin wirkender Anreiz. Unter den Hausthieren zeigen die Hunde eine auffallende Theilnahme für den Anblick der Bewegung; sie eilen nicht nur dem Laufenden mit Gebell nach, sondern sie verfolgen auch die Bewegung

z. B. von Gegenständen, die sie suchen sollen, mit den Augen, und blicken erwartungsvoll auf, bis dieselben ausgeworfen werden; sie beobachten auch wohl Vorübergehende, wobei es merkwürdig ist, daß diese ihre Beobachtung sich außer auf ihres Gleichen besonders auf den Menschen und das menschliche Auge zu richten scheint. Muß nun in diesem letzteren Falle — neben dem ursprünglichen Raub- und Jagdtrieb — der thierische Fortschritt sicherlich zu großem Theile auf langsame Einwirkung menschlichen Einflusses zurückgeführt werden, so zeigt dagegen der Affe ein noch höheres Interesse für seine sichtbare Umgebung, welches fast als Neugierde erscheint. Daß sich in der Vorstellung dieser und anderer Thiere die Bilder einzelner ihrem thierischen Triebe wichtiger und häufig nahetretender Dinge zu Gestalten festsetzen, ist ein Gedanke, den wir uns kaum versagen können, obwohl nur Versuche, welche ebenso möglich als geboten sind, über das Maß seiner Richtigkeit entscheiden werden. Für lineäre Umrisse und Unterschiede der Figur, wofür Kinder schon früh empfindlich sind, haben auch die vernünftigsten Thiere keinen Sinn; geschweige für das eigenste Wesen der Gestalt, Symmetrie und Schönheit. Ich könnte wohl auch, wie für die praktische Seite des Verstandes in den Werkzeugen, so für die theoretische ein Kriterium angeben, woraus sich nach dem offenkundigen Erfolge ermessen ließe, welche Art von Beobachtung des Sichtbaren dem Thiere unzweifelhaft versagt ist; allein dies würde eine Beziehung auf den Inhalt unserer Vernunft und seinen geschichtlichen Ursprung voraussetzen, während ich mich in diesem Buche zunächst auf die Entwickelungsgeschichte der Form der Vernunft beschränken muß. Für das ethische Verhalten scheint dagegen eine genügende

äußerliche Grenzscheide die Thräne zu bilden, sofern dieselbe ein Ausbruch durch Mitempfindung reflectirter fremder oder eigener Gefühle ist.

Wenn wir überdieß von einer Thiergattung im Naturzustande durch Erfahrung belehrt werden würden, daß sie in ihrer Handlungs- oder Denkweise einen Schritt weiter gehe, als wir es im Allgemeinen Thieren für möglich gehalten, so würde hieraus nur folgen, daß jene Gattung über die Grenzlinie des Thierreichs wirklich bereits vorgerückt und durch irgend ein Mittel, sei es, was nach unserer Erfahrung das allein denkbare ist, die Sprache, oder irgend ein uns unbekanntes ähnliches, zu etwas Verstandesartigem in der That gelangt sei. Und wer kann mit Gewißheit sagen, ob ein solcher Anfang nicht irgend wo in Wirklichkeit gemacht ist? ob nicht etwa eine Affenart geringe Ansätze, auf Gestaltenanschauung durch einen Laut zu reagiren, im Augenblick entwickelt, nur ohne bis jetzt in ihrem äußeren Leben zu einem merklichen Verstandeserfolge gediehen zu sein? Ein solcher Zweifel, so lange ihm keinerlei Stützen in der Naturbeobachtung zur Seite stehen, ist, ich gestehe es, müßig; allein ich habe ihn auch nur anregen wollen, damit er uns um so anschaulicher den allein wesentlichen Gegensatz zwischen Mensch und Thier vergegenwärtige. Es bedarf in Wahrheit nur dieses einen Schrittes, von einer sichtbaren Geberde, wie sie auch für gewisse Thiere zuweilen von Interesse ist, bis zum Laute, bis zur Mitbewegung fortgerissen zu werden, damit das Thier aufhöre, Thier zu sein; und dieser Schritt ist an ein Mehr von Schmerzlichkeit der Gesichtseindrücke, von Reizbarkeit durch die gesehene Gestalt geknüpft, von dem wir, wie ich denke, behaupten dürfen,

daß es geringer sei, als die Unterschiede eben dieser Reizbarkeit in den Phantasien des Phidias und eines Menschen der ersten sprachbildenden Geschlechter. Läßt sich nun in dem Menschen als Gattung ein so ungeheurer Fortschritt des gestaltenschauenden Sinnes geschichtlich erweisen, mit welchem Rechte können wir diesem Fortschritt gerade in demjenigen Augenblicke eine Schranke setzen wollen, wo er vermittelst der Sprachforschung eben in den Kreis unserer Erfahrung einzutreten beginnt? Besonders da ein geschichtlicher Anfang der Sprache in einem bestimmten Zeitmomente nur aus einer in demselben Momente bis zu entsprechender Höhe gediehenen Sinnesentwickelung erklärlich wird, bei der Annahme einer auch schon vorher und von je vorhandenen ebenso großen Höhe derselben aber unerklärlich bleibt. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß es keineswegs meine Meinung ist, als sei der Mensch jemals Affe oder irgend ein anderes der Gattung nach von ihm verschiedenes Thier gewesen; aber daß der Mensch aus einem Geisteszustande hervorgegangen ist, in welchem er sich von dem anderer Thiere thatsächlich nicht unterschied, dieses glaube ich allerdings, oder vielmehr, ich glaube es zu wissen. Es wird ferner kaum in Zweifel gezogen werden können, daß auch äußere Unterschiede der Gestalt, die Stirnbildung und das Zurücktreten des Unterkiefers, die entschiedene Bestimmung zu aufrechtem Gange und die im Zusammenhange damit vollendete Abschließung der Wirbelsäule innerhalb des Rumpfes, auf einer Veränderung des Gewichtsverhältnisses des Gehirnes beruhen, welche zu der erhöhten Ausbildung der beiden bei der Sprache betheiligten Sinne und der hierdurch verminderten Verwendung und Bedeutung namentlich des Geruchsinnes vielleicht in Beziehung steht.

Wenn wir von dieser Betrachtung des Denkens als Entwickelung aus dem Gesichtssinne einen Blick auf sein Verhältniß zu der den thierischen Bau durchdringenden Zweckmäßigkeit werfen, so finden wir dasselbe, ganz ähnlich dem Sehorgan, eine erhöhte Unterscheidung und erweiterte Wahrnehmung herbeiführen, wobei auch das Nützliche und Schädliche in einer größeren Anzahl von Fällen sowohl unterschieden, als auch vorausgesehen wird, das Grundphänomen der Zweckmäßigkeit aber, die Fähigkeit des Organismus, sich in Folge der Wahrnehmung des Nutzens oder Schadens auf nützliche Weise zu bewegen, unberührt bleibt. Der Mensch handelt nach gedachten Zwecken, er schafft nach Vorbildern seiner Vernunft; aber er spinnt weder Zweck noch Mittel ursachenlos aus sich selbst, sondern Zweck ist ihm zuletzt immer das seinem Naturbedürfniß Gemäße, und das Mittel entspringt ihm auf natürlich causalem Wege aus Erinnerung. Es ist bloß die größere Menge der Mittelglieder, welche uns das Verfahren des Menschen, der Felsen sprengt um sich eine Bahn zu bereiten, worauf er alsdann Nahrungsmittel für sich befördert, so sehr von einem einfachen thierischen Griffe nach vorliegender Speise unterschieden erscheinen läßt. Wenn die Ursachenreihe von der Bereitung der sprengenden Substanzen zum gesprengten Felsen und der hierdurch frei gewordenen Bahn und erreichten Nahrung einmal entwickelt, wenn eine organische Ursache vorhanden ist, welche die Vorstellung von dem letzten Gliede dieser Reihe auf das erste zurückführt, wie es die Sprache wirklich thut; so muß alsdann die thierische Bewegung ebenso nothwendig dieselbe Reihe wieder vorwärts zu durchlaufen streben, wie dies bei der kleineren, die nur aus dem Anblick oder Geruch

der verlockenden Speise und der Bewegung nach derselben hin besteht, auf einfache Weise der Fall ist. Die Leistung eines lebendigen Leibes wird durch das hinzutretende Denken in ihrem Wesen nicht verändert, wohl aber erstaunlich verstärkt. Denn wenn wir Ursachen und Wirkungen mit einander vergleichen, wenn wir nach den letzten Anstößen fragen, welche die mechanischen Kräfte in Bewegung gesetzt haben, genügend um Berge zu versetzen, Wälder auszurotten, Städte zu gründen, und mit Veranstaltungen von wahrhaft kosmischen Größenverhältnissen den ganzen Erdball zu umspannen: so waren es Gedanken, Abbilder von Bildern, complicirte Nachwirkungen des Lichtes, welches auf eine Fläche fällt, die wir mit einem Finger bedecken können. Welch eine wunderbare Vermehrung der Kraft hat hier die Natur durch Einsetzung der an sich wenig mächtigen Maschine des Menschenleibes zu Wege gebracht!

Es ist uns vergönnt, den letzten Schritt, den sie zu diesem Ziele gegangen, noch geschichtlich zu verfolgen, und wir sehen, daß er sich aus der merkwürdigen Wirkung des Sichtbaren, durch die Sprache auch hörbar zu werden, erklärt: wie aber würden wir wohl dem Räthsel des Denkens gegenüber gestanden haben, wenn wir den Menschen bloß als ein still denkendes Wesen zu beobachten vermöchten, von seiner Sprache aber gar nichts wüßten; ja wenn wir auch nur nicht wüßten, daß die Sprache eine Entwickelungsgeschichte hat? Und so verhält es sich für uns mit den meisten und größten Wundern der Zweckmäßigkeit im Thierreiche wirklich. Für die Zwecke des thierischen Lebens sind Mittel verwandt, welche dem Denken oft äußerst ähnlich, und Organe, welche dem Denken entsprungen zu sein scheinen; die Bildung

des Auges namentlich muß Jedermann an ein optisch höchst weise berechnetes Werkzeug erinnern. Aber auch die Sprache ist ein solches kunst- und wundervolles Werkzeug, zu dessen Erschaffung einen Plan auszudenken eine ohne Zweifel alle unsere Verstandeskräfte übersteigende Aufgabe gewesen wäre. Sie ist ein unübertreffliches Mittel des Gedankenausdrucks, unbegreiflich wenn sie als solches hätte entstehen sollen; allein sie hat die Gedanken, und mit ihnen ihren eigenen Zweck, auch erst selbst geschaffen. Mit dieser einzigen hochwichtigen Erfahrung fällt ein Licht auf die ganze zweckmäßige Schöpfung überhaupt: was für einander geschaffen scheint, ist aus einander oder gemeinsam aus einem Dritten mit einander hervorgegangen. Entstehungsursache des zweckmäßigen Mittels ist entweder eben der Zweck, oder ein Keim, aus welchem beide in ihrer Wechselwirkung sich vernunftgemäß erklären. Ein über eine Ebene fortgeschleifter Stein wird endlich den Widerstand seiner unregelmäßigen Fläche gegen die Bewegung aufgeben und durch die Schleifung selbst in einen Zustand gerathen, welcher eben dieser Schleifung am günstigsten ist; er erscheint alsdann für die Bewegung, die er auszuführen hat, höchst zweckmäßig gestaltet, freilich nur weil ihn die Bewegung, nach dem die Natur beherrschenden Gesetze der Ausgleichung der Kräfte, selbst so gestaltet hat. So mag es denn auch wohl gelingen, den Weg zu finden, auf welchem das Sehen selbst sich das dem Lichte ausgesetzte Nervenende zu einem künstlichen Auge nothwendig umgestalten mußte, nachdem dasselbe zur Lichtempfindung vielleicht aus bloßen Fühlfäden entwickelt war, welche ihrerseits aus Bewegungs- und Greiforganen zu entstehen scheinen, nach den großen Grundgesetzen, die die organische Natur von ihrem ersten

Anbeginne vor Tausenden von Jahren, die kein menschlicher Gedanke zählt, unläugbar mit innerlich treibender Gewalt von Stufe zu Stufe empor und vorwärts drängen: Scheidung der Functionen, Scheidung der Einzeltheile, Vereinigung einer immer größeren Masse von immer selbstständiger und mannigfaltiger empfindenden und sich bewegenden Theilen des Weltalls zu der Gesammtheit eines Organismus; hinter welchem Processe in gigantischer Größe, in einer Fernsicht, welcher gegenüber die Vernunft ein banger Zweifel an sich selbst ergreift, die Frage nach dem vielleicht demselben Gesetze entstammenden Ursprung alles Organischen aus dem Unorganischen, und der unorganischen Massen des Weltenraumes selber auftaucht, und im Hintergrunde alles Daseins sein unentwickelter Keim, sein letztes Element zurückbleibt, jenes unzertrennliche Zwiefache, das All-und-Eine der Bewegung und Empfindung.

Erstes Buch.

I.

Der Dreischritt der Vernunft. Die Begriffe sind in einem Zustand geringerer Unterscheidungsfähigkeit entstanden. Entwickelung des Sinnenscheins. Die Worte gehen von Extremen aus. Unzertrennlichkeit von Denken und Sprache. Geschichtliche Sprachbeobachtung führt zu einer empirischen Kritik der Vernunft. Nicht die Vernunft hat die Sprache verursacht, sondern umgekehrt. Die Begriffe werden nur aus ihrer Entwickelungsgeschichte erklärlich. Schwierigkeit, dieselbe bis in die Urzeit zu verfolgen. Nothwendigkeit eines analytischen Verfahrens. Etymologie.

Die menschliche Vernunft geht einen Weg aufwärts und abwärts und kehrt oft zu eben jenem Punkte zurück, von dem sie ausgegangen war, jedoch verwandelt; und wenn sie sodann in ihrer Wirkung sich auch wieder gleich geworden scheint, so thut sie zwar Dasselbe, aber anders. Der Mensch schreitet vom Glauben über den Zweifel zum Wissen, und nicht selten gelangt der in einem langen Verlaufe des Erfahrens an das Ziel Gekommene zu keiner anderen Ueberzeugung, als die der Gedankenlose unbefangen gehegt, aber das Denken unterdeß verlassen hatte. Doch diese Kreisbewegung darf darum nicht überflüssig scheinen, da die Seele sie nicht ohne einen hohen Gewinn vollendet, nämlich des Bewußtseins. So mag wohl ein gänzlich Unwissender unbedenklich in einer wasserhellen Flüssigkeit erkennen, was

sie vielleicht nach der Entscheidung chemischer Prüfung wirklich ist: allein daß Jener nicht zweifelt, ist nicht Vorzug in seiner Vernunft, sondern vielmehr Mangel; und es ist daher irrig, wenn es manchen Thieren als Fähigkeit einer gewissen Abstraction zugeschrieben wird, worin sie alsdann die Menschen übertreffen müßten, daß sie ebendasselbe unter mancherlei Verwandlungen, z. B. wie es jener Dichter schildert, der Nichts unwahr und im Widerspruche mit der Natur gethan, ihren Herrn in der Verkleidung des Bettlergewandes wiedererkennen, da sie vielmehr diese Verwandlung, als der Unterscheidung vermittelst des Gesichtssinnes wenig fähig, nicht bemerken, und den Gegenstand, nur zusammentreffend mit der Wahrheit, mit sich selbst verwechseln. Sowie hier Thiere die Daseinseinheit des Identischen, so pflegen auch die Menschen die Wesenseinheit des Verwandten in der Natur zu finden, zwar ohne Irrthum, aber doch durch Irrthum: und wie Brüder um der Familienzüge willen, so werden ähnliche Gattungen der Dinge, verschiedene Thiere aus der Ferne, oder Pflanzenarten von Unkundigen für gleich gehalten und verwechselt, welche vielleicht ganz zuletzt nach tiefer Forschung in eine Ordnung neben einander treten; indem die Erkenntniß eine dreifache Stufe durchläuft, Verwechselung, Unterscheidung und Vergleichung.

Sollen wir nun von den Begriffen, wie sie sich in den Sprachen aller Völker und Zeiten finden, und in denen die Dinge nach Aehnlichkeiten und Gattungen geordnet sind, annehmen, daß sie vermöge dieser letzten, bloß menschlichen Thätigkeit der Vernunft, durch Wahrnehmung der Gleichheit mitten unter dem Verschiedenen und auf dem Wege der Abstraction entstanden seien? In diesem Falle würde die Sprache

ein Erzeugniß unbegreiflicher Weisheit und Vernunftvollkommenheit der Menschen sein; es könnte nicht länger zweifelhaft erscheinen, daß in grauer Vorzeit unser Geschlecht auf einer Höhe der Erkenntniß gestanden habe, von der die unsrige nur ein Schatten ist. Denn die Vereinigung der Individuen zu Arten und der Arten zu Gattungen, wie die des Begriffes Thier, welcher das Kleinste und Größte in Luft, Meer und Land, und die unvollkommene Wurmform bis zu den ausgebildetsten und menschenähnlichsten Gestalten, wo nicht auch den Menschen selber, in sich schließt, ist ein Gedanke von so großer Kühnheit, daß die bloßen Correctionen, welche der höchsten Wissenschaft in der Grenzbestimmung dieser Gattungen und Arten allein noch bleiben, daneben als geringfügig zu betrachten sind. Zugleich zeigt sich eine in den heutigen Menschenwerken beispiellose Zweckmäßigkeit in der Darstellung der Begriffe durch die Sprache, welche das Individuelle gänzlich überspringt, und mit der Benennung von Gattungen, die, als ihrer Zahl nach nicht wie die der Individuen unendlich, auch eine endliche Menge von Zeichen zulassen, ihre Bezeichnung anhebt; wofür sie denn auch von Sprachforschern wie von Philosophen oft bewundert worden ist.

Nun ist aber das Zweckmäßigste, was ein lebendiges Wesen überhaupt zu thun vermag, stets nur Verwendung der ihm von Natur verliehenen Organe, mit welcher die Anwendung der Sprache selbst auf gleicher Höhe steht, indeß ihre Erschaffung, als ob ein Thier sich selber Hände schaffen sollte, auch unter Voraussetzung der höchsten menschlichen Naturbegabung ganz unglaublich wäre. So weit die Erfahrung reicht, pflegt tiefgreifenden Erfindungen, auch auf dem Gebiete des Künstlichen, selten ein eigentliches Bedürfniß

vorherzugehen; die sie entbehrenden Geschlechter begnügen sich ohne alle Ahnung eines Besseren mit den ihnen gegebenen unvollkommenen Mitteln des Daseins ebenso, wie die nachfolgenden mit minder unvollkommenen, bis irgend eine Erweiterung der Kenntniß oder irgend ein zufälliger Versuch den Anstoß zu keineswegs erwarteten, vielleicht sogar mit Ueberraschung aufgenommenen Veränderungen gibt. Noch viel weniger kann einem Geschöpfe ein Bedürfniß nach dem völlig Ungekannten, über seinen Zustand Hinausliegenden zugeschrieben werden. Das Thier fühlt kein Bedürfniß nach Kleidung; der sprachlose Mensch würde eines Bedürfnisses nach sprachlicher Mittheilung nicht fähig gewesen sein. Schon dies, sowie die Undenkbarkeit, die darin liegt, daß die Sprache, dieses Mittel der Mittheilung, selbst mitgetheilt worden sei, ferner ihr ganzer Inhalt und ihre ganze Natur machen es unmöglich, sie als Erfindung zu betrachten und das Zweckmäßige in ihr auf weise Berechnung zurückzuführen. Wir müssen daher von dem entgegengesetzten Wege ausgehen, und auch die Beschränkung der Benennung auf Arten und Gattungen nicht als Fähigkeit der Vergleichung, sondern als Unfähigkeit der Unterscheidung in den Urgeschlechtern der Menschen auffassen, im Einklang mit der Geschichte aller Erkenntniß, soweit sie uns bekannt ist, in welcher stets die Wahrheit aus dem Irrthum entspringt, und Unterscheidung aus Verwechselung.

Wie aber ist Verwechselung überhaupt nur möglich? Oder wenn diese, wie in der Folge Unterscheidung? Kann das Verschiedene Ursache einer einzigen Wirkung sein, nämlich der gleichen Vorstellung, sowie das Gleiche Ursache von Verschiedenem, der irrigen Meinung sowohl, als auch sodann

der wahren? Es ist zwar sehr wohl begreiflich, daß das einander vollkommen Gleiche eine Zeitlang für ein Einziges gehalten, und durch Erfahrung, nämlich das Zusammensehen zu gleicher Zeit, geschieden werden kann; hier verhält sich die Seele, wie immer wenn sie das vorher nicht Wahrgenommene wahrnimmt, lernend: allein wie geschieht es, daß indeß zwei verschiedene Objecte ihr gegenüberstehen, sie zunächst das Gleiche und sodann erst, ohne daß doch die Objecte sich inzwischen verändern, von ihnen das Verschiedene erleidet? — Dies ist das Geheimniß der Entwickelung des Sinnenscheines, auf welchen die Vernunft von ihrem Ursprunge allein verwiesen ist.

In der Natur ist nichts von dem, was gleichwohl uns Einzelwesen scheint, ein wahres Individuum, und ebensowenig gibt es in ihr eine Art oder Gattung. Weder Individuen noch Gattungen und Arten würden jemals in unserer Vorstellung vorhanden sein, wenn wir nicht Wesen wären, wie wir sind, in der Mitte stehend zwischen zwei Unendlichkeiten der Raumes und der Zeit, des Großen und des Kleinen, ewig die Wahrheit suchend, welche diesseits und jenseits liegt, jedoch wie eine Pflanze an der Wurzel festhaftend an dem Scheine, der uns mitten in dem Strome des Stoff- und Formenwechsels zwischen den beiden einzig wahren übersinnlichen Individuen mittlere vorspiegelt, und den stetigen und lückenlosen Wechsel der Gestalten der Dinge in Gegensatz und Gleichheit spaltet, da er doch keines von beiden wirklich ist, sondern nur Aehnlichkeit, und Mehr und Minder. Die Herrschaft dieses Sinnenscheines ist der ursprüngliche und wahrhaft gemäße Zustand unseres Geistes, und gleichsam sein ihm naturverwandtes Element, das ihn zu allen Zeiten befriedigt

und erquickt; von ihm erfaßt, lächelt die Natur in reizvoller Herrlichkeit und Frische, und die Hingebung an ihn allein zieht uns in dem Leben der Naturvölker unwiderstehlich an sich, glänzt in der Dichtung des grauesten Alterthumes mit lockender Heiterkeit und Jugend, und bewirkt bei dem Anblicke des Naiven Sehnsucht, gemischt aus freudigem Wohlgefallen, wie über die Natur selbst, und aus leiser Trauer, als um die eigene verlorene Kindheit. Dieses sind jene zwei Seelen in der Brust der Menschheit: die eine klammert sich an das uralte Sinnliche, welches uns an das Herz geknüpft ist, und möchte es nicht verlassen; die andere reißt uns unaufhaltsam mit dem Triebe des Wachsthums und der Entwickelung ewig, wir wissen nicht wohin, vorwärts.

Daß nun der sinnlichen Frische dieser Welt des Scheines Worte und Begriffe, als abstract und allgemein, störend entgegenliefen, ist ein Vorurtheil, welchem die Erfahrung vollkommen widerspricht. Gegenstand der Begriffe ist zwar das vielen Einzelnen Gemeine; deßhalb kann es scheinen, als sei zu ihrer Bildung irgend eine Einsicht in eben dies Gemeinsame erforderlich. Allein ob es einen einzigen Menschen oder viele gibt und eine Sonne oder mehrere, ob die Eigenschaft des Weißen sich unzählige Male oder nicht an den Dingen wiederholt, ist für die Entstehung der durch die Sprache zurückgeworfenen Bilder jener Gegenstände in der Seele, welche bei weitem in den meisten Fällen nur einen äußerst geringen Bruchtheil dessen wirklich wahrnimmt, was sie auf solche Weise in Einheiten zusammenfaßt, gänzlich gleichgültig. Irgend ein bestimmter Mensch war es, dessen Anblick ihr zum erstenmale Stoff zu jenem Bilde gab, und sobald ihr nun ein zweiter Mensch erschien, so schien er ihr

dem ersten gleich, ja derselbe mit ihm zu sein; irgend ein einzelnes und besonderes Thier war in einem einzelnen Augenblicke Anstoß zu dem allen Individuen gemeinsam zukommenden Namen, und so mannigfaltig auch das Lebendige sich demnächst vor die Augen des Menschen drängte, der Mensch hatte für solche Unterschiede keine Sinne. Was aber schuf ihm diese? Eben das, was auch vorher zu jenem ersten unterschiedslosen Begriffe Ursache und Reiz gewesen war.

Wenn uns nichts aus der Pflanzenwelt jemals bekannt geworden wäre, außer der Pappel und dem Moose, so würden wir die Einheit in beiden schwerlich erkennen; aber durch die Zwischenstufen eines so mannigfaltigen Gestaltenwechsels hindurchgeführt, vermögen wir sie nicht zu läugnen, ja wir werden selbst in der Unterscheidung von Thier und Pflanze schwankend, sobald sich zwischen beiden Uebergänge zeigen: und wie hier die Unterscheidung durch die Uebergänge, so wird die Verwechselung umgekehrt durch Contrastempfindung aufgehoben. Dies beruht auf der nicht allein dem Belebten eigenthümlichen, sondern überall in der Natur, z. B. an dem Magnete, an elastischen Körpern bemerkbaren Fähigkeit allmählichen Kraftersatzes, welche durch Widerstand anstatt Verzehrung, vielmehr bis zu einer gewissen Grenze Steigerung bewirkt. Ist nun auf solche Weise Herstellung und Erholung eingetreten, so wirkt auch ein fernerer ähnlicher Andrang nicht zerstörend, und der Organismus kann daher, wenn ihm durch langsame Uebergänge Zeit gelassen wird, sich den feindlichen Einflüssen entgegen zu entwickeln, einen Wechsel z. B. der Temperatur und Nahrung ertragen, welcher, plötzlich eingetreten, sein Dasein bedroht, sowie auch seine

Stärke durch fortgesetzte Uebung steigern und sogar seine ursprüngliche Natur einigermaßen durch zuwiderlaufende Gewohnheit verändern, welches Alles lange Reihen von Geschlechtern hindurch fortgesetzt, sich im großen Maßstabe in der Gattungsgeschichte wiederholt. So erhöht denn auch der Mangel der Allmählichkeit, die Contrastempfindung, die Schmerzlichkeit des Empfindens, wie helles Licht, wenn es plötzlich auf Finsterniß erscheint, ehe die Pupille sich dem Wechsel gemäß verändern konnte; ebenso aber kann der quantitative Unterschied von Empfindungen, die sich plötzlich folgen, bemerkbar werden, auch wenn er sonst unmerklich ist. Hierauf gründet sich alles absichtliche Vergleichen. Denn indem zwei Töne unmittelbar hinter einander gehört, zwei Farben und Gestalten unmittelbar hinter einander gesehen werden, contrastiren sie; und weil, was im Raume unmittelbar neben einander liegt, in der Zeit unmittelbar nach einander gesehen werden kann, da alsdann das Auge von dem einen zu dem andern, ohne einen Zwischenraum durchfliegen zu müssen, eilt, so wird das zu Vergleichende, falls es Farbe, Gestalt oder selbst, wo nur das Augenmaß entscheiden soll, Größe ist, neben einander gehalten: nur daß in Beziehung auf diese eine noch schärfere Erweckung der Contrastwahrnehmung statt hat, nämlich das wirkliche Messen, durch welches, nachdem eine Zeit lang Gemessenes und Maßstab zusammengesehen wird, mit der Grenze, wo dieser abbricht, der Größenunterschied wie kein anderer rein und abgesondert der sinnlichen Wahrnehmung anheimfällt.

Da die Begriffe, wie wir sie aus der Vorzeit überkommen haben, auf einer Stufe geringerer Unterscheidungsfähigkeit in der Menschheit entstanden sind, Unterscheidung

aber nur aus dem Gefühle des Gegensatzes entspringt, so ist es begreiflich, wie ein großer Theil derselben nur für Extreme und das ursprünglich mit ihnen Verwechselte geschaffen ist, und deßhalb alle Wahrheit verlieren muß, sobald die Erkenntniß sowohl durch Wahrnehmung vorher gänzlich unbemerkter Zwischenstufen, als durch Lostrennung dessen, was an jeden der beiden Endpunkte ungeschieden angeschlossen war, langsam zur Mitte vorrückt. Darum liegt in dem Trugschlusse des Eubulides, welcher von einem einzigen Körnchen ausgehend, und fragend, ob es einen Haufen bilde, sodann ein zweites hinzunehmend, sodann ein drittes, und immer so fort fragend, ob durch dies Eine hinzugefügte ein Haufen entstanden sei, zu gestehen zwang, daß es keinen Haufen gebe, eine tiefe das Wesen der in den Worten überlieferten Begriffe treffende Wahrheit: die Mehrzahl derselben zerrinnt, verglichen mit der uns zu Gebote stehenden Spaltung der Erscheinung, unter unsern Händen; und nicht nur Groß und Klein, Viel und Wenig, Kalt und Warm, Laut und Leise, Berg und Thal verschwinden als um feste Punkte schwankende Bilder der Gegensätze aus der Welt und lassen der Stetigkeit des Relativen Raum, sondern auch die Abgrenzung und Benennung der Theile unseres eigenen Leibes, die Sonderung der Pflanzen- und Thiergeschlechter, die Auffassung des Wesens der Stoffe nach Verwandtschaft und Verschiedenheit, genügen der fortgeschrittenen Wissenschaft nicht mehr, und Anatomie, Botanik, Zoologie, Chemie bauen, die gemeinen unwissenschaftlichen Begriffe des Volks verwerfend, für das, was einer jeden wirklich scheint, sich eine neue Sprache, in welcher nun kein Hauch der Sinnlichkeit mehr weht, weil der Contrast

besiegt ist, welcher allein in dieser wirkte. Hieraus ist die Meinung entstanden, daß die Sprache, namentlich in der Philosophie, wo ihre Gegenstände nicht zugleich unmittelbar vor Augen liegen, das Denken irre führe; und in der That sehen wir das Denken mit den Worten ringen und sehr schwer ihren Fesseln entkommen, oft auch viele Jahrhunderte, ja die ganze uns bekannte Zeit bis auf diesen Tag die Natur von Wesen suchen, die keine andere Wirklichkeit noch selbstständiges Dasein haben, als in den Anschauungen einer fernen Vergangenheit, wie sie in jenen wunderbaren Lauten leben: allein die Bande der Sprache sind wie die des Körpers, welche das Gebundene auch zugleich enthalten.

Der Gegensatz, in welchem wir unser Denken gegen ein längst dahingegangenes gewahren, gründet sich keineswegs bloß auf Erweiterung der Kenntniß und Erfahrung, d. i. ein zufälliges oder willkürliches Zusammentreffen mit neuen und mehreren Objecten, noch auch sonst auf eine absichtliche Veränderung oder Vermehrung der menschlichen Geistesthätigkeit; und ist nicht etwa Fortschritt, sondern Entwickelung. Die gesteigerte Wirkung eben derselben Unterschiede, das Erleiden der Contrastempfindung von dem vorher Verwechselten, und, was zwar dem Grunde nach wesentlich dieselbe Erscheinung, aber für das Wachsthum und den Umfang der Vernunft von noch weit gewaltigerem Erfolge ist, das Bemerken des bisher gänzlich Unmerklichen, des Leiseren, Schwächeren, Unsinnlicheren; dies alles deutet auf ein innerlich gewachsenes Empfinden, eine erhöhte Empfindlichkeit und Reizbarkeit, eine verfeinerte Fähigkeit des Schmerzes: und in einem solchen Entwickelungsverlaufe steht nicht die Wahrnehmung allein vereinzelt vor uns, sondern Sitten und

Neigungen, Sittlichkeit und Kunst, Handlung und Bewegung erfahren unter fortgesetztem Zärterwerden des menschlichen Geschlechtes eine gleiche Umgestaltung und Verwandlung, und überall tritt, wie es im Kleinen auch die gleichzeitigen Standesunterschiede zeigen, an die Stelle des Derben, Rohen, Augenfälligen und Sinnlichmächtigen das nunmehr an Wirksamkeit auf die Empfindung ihm gleichgekommene Sanfte und Geringe, so daß, wie aus der Natur die Riesengestalten der Urwelt, so aus den Menschenwerken die Massengewalt der Pyramiden und Cyclopenbauten weicht, und in den Völkern auf ungestüme und unbändige Wuth und Wildheit die leise Regung der Weltverwunderung und Forschung folgt.

Wenn der Verwandlung und dem Wachsthum des Bemerkens die Bezeichnung durch die Sprache, wie es das Beispiel der geschichtlichen Zeit zu lehren scheint, stufenweise gefolgt ist, so wird schon hierdurch ihre Erforschung und die Unterscheidung des Früheren und Späteren in ihr, Mittel zu einer wahrhaften, empirischen Kritik der menschlichen Vernunft, und zwar nach einer doppelten Seite. Denn insofern dieselbe eigentlich nur Kritik des sämmtlichen Vernunftobjectes, oder der Welt als Vernunfterscheinung, durch Erkenntniß des Subjectes ist, dieses selbst aber auch in seiner erfahrungsfreien Thätigkeit nicht wieder erfahrungsfrei, sondern nur erfahrungsmäßig beobachtet werden kann, so muß eine empirische Einsicht in die Entstehung der gegenwärtigen Form unserer Auffassung der Dinge noch mehr und sicherer als die von den Dingen ausgehende Untersuchung ihrer Richtigkeit über ihren wahren Werth zu einem endgültigen Urtheil führen. Sowie mancher tiefwurzelnde und vielleicht seiner Natur nach durch objective Erfahrung

gar nicht prüfbare, noch weniger widerlegliche Glaube alsbald zusammenfällt, wenn seine Grundlage in einem längst verlassenen aus der Phantasie entstandenen Irrthum zu Tage kommt; wie Vorurtheile über die Natur, z. B. den Einfluß gewisser kritischer Perioden, die besondere sympathetische Eigenschaft gewisser Pflanzen, durch nichts so sehr ihre Macht verlieren, als indem ihr Ursprung aus gänzlich verschollener mythologischer Sagenbildung oder Zahlenmystik, oder auch wohl Etymologie, erwiesen wird; und wie selbst für die höchsten Zweifel und Fragen keine Lösung tiefere Befriedigung gewährt, als eine solche, die neben der Wahrheit und Wirklichkeit zugleich die Quelle des Irrthums und Scheines zeigt: so ist auch, was der Vernunft wie durch organische Energie Object ist, jedoch nicht immer gewesen, sondern nur gegenwärtig, und also zufällig durch das Ergebniß der uns vorausgegangenen Entwickelung geworden ist, nicht in unbewußter Hingebung an deren Zwang, noch in dem ohnmächtigen Versuche sich ihm über die Erscheinung hinwegfliehend zu entziehen, sondern nur durch Beobachtung ihres Zustandekommens in dem Zeitenlaufe, in seiner Reinheit und Wahrheit anzuschauen.

Jedoch nichts ist in der ganzen Welt umher, was uns so sehr am Herzen liegt, uns so ergreift und reizt, als wir. Um der Erkenntniß unseres eigenen Empfindens willen forschen wir in dem uns ähnlichen, und das aus der Aehnlichkeit unmittelbar entspringende Gefühl, selbst so zu sein, wie sich vor unseren Blicken ein in seinen Geheimnissen durchforschter thierischer Bau verhält, zieht der Beobachtung des Lebens, auch in seinen körperlichen Erscheinungen, eine überaus hohe und fast allgemein menschliche Theilnahme zu.

Die Empfindung allein ist es, welche in der Natur mit seelenvoller Wärme wirkt, und dem Gemüthe verschwistert, rühren und begeistern kann; die Bewegung ohne sie ist kalt und todt, reizloser Mechanismus. Die Kenntniß der Bewegungsgesetze, so sehr auch das Bewegte in alle Fernen ausgebreitet den Raum beherrscht, für so winzig der Punkt des Weltalls, auf welchem ein unserer Betrachtung zugängliches Inneres zu finden ist, ihm gegenüber von uns selbst erkannt wird, bleibt dennoch für sich allein nur ein abstractes, Wenige befriedigendes, nüchternes Verstandeswissen. Die Geschichte hingegen, auch einer einzigen Stadt, ja eines Menschen, die Alterthumswissenschaft und Sprachenkunde, Sitten-, Kunst- und Schriftenforschung, Alles, was zu dem menschlichen Empfinden, und besonders dem am meisten mit dem unsrigen verwandten in Beziehung tritt, bietet als auf Veränderung unserer eigenen Empfindungsweise wirksam, im Gegensatze dessen, was den Völkern als bloßes Mittel der Gelehrsamkeit geringer gilt, Stoff der Bildung; und um Empfindung auch drehen sich, sei es unmittelbar sie äußernd, oder sei es darstellend, Beredsamkeit und Poesie. Darum ist denn auch bei Erforschung der Vernunft sie selbst, ihre eigene Entwickelungsgeschichte und die unsere, als etwas unser Ich so nahe Berührendes, schon allein und ohne alle Rücksicht auf das Objective genügend uns zu fesseln, und die Kritik, in diesem Sinne, sofern sie nämlich, unter gesteigerter Erkenntniß der Objecte, durch Vergleichung das Vernunftsubject selbst begreifen lehrt, mit unter jenen Zielen, die dem menschlichen Geschlechte über alles theuer, wichtig, ernst und heilig sind.

Nach diesen beiden Richtungen hin muß offenbar die

Sprache dem Wesen der Dinge näher führen, wenn es anders gelingt, ihre Vorzeit bis zu verborgenen Urzuständen hin mit Sicherheit an das Licht zu ziehen, und in den Wortbedeutungen die Gestalten zu verfolgen, welche die Anschauungen in verschiedenen Zeiträumen und bis heute angenommen haben, da wenigstens mehr Vernunft niemals in den Worten zum Ausdrucke gelangt sein kann, als jedesmal das sie verwendende Geschlecht besaß. Wenn der Veränderung und Vermehrung des Bemerkens die Sprachveränderung auch nur in weiter Ferne folgte; wenn die Schilderung des neuhinzugekommenen Eindruckes durch Worte noch lang unterblieb, bis, wie etwa der dichterische Trieb eines Bevorzugten einem längst allgemein gehegten Gefühle zuerst entsprechende Aeußerung verleiht, so vielleicht durch Nachahmung oder sonstige glückliche Erfindung für neue Gegenstände Zeichen in neuen Lauten geschaffen wurden und in Umlauf kamen: so muß auch dann die Sprachforschung wenigstens zu der Bestimmung eines Minimums, eines Umfanges, welchen die Gedankenthätigkeit auf einer bestimmten Stufe der Bezeichnung mindestens umschloß, sowie des allmählichen Wachsthumes dieser kleinsten Größe, jedenfalls berechtigen. Allein die wirkliche empirische Prüfung der Begriffe nach ihren durch die Sprachen des ganzen Erdballs hindurchgehenden, bis auf unverhältnißmäßig Weniges sich immer und ewig unter dem Wechsel der Formen wiederholenden Entwickelungsgesetzen läßt uns noch etwas ganz anderes erblicken, welches in der That geeignet ist, Erstaunen und Verwunderung hervorzurufen, indem es das fast unglaublich seltsame und ganz einzige Schicksal unserer Gattung und die dunkelen Wege, welche dieselbe, getrieben wie durch ein unverbrüchliches Naturverhängniß, eine unüber-

sehbare Kette von Jahrtausenden entlang durchlaufen, vor den Augen eines schwachen, sterblichen Geschöpfes des Augenblicks enthüllt und aufhellt.

Die sprachliche Einzeldarstellung der Begriffsentwickelung, deren wunderbar gesetzmäßiger Verlauf, wie die Natur überhaupt, und insbesondere das Wachsthum in ihr, durch in Worten ausgesprochene Gesetze nicht zu erschöpfen, sondern kaum in den rohesten Zügen zu umschreiben ist, wird es zur zweifellosesten Sicherheit und Deutlichkeit erheben, daß, solange die Sprache nicht unter Einwirkung von Schrift und Literatur weit über den eigentlichen Zustand ihrer Reife hinausgeschritten ist, zwischen dem Bemerken und seinem Ausdrucke im Laute nicht nur eine lange Zwischenzeit, wie bisher noch als möglich angenommen worden, nicht verfließt, sondern es auch noch viel zu wenig wäre, wenn wir sagen wollten, er folge demselben unmittelbar wie der Schrei der Schmerzempfindung. Von allen den Verstandesobjecten, die wir in welcher noch so alten Zeit auch immer in einem Sprachlaute dargestellt erkennen, erscheint keines ihm wirklich als Ursache oder Veranlassung voraus: vielmehr, wie alle Entwickelung die Dinge zunächst aus ihnen ähnlichen unmerklich, alsbald aber, wenn sich die Reihe viele Glieder hindurch fortsetzt, bis zu gänzlicher Verschiedenheit verändert, so durchlebt ein jeder Laut für sich, unabhängig von jedem Zwecke des Bezeichnens, Schilderns oder Aeußerns, eine rein lautliche und körperliche Generationenkette von Verwandlungen, in welchen sich Vernunft und Geistesthätigkeit so wenig wie bei dem Wachsthum der Thier- und Pflanzen-Körper wirksam zeigen. Auf der andern Seite bleibt die Vermehrung des Bemerkens hinter der Fortentwickelung des Lautes stets einen

Schritt zurück und rankt sich gleichsam an ihm empor, so daß jeder einzelne Theil der Sprache dem ihm entsprechenden Einzeltheile der Vernunft vorausgeht, und also auch nicht die Vernunft die Sprache, sondern nur die Sprache die Vernunft, wenn auch nicht vollendet und fertig die vollendete, verursacht haben kann.

Von allen Schritten, welche die Sprache auf einem so großen und bedeutungsvollen Gange zurücklegt, und von allen Wirkungen, welche sie indessen erreicht, steht gleichwohl Nichts als Aufgabe, Ziel oder Zweck vor ihr, und leitet sie kein Wille oder Trieb, so daß nichts geeigneter sein kann als sie, über die Entstehung der höchsten Zweckmäßigkeit durch Entwickelung, aus der Erfahrung und Beobachtung zu belehren. Wenn nun die gegenwärtige Natur der Worte, bestimmten und bekannten Gedanken als ein zulänglicher Ausdruck zu entsprechen, ihnen als vorgezeichneter Zweck vorausgegangen wäre, so würde es vielleicht genügen, von diesem Zwecke auch bei ihrer Beobachtung auszugehen und zu fragen, wie ein jeder hierzu verwendet und dazu gelangt sei, sich mit der vorhandenen nun thatsächlich ihm zugehörigen Begriffsform zu vereinigen? Allein, da diese Formen selbst, so unentbehrlich sie unserer Vernunft, deren ganzes Leben von Anfang an sie geknüpft ist, nun freilich scheinen, doch an sich nur zufällig so gebildete Gestaltungen sind, so dürfen wir nicht von diesen, als selbstverständlichen Zwecken, rückwärts blicken, und befriedigt sein, sobald wir in den früheren Wortbedeutungen vermeintliche Mittel finden, durch welche die Sprache ihr vernunftgemäßes Ziel erreichen konnte, sondern es handelt sich hier um eine tiefere Frage: auf welche Weise und warum nämlich aus einem früher vorhandenen

Begriffe ein gewisser anderer naturnothwendig hervorgehe, so daß von jenem aus dieser entstehen nicht etwa konnte, sondern mußte, wie auf die Knospe die Blüthe folgt. Denn der Uebergang der Worte von einem Begriff zu dem andern, ist nicht Uebertragung, welche den bereits erlangten Besitz beider Begriffe und eine willkürliche Verwendung der Laute, weit über die Kräfte jenes bloßen Keimes von Vernunft voraussetzt; vielmehr rückt die Wahrnehmung langsam durch die Reihe der Objecte, und wird von einem jeden zu einem nächsten weiter fortgedrängt, bis sie sich über den ganzen ihr vergönnten Umfang verbreitet hat, d. h. über Alles, was mit dem ersten Ausgangspunkte dieses Strömens in einer stetigen, zu unmerklichen Uebergängen geeigneten Verbindung steht.

Gewisse Begriffe wiederholen sich in der Sprache unter den verschiedensten Lautformen so oft und bestimmt, daß sie Demjenigen, welcher sie mit besonderer Aufmerksamkeit berücksichtigt und verfolgt, jedesmal fast die einzigen vorhandenen zu sein und den ganzen Inhalt alles in Worten zum Ausdruck Gelangten zu bilden scheinen, indessen andere sich nur spärlich, und vielleicht nur ein einzigesmal in einer bestimmten Sprache zeigen. Wenn die Sprache aus einer jener beiden Ursachen entstanden wäre, zwischen denen die Meinung seit der ältesten philosophischen Betrachtung dieser Frage stets geschwankt hat, aus Natur oder aus Willkür, so müßte ihr Ueberfluß und ihre Armuth, in dem einen Falle von einer verschiedenen Eigenschaft der Dinge, welche durch Naturwirkung auf den Organismus den Ausdruck bald erzwänge, bald verhinderte, (z. B. falls derselbe schallnachahmend wäre, von ihrer Hörbarkeit), in dem anderen Falle

aber von ihrer verschiedenen Wichtigkeit für uns, und unserer Neigung und Befähigung sie zu bezeichnen, also immer nur von irgend einem Verhältnisse zwischen uns und dem Objecte abhängig und bedingt sein. Allein es ist dem nicht so, und die Sprache, wie alles Menschliche, ja wie die Welt, soweit nur irgend Leben in ihr ist, (und was anders ist sie selbst und ganz als Leben?) kann nur durch die Erkenntniß begriffen werden, daß zwischen Natur und Nothwendigkeit, Zweckmäßigkeit und Causalität, Dingen und Gedanken die Entwickelung vermittelnd stehet; daß nicht aus dem Schoße der Mitwelt geboren ein Reiz unsern Willen, eine Anschauung unser Glauben, eine Erscheinung unser Begreifen, ein Object unsere Empfindung erzeugt: sondern die Vorwelt von deren Urbeginn, da das All aus dem Nichts hervorbrach, bis auf den gegenwärtigen Augenblick, wo sich ein kleiner Theil der ewigen Weltenkraft in dieses unser Ich gestaltet hat, diese ist es, die in uns will, glaubt, denkt und empfindet, und hinter uns, nicht neben uns liegt der Schlüssel zu dem Räthsel in und um uns, und alles Daseins wahrer Grund und Quelle. Daher beruht, wie Religion und Sittlichkeit, so auch selbst das Vernunftgesetz weder auf objectiver noch subjectiver Nöthigung, wohl aber auf dem Zwange des Naturverhängnisses und der Vergangenheit, und die Gedankenformen sind nicht aus uns, noch aus den Dingen und, wie der Dichter sagt, aus Fels und Baum entsprungen, sondern eine jede aus einer vorher entstandenen, die sie, wie eine Thiergeneration die andere, erzeugt; weswegen auch unter den Begriffen nicht selten solche, deren Gegenstand uns unbedeutend, geringfügig und an Eindruck auf die Sinne wenig mächtig scheint, in übermäßigem Reichthum in der Sprache wuchern,

während oft das Wichtigste und Naheliegende, und Manches was für sich genommen vielleicht von jenem nicht allzusehr verschieden ist, sich fast vergessen findet. So sind z. B. in allen Sprachen Worte für Schale häufiger als solche für Auge oder für Fleisch, und kleinlich vereinzelte Begriffe, wie der: „die Hand oder den Fuß in eine lehmartige Flüssigkeit tauchen und darin plätschern und rühren," nehmen einen ganz unverhältnißmäßig großen Raum ein; aus keiner anderen Ursache, als weil gerade diese dem Ausgangspunkte aller Begriffsentwicklung sehr nahe liegen, und auf sie die Wahrnehmung, nicht etwa wegen einer absolut größeren Wahrnehmbarkeit oder Anschaulichkeit, sondern durch ihre eigene bis dahin eingeschlagene Richtung und die nach jener Seite hin vollkommener entwickelte Schärfe des Bemerkens, leicht und oft, wie auf etwas Zeitgemäßes, d. h. in der zufällig erreichten Entwicklungsstufe nothwendig Bedingtes und gleichsam reif Gewordenes, verfiel.

Die Beobachtung dieser Entwicklungsreihe also und ihre empirische Verfolgung bis zu ihrem ersten geschichtlichen Ursprunge ist es, welche für die sämmtlichen Gedankenformen und insbesondere die Begriffe zum Zwecke wirklicher Erklärung der Vernunft erfordert wird. Zugleich aber ist es leicht einzusehen, daß solchen Zwecken gegenüber jede Herleitung eines Begriffes aus einem andern so lange unbefriedigend bleiben muß, als auch hinter ihr die Frage über diesen andern oder dessen Ursprung übrig bleibt; und dies setzt sich offenbar so lange immer weiter fort, bis etwa der Begriff in etwas übergeht, was nicht Begriff ist, da sich niemals ein Ding aus seines Gleichen, sondern ein jedes nur aus einem andern, welches sodann wieder der

Erklärung bedarf, und so ins Unendliche, erklärt. Andererseits ist das Zurückspringen auf einen vermeintlichen Grundbegriff, auch wenn er noch so wenig der ursprüngliche und darum dem zu erklärenden nicht allzufernstehend ist, gleichwohl, wo es sich um Erkenntniß des Entstehens handelt, gänzlich ungenügend. Es bedarf vielmehr der Aneinanderreihung des scheinbar Gleichen, unmerklich Verschiedenen, durch dessen wiederholte Vervielfältigung die merkliche Verschiedenheit entsteht, damit wie durch Beobachtung des thierischen Eies auf vielen durch künstliche Hemmung festgehaltenen Punkten seiner Entwickelung der Anblick eines an sich den Sinnen entzogenen Wachsthums möglich werde. Denn die Worte entstehen und wachsen ebenso allmählich wie die Bildungen der Körperwelt; und wenn manches Spracherzeugniß uns nur gerade deutlich genug mit einem andern zusammenhängend erscheint, um uns seinen Ursprung aus demselben kenntlich zu machen, gleichwohl aber soweit unähnlich, um etwas Gewaltsames zu seiner Umbildung vorauszusetzen; wenn Anderes ohne einleuchtenden Zusammenhang mit Verwandtem und scheinbar gänzlich vereinzelt steht: so ist nicht das Sprungweise der Entstehung oder eine gleichsam elternlose Erzeugung hiervon die Ursache, sondern wie in der ganzen Natur das erzeugende Geschlecht stirbt und ein anderes hinterläßt, so gibt es auch für die geistige Schöpfung einen Tod, nämlich das Vergessen, welches denn auch in der Sprache mächtig und nicht minder augenscheinlich als das Entstehen waltet. Falls nun aus einer Sprache Worte vergessen und verschwunden sind, welche einem vorhandenen als Vorgänger gedient hatten, so ist eine Vereinzelung unvermeidlich, welche ihm den Schein verleiht, aus

nichts Verwandtem entwickelt und entweder von Ewigkeit vorhanden, oder doch von seinem ersten Ursprunge in seiner fertigen Gestalt geschaffen zu sein; und wenn von einem Stamm nur einzelne vielleicht entfernt ähnliche Ausläufer erhalten sind, so verschwindet zunächst der Anschein ihrer gegenseitigen Verwandtschaft, indeß in Wirklichkeit nur gleichsam der Tod die Lücken zwischen ihnen gerissen und die ihre Einheit darlegenden Mittelglieder unserem Auge entzogen hat.

Von solchen Vorgängen würden wir freilich kaum eine allgemeine Kenntniß haben, noch weniger würden wir im Stande sein, solche Lücken wieder zu ergänzen und irgend eine Spracherscheinung auf eine verlorne als auf ihre Erklärung zurückzuführen, wenn wir nicht durch einen Zusammenfluß von Umständen in der Geschichte des menschlichen Geistes zur Möglichkeit gelangt wären, mehrere aufeinanderfolgende Sprachzustände aus verschiedenen Generationen zugleich zu überschauen und aus ihrer Vergleichung eine Sprachgeschichte zu gestalten, die auf einer wirklichen unmittelbaren Erfahrung von der Vergangenheit einer bestimmten Sprache ruht. Allein diese Vergangenheit reicht nicht weiter als die Ueberlieferung, welche für uns an die Schrift gebunden ist, und mit dieser in einer Entfernung von einigen Jahrhunderten gänzlich abbricht; wer könnte glauben, daß wir auf solchem Wege der eigentlichen Sprachentstehung durch unmittelbare Beobachtung nahe kommen könnten? Die Masse alles dessen, was aus einem Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden z. B. von der deutschen Sprache erhalten ist, so reiche und sichere Belehrung sie auch bietet, genügt dennoch nicht, das gegenwärtig Bestehende völlig lückenlos aneinander zu knüpfen, da ja in der Vergangenheit jenseits des Punktes,

von dem eine gegebene Literatur beginnt, derselbe Verlauf des Vergehens ebensosehr thätig gewesen sein muß; abgesehen von den Räthseln, welche, wie es die Natur menschlicher Wissenschaft mit sich bringt, immer gleichzeitig neu auftauchen, so oft die ersten uns etwa als gelöst erscheinen könnten: abgesehen von den Sprachformen nämlich, deren letzte Spur eben in dem Anfange der uns bekannten Literatur im Erlöschen begriffen, deren Dasein uns folglich aus diesen frühesten Ueberbleibseln gerade noch bekannt, aber aus ihnen nicht auch erklärlich ist. Wir sehen durch das Mittel geschichtlicher Betrachtung die Formen ganz außerordentlich verändert, wir sehen das ganze gewaltige Leben und Wandeln im Innern der Natur vor unsern Augen; wir finden das Bekannte unter allerlei fremdartigen Verkleidungen unkenntlich geworden: aber dieses Fremdartige ist darum nicht begreiflicher.

Unter allen Umständen aber liegt eine solche Beobachtung von dem letzten Ziele der Forschung, von dem Ursprunge der Sprache, unendlich fern; und selbst die Vergleichung von verwandten Sprachen, obgleich sie den Blick in die Vergangenheit ungemein erweitert und auf eine mittelbare Weise den Zustand jener äußerst fernen Zeitperiode, in welche vorher nicht einmal eine ahnende Vermuthung dringen konnte und von welcher keine äußere unmittelbare Spur und keine noch so leise Erinnerung zurückgeblieben war, kennen gelehrt hat, wo ein Drittheil der ganzen Menschheit, und darunter fast alle Völker von Europa, am Himalajagebirge als ein einziger Volksstamm wohnte, welcher mit einer bis heute noch nicht ganz erloschenen Triebesrichtung sonnengleich von Osten nach Westen binnen vielen

Jahrtausenden um die Erde zog, — auch die Sprachvergleichung versagt, wo es sich um Fernen handelt, gegen welche selbst dieser Zeitraum verschwindet, — um jene sternenweiten Zeiten, wo die Vernunft nicht war, — als ein Werkzeug von allzuschwacher Tragkraft.

Es ist kaum glaublich, wie ähnlich den noch vor uns liegenden unvermischten ihres Stammes die Sprache jenes Urvolkes der Indogermanen schon gewesen ist; wie ganz unbedeutende Formenunterscheidungen und Feinheiten des Gebrauches schon früh geschiedenen Zweigen, als ob sie bloße Nachbardialekte wären, oft gemeinsam sind: und der große auf den ersten Eindruck erscheinende Unterschied geht bei genauer Betrachtung fast in allgemeine Gleichheit über. Fast jedes Wort kann, abgesehen von lautgesetzlichen Veränderungen, wenigstens der Möglichkeit nach, als ihnen allen und der Ursprache gemeinsam und nur aus der einen oder andern verloren betrachtet werden; insbesondere aber verrathen grammatische Bildungsmittel höchst vollkommener Art, als in allen gleichmäßig angewendet, ihr Dasein vor der Sprachenscheidung. Dasselbe wiederholt sich in noch stärkerem Maße bei Vergleichung der sowohl räumlich geringeren, als zeitlich offenbar in kürzerer Trennung befindlichen semitischen Sprachen unter sich. Wer sich dagegen von solchen Vergleichungen aus, und gewohnt in dem Verwandten eine so große durchgängige Uebereinstimmung zu finden, zu der Betrachtung der gegenseitigen Verhältnisse verschiedener Sprachstämme, z. B. des indogermanischen zum semitischen, wendet, der wird gewiß zwischen ihnen nichts mit demselben Namen der Verwandtschaft zu Belegendes entdecken. Ein nicht unbedeutender Theil der Lautmittel, noch mehr ihre Geltung und Anwendung,

ferner die ganze innere Einrichtung der Wurzeln, Form und Art der Wortbildung und Ableitung in ihrer wesentlichsten Anlage, endlich die frühesten und ältesten Grundlagen des Satzbaues, und der aus der Zusammenwirkung von diesem Allem erzeugte Geist, d. i. Gesammteindruck der Sprachen, gehen in je zweien Stämmen eben so sehr auseinander, als sie in je einem und demselben ähnlich sind, so daß hier fast nichts mit völliger Bestimmtheit charakteristisch verschieden, dort hingegen kaum etwas gefunden wird, was mit Nothwendigkeit oder auch nur einiger Sicherheit auf besondere geschichtliche Einheit der getrennten Stämme schließen ließe. Daher ist eine Erweiterung der Erfahrung durch ein jenseits der einzelnen Sprachstämme fortgesetztes vergleichendes Verfahren nicht zu hoffen, weil die Aehnlichkeiten fehlen, welche das einzige Object der Vergleichung bilden könnten; vielmehr ist die älteste Spaltung eines einzigen Stammes die weiteste Entfernung, welche eine solche Erfahrung zu erreichen vermag. Hier aber findet sie, wie wir gesehen haben, bereits eine fertige Sprache; auch hier wie bei der Betrachtung eines Wortvorraths, der sich nur auf das gegenwärtig Gesprochene oder auf das innerhalb einer Literatur schriftlich Ueberlieferte beschränkt, liegt das in unermeßlich langer Dauer allmählich Entstandene als eine große gleichzeitig vorhandene Masse ausgebildet vor ihr. Darum müßte die Sprachwissenschaft ihre Thätigkeit nach einem verhältnißmäßig immerhin kurzen Gelingen alsbald einstellen und an der Lösung ihrer höchsten Aufgabe verzweifeln, wenn ihr nicht ein anderes aus der Beobachtung zwar geschöpftes, aber über die Grenze, wo dieselbe abbricht, hinausreichendes Mittel zu Gebote stünde, eine Art von analytischem Verfahren

nämlich, vermöge dessen sie versucht, jene Masse des gleichzeitig Gegebenen durch Kritik in Früheres und Späteres zu sondern: ein Weg, welchen in der That die Etymologie von jeher mit größerem oder geringerem Glücke einzuschlagen sich gestattet hat, und auf dessen erste Auffindung wir vor Allem einen Blick werfen müssen, um uns seiner Ausgangspunkte, seiner Richtung und seiner möglichen Ziele mit Sicherheit bewußt zu werden.

II.

Aelteste Speculationen über die Sprache. Etymologie der Urzeit — in der Bibel — in den Brahmana's — den Rigvedaliedern. Bei den Chinesen. In Dahomey und Baghirma. Bei Homer und den Tragikern. Aristoteles — Cicero — Hegel. Analogie. Grammatik und etymologische Wissenschaft. Die Wurzeln. Grenze des analytischen Verfahrens.

Die Erkenntniß der Dinge tritt allmählich aus der Mitte dunkeler und unbestimmter Vorgefühle wie aus einem Dämmerlichte zur Klarheit hervor, und die Wahrheit lebt ihrer Erscheinung voraus oft Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht überliefert als eine ihrer eigenen Gründe nicht bewußte Glaubensüberzeugung gleichsam ein Keimdasein in den Gemüthern, aus welchem sie auf den Hinzutritt zum Leben heraufrufender Begebnisse zu irgend einer Zeit ihre völlige Entwickelung beginnt. Ein jeder Gedanke, welcher von der Wissenschaft erwogen wird, hat hinter sich eine lange Reihe aufeinanderfolgender Generationen, deren erstes Glied fast stets inmitten einer uns fremden und seltsamen, ja kaum mehr begreiflichen Welt von Sagengestalten steht, woselbst es oft schon Züge einer in ferner Zukunft zur Vollendung bestimmten Richtigkeit erkennen läßt; und so führet auch die Frage des gegenwärtigen Augenblickes auf einen tiefen Hintergrund von sagenhaften, zuerst, da der Reiz für das

Denken überall Befremdung und Erstaunen ist, von Verwunderung über die sonderbaren, unverstandenen Klänge fremder Sprachen angeregten Lösungen, in welchen der nur stillschweigend vorausgesetzte vorläufige Glaube an einen Ursprung und also eine gewisse unbewußte Läugnung der Ewigkeit und Anfangslosigkeit der Sprache allenthalben wiederkehrt. So hatten — um das Bekanntere zu übergehen — die Mexicaner die Sage, daß nach der großen Fluth, durch die das Menschengeschlecht vernichtet worden war, ein Vogel fünfzehn stummgeborenen Söhnen des überlebenden Paares Zungen austheilte, wonach die fünfzehn Sprachen und Völker von Anahuac sich schieden.

Zugleich neben solchen kühnen Wagnissen, welche wir die Einfalt uralter Geschlechter gegen die tiefsten letzten Fragen unternehmen sehen, begegnen wir bereits in Zeiten, von denen dies wenig erwartet werden sollte, auf den äußersten Grenzen alles vermöge schriftlicher Erhaltung von menschlicher Geistesthätigkeit den Blicken noch Erreichbaren, Spuren wirklicher Wortforschung im Einzelnen. Es sind dies Versuche erklärender Zurückführung von Theilen der Sprache auf einander, ausgehend zunächst von Eigennamen, und zwar aus mehreren nicht allzufern liegenden Gründen. Die Eigennamen sind, wegen der in ihnen mitten unter den Verwandlungen der Worte unverwandelt oder unverloren zurückbleibenden Alterthümlichkeit oft gleichfalls unverstandene und abenteuerliche, Befremdung rege machende Laute; sie werden ferner um so leichter, von ihren Objecten losgerissen, selbst Ziele des Nachdenkens, als die Einzelwesen, welche sie bezeichnen, auch außer ihnen unter dem Namen ihrer Gattung denkbar, und überdies, wie schon ihre Sonderbenennung

bezeugen kann, Gegenstände des höchsten Interesses sind. Sobald nun die also angeregte Bewegung der Gedanken von irgend einem mit augenblicklicher Wichtigkeit wirkenden Gegenstande angezogen und in den eigentlichen, an sich bedeutungsvollen Kern der Worte gelenkt, weiterschreitet, immer das jedesmal Befremdende auf das minder Auffällige zurückzuführen, so äußert sich schon in diesen Versuchen einerseits die gewisse, wenn auch weder ausgesprochene, noch erkannte und zur Ueberzeugung gewordene Erwartung eines Gegensatzes von Aelterem und Jüngerem innerhalb des in der Gegenwart der Sprache ungesondert Nebeneinanderliegenden; und andererseits war, indem wir, wie es auch nicht anders denkbar ist, Lautähnlichkeit mit fast unbedingter Geltung zur Vergleichung reizen sehen, der Satz bereits in ihnen wirksam, welcher, seitdem er in die Wirklichkeit hervorgetreten, eine auch eben so nothwendige und nicht wegdenkbare Grundlage für alle Etymologie geworden ist: daß das Aehnliche durch Aehnliches, d. h. das der Bedeutung nach Aehnliche dem Laute nach ähnlich in der Sprache bezeichnet sei.

Auf diesem Standpunkte sehen wir bereits die ältesten Theile der *biblischen* Schriften, indem schon in dem ersten der fünf Bücher des Gesetzes, dem Buche der Schöpfung, die Beilegung der Namen *Tag* und *Nacht*, *Himmel*, *Erde*, *Meer* und *Mensch* der Gottheit, die der Thiernamen und des Wortes *Weib* dem Menschen zugeschrieben, sowie gegen 50 Eigennamen von Personen und Oertlichkeiten und selbst ein Gattungswort (nämlich ischah *Weib*) etymologisch erklärt werden.[1] Die zugleich mit der Alterthümlichkeit der Bücher bedeutend verminderte Zahl dieser Versuche zeigt hier allein schon ihre Unabhängigkeit von dem Fortschritt

wissenschaftlicher Fähigkeit des Denkens. Die Brahmana's, die frühesten prosaischen Ueberlieferungen der Inder, in welchen sich an dem ersten betrachtenden Nachdenken über die Gegenstände der Götterverehrung die Speculation über die Götter selbst und über die Welt zu einer ältesten Philosophie entwickelt, sind überreich an ähnlichen speculativen Spielen. Vor allem beobachtenswerth aber sind ihre Keime in jener merkwürdigen, unter dem Namen der Rigvedasanhita bekannten, uralten Sammlung heiliger Lieder eben jenes Volkes, deren Erhaltung bis auf unsere Zeit für das menschliche Geschlecht ein hohes Glück zu nennen ist, wenn es anders mit Recht das Bewußtsein über seinen eigenen Ursprung und die Erkenntniß der Gesetze seines Werdens als einen Gegenstand des Wunsches und der Sehnsucht achtet. Ganz anders, als in allen andern uns bekannten ältesten Literaturen, welche überall auf Trümmern einer verschollenen Vorzeit aufsteigende oder durch Verkehrsberührung und Mischung der Erzeugnisse verschiedener Volksgeister begründete neue Formen zeigen, liegt in diesen Liedern vielmehr ein ursprüngliches, von fremden Einwirkungen allem Anscheine nach freies, nicht aus der Zerstörung des Früheren in zweiter Bildung hergestelltes, sondern unmittelbar aus dem Schoße der Natur neu und jung erblühendes Leben der Menschheit, ja eine gleichsam noch unverhärtete Seelengestalt in Wort und That, und das überall sonst nur als vollendet und fertig zu Beobachtende im Entstehen vor uns offen. Darum ist auch in diesen Hymnen nicht allein für die ihnen folgende Entwickelung der Inder, noch auch allein für die zum Theil auf gleicher Wurzel ruhende der sämmtlichen verwandten Völker der Schlüssel des Verständnisses zu finden, sondern bei der Natureinheit,

die wir in dem gesammten Entfaltungsgange unserer Gattung in der Folge erkennen werden, zugleich für die Schöpfungen aller speculativen Kraft auf Erden, oder für den ganzen Inhalt der Vernunft, d. i. für ihre dauernden Erwerbungen, seit der Epoche, da sich überhaupt unter den Menschen zuerst Ueberzeugungen aus festgehaltenen Wahrnehmungen formten und ein vielfältiges Meinen, Glauben oder Wissen möglich ward. Diese Liedersammlung zeigt uns Worterklärungen derselben Art und Höhe wie die meisten der erwähnten biblischen nur in unächten, einem späteren Zeitraum angehörigen Theilen.[2] So wird der Name Vasistha, d. h. der Beste, — den späteren Indern Priester aus einer wunderreichen Vorzeit, ursprünglich aber der im Opferfeuer verehrte, Priester genannte Sonnengott Agni selbst, — in Verbindung mit einer Geburtssage erklärt, als bedeute er: „im Gefäße stehend.“[3] — Aber die allgemeine Wahrheit, daß wie dem Erfinden in je älterer Zeit um so weniger das Bedürfen, so auch dem Entdecken nicht Nachdenken vorauszugehen, sondern die Antworten eher dem Zufall, als der Frage zu entspringen pflegen, wird hier von einer Vorstufe zu solchen Etymologien bezeugt, wie sie den alten Theilen der Riksanhitalieder eigen ist. Sie besteht in Wortspielen auf den Namen der angerufenen Götter, und scheint nur Erweiterung der Absichtlichkeit, mit welcher diese selber wiederholt genannt sind, indem Nennung des eigenen Namens, als eine Aufmerksamkeit auf das Individuelle, den Menschen schmeichelt, den Göttern aber im Gebete menschengleich geschmeichelt wird. Von diesen Anspielungen, welche, wie begreiflich, eine Stufenreihe größerer und geringerer Bestimmtheit und darum Nachweisbarkeit zulassen, werden manche gewöhnlich und stehend,

wie die zwischen dem Namen des Gottes I n d r a und seinem Opfertranke indu; und in Beziehung auf S a v i t r i, den F ö r d e r e r, nämlich des Opfers (ein ursprünglich mit Agni gleiches Wesen) wird so oft mit Bildungen der Wurzel sav angespielt, welche unter anderem f ö r d e r n heißt, daß dies Zusammentreffen mit dem wahren Ursprunge des Wortes fast den Schein des Wissens um ihn gewinnt und so den Uebergang von der unbewußten Etymologie zur bewußten sichtlich darzustellen geeignet ist.[4] Während sich aber das Namenspiel nirgends so kenntlich als in den Vedaliedern in dieser dem Cultus angehörigen ältesten Anwendungsweise findet, so ist es andererseits alten Literaturen niemals fremd; vielmehr in der Bibel noch weit häufiger, als die eigentliche Erklärung der Namen;[5] bei griechischen Dichtern, Homer wie den Tragikern, sind es die Helden, an welche sich diese alterthümliche Gewohnheit heftet; und selbst bei den Chinesen, obgleich der Bau ihrer Sprache sich aller grammatischen Formenvergleichung fast völlig widersetzt, sind gleiche Wirkungen jenes tief in der menschlichen Natur begründeten etymologischen Triebes aufzufinden.

Die chinesische Sprache besteht bekanntlich aus lauter ganz einfachen einconsonantigen Wörtern, die miteinander in keinem erkennbaren Zusammenhange, wie etwa der Ableitung oder Zusammensetzung, stehen. Die Zahl derselben ist so gering, daß sie für sich allein genommen nur zur Bezeichnung einer sehr beschränkten Zahl von Begriffen ausreichen. Die chinesische Schrift hat das Eigenthümliche, in dieser Hinsicht reicher als die Sprache zu sein; sie unterscheidet nämlich Wörter durch verschiedene Schriftbilder gleichsam orthographisch, die lautlich einander völlig gleichen, und

das in so großem Maße und so grundsätzlich und consequent, daß die mündliche Sprache, um ihr an Bestimmtheit und Brauchbarkeit gleichzukommen, Hülfsmittel anwenden muß, die die Schrift entbehren kann, und beide sich daher, was für die Entwickelung der Chinesen von großer Bedeutung geworden ist, gänzlich und wesentlich von einander entfernen. Hieraus erklärt sich die Form, unter welcher bei den Chinesen etymologische Versuche auftreten können. Der Laut der Worte ist an sich so vieldeutig, daß die Ableitung einer seiner Bedeutungen aus einer anderen dem etymologischen Streben Spielraum genug gewährt, und die Herbeiziehung eines bloß ähnlich lautenden ein durch nichts gebotener und zugleich zweckwidriger Umweg wäre. Die Chinesen vergleichen anstatt dessen gleichlautende und nur durch das Schriftzeichen verschiedene Wörter. „Tugend" — heißt es z. B. im Li-ki oder heiligen Sittenbuche — „ist das Besitzen."[6] Beide Wörter Tugend und besitzen heißen te, aber in für das Auge verschiedenen Formen. An einer anderen Stelle des Li-ki wird zur Vorsicht beim Strafen gemahnt, denn „die Strafe — hing — ist die Körpergestalt — hing —;" nämlich unabänderlich wie diese, nicht wieder gut zu machen.[7] Nur bei genauerem Eingehen auf die Natur der höchst merkwürdigen Zeichenschrift dieses Volkes würde es möglich sein, eine weitere Feinheit der angeführten Etymologien deutlich zu machen, die in der Benutzung von je zwei verwandten, in ihren Elementen mit einander zusammenhängenden Schriftzeichen besteht. Eben derselben Methode folgen auch die nationalen Wörterbücher in ihrer Etymologie; und was das allgemeine Princip betrifft, allerdings mit einigem Recht, da ein Theil der gleichlautenden und erst durch die Schrift

geschiedenen Wörter ohne Zweifel in irgend einer Weise auf einander zurückzuführen sind. Es fehlt übrigens den Chinesen auch nicht an einer mythisch-etymologischen Namenerklärung, die den uns bekannten näher steht, indem sie den Namen aus einem nicht bloß lautlich, sondern auch schriftlich gleichen Worte zu deuten versucht. So finden sich im Liederbuche (Schi-king) zwei Gedichte (IV, 3, 3 und 4), in denen der Ahnherr einer der ältesten Dynastien unter dem Namen Hiuan-wang (Schwarzkönig) besungen wird; das erste derselben beginnt: „Durch des Himmels Befehl kam ein schwarzer Vogel (hiuan-niao) herab und ward Urheber des Geschlechtes Schang."

Wie tief der etymologische Trieb in der menschlichen Natur begründet ist, auf wie niedrigen Stufen er sich äußert, kann das Beispiel einiger Stämme zeigen, die zu den rohesten und wildesten gehören, welche gegenwärtig die Erde trägt. Den Namen Dahomey (berichtet Waitz nach einer aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammenden englischen Quelle) erklärt die Sage als „Bauch des Da": die Leiche des Königs Da von Abomey nämlich soll von Tacoodonu, dem König der Foys und Gründer des Reiches von Dahomey um das Jahr 1625 mit aufgeschnittenem Bauche als Grundstein des neu zu erbauenden Palastes in jener Hauptstadt in die Erde gegraben worden sein — eine Sitte, die (wie Waitz hinzufügt) allerdings in diesem Lande auch noch jetzt in ganz ähnlicher Weise fortbesteht.[8] Die Etymologie selbst bedarf wohl keiner Kritik; schon die Analogie eben der Hauptstadt Agbome zeigt übrigens, wie die Bestandtheile zu trennen sind: die Namen kommen ohne Zweifel von daho groß, agbo mächtig und me Leute, Volk, Land oder Stadt (einer

häufigen Endung von Völker- und Ortsnamen und auch Mehrheitsbildung), und bedeuten „Volk oder Gebiet der Großen, der Mächtigen.“ — Das Volk, von dem jene etymologische Sage berichtet wird, ist eben dasselbe, dessen religiöse wie staatliche Entwicklungsstufe durch die äußerste Rohheit blutiger Menschenopfer und durch die uneingeschränkte launenhafte Willkür der abergläubisch verehrten Herrscher noch jüngst so bekannt geworden ist; dessen gegenwärtiger König bei seinem Regierungsantritte zu Ehren der Manen seines Vorgängers einen See von Menschenblut bilden ließ und zu Schiff befuhr. — Ein anderes Beispiel aus einem ähnlichen Kreise ist Folgendes: Die Baghirma, ein glänzend schwarzes Volk, vielleicht anderthalb Millionen Köpfe stark, gründeten vor etwa dreihundert Jahren, nach der Erzählung der Eingeborenen, die Stadt Maseña in einer von schönen Tamarindenbäumen und Dumpalmen belebten Landschaft von dem fünf Tagereisen weiter östlich gelegenen Kenga aus. „Damals“ sagt Barth, „soll an der Stelle, wo jetzt die Hauptstadt Maseña liegt, nur eine armselige Ansiedelung von Viehzüchtern aus dem Stamme der Fulbe (oder Fellata wie sie in diesen östlichen Ländern Mittelafrikas allgemein genannt werden) sich befunden haben, an deren Statt ein neuer Ort gegründet und nach einer großen Tamarinde (mass in der Baghrimmasprache), unter welcher ein Fulbe-Mädchen Namens Eña Milch verkaufte, benannt wurde.“[9]

Vergleichen wir mit diesen wissenschaftlichen Regungen in dem Geiste von Negervölkern die ähnlichen Versuche des hochgebildeten Alterthums, so zeigen sich diese kaum überlegen und überhaupt nicht wesentlich verschieden, da auch sie offenbar nur auf demselben überall auftretenden naiven Triebe

beruhen. Da man diesen triebartigen Ursprung in der Namendeutung mißkannte, und eine unzeitige gelehrte Spielerei in ihr sah, so setzten besonders die Tragiker, die mitten in dem höchsten dichterischen Schwung dem Reize, auf das geheimnißvoll Bezeichnende des Namens anzuspielen, sehr häufig folgen, ihre neueren Ausleger in Verlegenheit. Man fand solche Stellen abgeschmackt, man war bestrebt, ihre Aechtheit zu läugnen, wobei freilich eben die Häufigkeit ein gewichtiges Hinderniß bot; und noch nachdem man auf den Zusammenhang der Erscheinung und ihr Vorkommen im Großen aufmerksam geworden war, auch die biblischen Analogien zu ihr bemerkt hatte, suchte man sie durch den Zeitgeschmack als einmal gäng und gäbe geworden, wie sich ein neuerer Geschichtschreiber der Philologie im Alterthum ausdrückt,[10] zu entschuldigen, oder die alten Dichter und Denker doch mindestens vor dem Vorwurf so seltsamer Meinungen über die Wortbildung durch die Annahme zu retten, als sei es mit solchen Deutungen nicht ernst gemeint, und ein richtigeres Bewußtsein, oder doch ein Bewußtsein der Unrichtigkeit dennoch vorhanden gewesen. Aber während es in der neuesten Zeit recht sonderbar gefunden worden ist, „daß schon Homer über die sprachlichen Wurzeln nachsann,“[11] so erklärt noch der griechische Ausleger der Stelle des Sophokles, wo Ajas, seinen eigenen Namen aus dem doppelten Weheruf *αἰ* deutend, spricht: „wer hätte wohl geglaubt, daß mein Name so treffend zu meinem Unglück stimmen würde?“ — eine solche Anknüpfung des Schicksals an die Benennung grade für alterthümlich.[12] Aristoteles, der eine Beziehung auf den Namen zu gewissen rednerischen Mitteln zählt, erwähnt sogar noch, „daß es so bei dem Lobe der Götter gebräuchlich sei.“[13]

Auch ist eine derartige Gewohnheit im Alterthum niemals erloschen; die Philosophen der Griechen und Römer knüpfen ihre Definitionen an Worterklärungen, oder berufen sich zur Bestätigung von Lehrsätzen durch dasselbe Mittel auf die Autorität der Sprache, und zwar aus voller Ueberzeugung. So sagt Aristoteles (magn. mor. I. 6): „die Ethik hat von der Gewohnheit den Namen, wenn man unter Vernachlässigung eines Buchstabens die Wahrheit ins Auge fassen muß — und das muß man doch wohl, — denn ἦθος ist von ἔθος benannt.“[14] Noch häufiger legt er die Etymologie der Sacherklärung stillschweigend zum Grunde, wie z. B. wenn er das Gedächtniß (μνήμη) aus einem bleibenden Eindruck (μονή) herleitet.[15] Bekannt ist Cicero's Annahme, daß die Treue vom Geschehen, nämlich des Versprochenen, benannt sei: „quia fiat, quod dictum est, appellatam fidem —“;[16] und noch die späten Quellen des römischen Rechts sind reich an abenteuerlichen Deutungen der für ihren Kreis interessanten Wörter, nicht anders als die Brahmanas an religiösen. Dergleichen Versuche verschwinden selbst in der neuen Zeit nur langsam in Folge einer veränderten, das instinctive Gebiet verlassenden Sprachbetrachtung. Noch Hegel glaubte für seine Vorstellung von dem Werden, als der Einheit von Sein und Nichts durch deren Aufhebung, den Doppelsinn dieses Wortes anrufen zu können, dem er eine speculative Bedeutung zuschreibt. „Aufheben, sagt er, hat in der Sprache den gedoppelten Sinn, daß es soviel als aufbewahren, erhalten bedeutet, und zugleich soviel als aufhören lassen, ein Ende machen. Das Aufbewahren selbst schließt schon das Negative in sich, daß etwas seiner Unmittelbarkeit und damit einem den äußerlichen Einwirkungen

offenen Dasein entnommen wird, um es zu erhalten. So ist das Aufgehobene ein zugleich Aufbewahrtes, das nur seine Unmittelbarkeit verloren hat, aber darum nicht vernichtet ist. Die angegebenen zwei Bestimmungen des Aufhebens können lexikalisch als zwei Bedeutungen dieses Wortes aufgeführt werden. Auffallend müßte es aber dabei sein, daß eine Sprache dazu gekommen ist, ein und dasselbe Wort für zwei entgegengesetzte Bestimmungen zu gebrauchen. Für das speculative Denken ist es erfreulich, in der Sprache Wörter zu finden, welche eine speculative Bedeutung an ihnen selbst haben; die deutsche Sprache hat mehrere dergleichen.“ [17]

Sämmtliche Aeußerungen dieses etymologischen Triebes, mit Einschluß selbst der Vermuthungen über Wortursprünge in Schriften wissenschaftlich denkender Philosophen des Alterthums, lassen sich, so lange sie vereinzelt bleiben, zur Entscheidung über die Ursprünglichkeit eines Theiles der Sprache im Gegensatze zu dem andern, nur entweder von äußerlichen Gründen leiten, wie wenn die Bibel den Namen des Weibes aus dem des Mannes, als eines früher geschaffenen Wesens, erklärt; oder sie legen den einzigen Maßstab größerer Verständlichkeit an und führen das Unbekannte auf das Bekanntere zurück: und weil nur der Satz das Verständniß befriedigt, so gelten Hauptwörter als aus ganzen Sätzen zusammengezogen, oder aus Zeitwörtern, da diese allein ein selbstständiges Urtheil enthalten können, entsprungen. Erst nachdem der Laut der uralten Dichtungen, in denen wir jene Etymologien zuerst heiligen Zwecken dienen sehen, selbst Gegenstand der Verehrung geworden ist, schließt sich an seine Betrachtung eine gleichfalls von heiligem Interesse gelenkte, absichtliche und stetige Vergleichung an; und wie in eine jede Wissenschaft

der ihr vorgängige Sagenglaube, so gehen auch in die beginnende Sprachforschung die bisherigen dunkeln Voraussetzungen von dem Entspringen der Worte auseinander ein, und bereiten sie zu einer zweiten Stufe vor, auf welcher das Aehnliche nicht mehr in unwillkürlich entstandenen Combinationen des Augenblicks auf einander zurückgeführt wird, sondern in Folge der Zusammenstellung vieles auf ähnliche Weise Aehnlichen zu Analogien oder Gesetzen objectiver Aehnlichkeit. Die die Analogie ebensowohl schaffende, als an ihr entwickelte Gesetzmäßigkeit der Formenbildung, die Stetigkeit, mit welcher ähnlichen Wandlungen der Begriffe auch ähnliche der Laute zu entsprechen pflegen, ist in fast allen Sprachen und namentlich in denen unseres eigenen Stammes so groß, und der Drang, die Worte einer gewohnten und dunkel vorschwebenden allgemeinen Norm gemäß zu bilden, so mächtig, daß Kinder, während sie noch unvollkommen sprechen, aus bloßem Instincte zu Gunsten der Regel oft wider den Gebrauch fehlen und an Unregelmäßigkeiten Anstoß nehmen. Eine ähnliche Einwirkung unbewußter Erkenntniß von Sprachgesetzen war es, welche vielleicht schon die uralten indogermanischen Literaturkeime vor der Trennung der Griechen, insbesondere aber die ältesten indischen Gedichte zu einer ferneren Art von grammatischen Spielen anregte, die zur Zeit des beginnenden religiösen Denkens über diese Gedichte nothwendig alsbald zu einem gewissen Bewußtsein der Biegung und Wortbildung führen mußten. Sie bestehen in der Verbindung und absichtlichen Zusammenstellung verschiedener Formen aus gleichen Wurzeln, wodurch um so mehr Verwandtschaft und Abweichung vor Augen treten: z. B. wenn die Dichter jener Opferlieder von sich in

Beziehung auf die Götterverehrung sagen, daß sie „mit Heil'gem Heil'ge heiligen;" (1, 4, 9) — oder wenn es heißt: „Es dichten dir die Dichter, Gott; Gesänge singen Sänger dir" (1, 10, 1). — Andererseits zeigt sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit selbst bis zur Unkenntlichkeit umgestalteter Ableitungen, welche die zur Wissenschaft gewordene Grammatik an einander zu reihen Mühe hat, und der Sinn für das Wechselverhältniß der Formen, auch wo sie dem Laute nach unregelmäßig gebildet sind, in den Vedaliedern noch in so großer Unmittelbarkeit lebendig, daß es nur der Aufmerksamkeit auf deren Ausdruck bedurfte, um sowohl Beugungsanalogien, oder gemeinschaftliche Gesetze in der Art und den Mitteln der Begriffsumwandlung, als auch Stämme, oder den gemeinschaftlichen Mittel- und Ausgangspunkt für diese Umwandlungen zu erkennen.[18] —

Und so beginnt denn der Anblick der Sprache, als einer Masse in wechselnder Folge an uns vorüberziehender Eindrücke, bereits sich zu verwandeln, indem der unübersehbare und verwirrende Reichthum von Lauten und Begriffen sich zu einer verhältnißmäßig kleinen Menge gruppenartig um einen gemeinsamen Kern geschlossener, vielumfassender Einheiten mehr und mehr vermindert. Die durchgängige Analogie läßt sicherlich keine andere Auffassung zu, als die seit den ältesten Zeiten der Sprachforschung immer geherrscht hat, daß die in eine solche Einheit geordneten Wörter wirklich auch als Ableitung eines und desselben Stammes gleichen Ursprung haben. Denn wer wollte wohl behaupten, daß Wörter wie weiblich, weibisch, kindlich, kindisch, und unzählige dergleichen, von einander unabhängig in eben dieser Gestalt entstanden und nicht vielmehr aus älteren Elementen

wie Weib, Kind, lich und isch bloß zusammengesetzt seien? Es ist daher eine unbestreitbare Gewißheit vorhanden, daß, soweit deutliche Analogien für Zusammensetzung und Ableitung der Worte erkennbar sind, ihr Erklärungsgrund in den Elementen und Stämmen gesucht, und diese daher als der ältere Theil der Sprache betrachtet werden müssen; und daß, je weiter die Auflösung in solche Elemente möglich ist, um so näher wir also den wirklichen Anfängen der Sprache treten.

Zur Erweiterung des Umfanges einer solchen Auflösung und zur Berichtigung und Sicherung ihrer Ergebnisse zeigen sich nun die allmählich planvoll ausgebildeten Mittel wissenschaftlicher Zergliederung, Grammatik und Etymologie, Sprachgeschichte und Sprachenvergleichung, aufs Höchste wirksam. Die Erwartung indessen, vermittelst eines gleichmäßig fortgesetzten zergliedernden Verfahrens auf diese Weise ungehemmt bis zu dem ersten Auftreten des Sprachlautes und der Gedankenthätigkeit fortgeführt zu werden, wird durch die Gestalt, welche die Sprache in gewissen Tiefen ihres Innern annimmt, alsbald vermindert. Die Worte weisen sämmtlich auf gewisse vielen gemeinsame sogenannte W u r z e l n zurück, z. B. das Wort K i n d auf eine Wurzel, deren älteste noch nachweisbare Form gan ist, mit der Bedeutung entsprossen, hervorbringen, geboren werden; das Wort K e i m führt auf dieselbe Wurzel; K u n s t, K u n d e, k ö n n e n auf gna, kennen; b e q u e m und k o m m e n auf gam. Jedoch bei den Wurzeln selbst angelangt, geräth die Untersuchung in Stillstand, zwar mit der Einsicht, daß dies unmöglich die wirklich ersten und uranfänglichen Sprachelemente gewesen seien, aber dennoch ohne eine gleiche wechselseitige Beziehung, wie zwischen ihnen

und den abgeleiteten Wörtern, so auch unter ihnen selber aufzufinden, weil sich auf diesem Punkte das Wechselverhältniß zwischen Lauten und Begriffen, von welchem die Erforschung der Sprache ausgegangen war und auf welchem sie bisher als ihrer einzigen Grundlage geruht hatte, durch eine in einzelnen Fällen zwar schon früher merkliche, nun aber zu einem nicht länger verkennbaren Umfange herangewachsene Erscheinung gänzlich erschüttert zeigt.

Die Wurzeln einer Sprache, und sogar des ganzen Sprachstammes, zeigen, ihrem Laut nach mit einander verglichen, eine große Regelmäßigkeit in Bau und Umfang. So bestehen die sämmtlichen indogermanischen Wurzeln unbeschränkt aus nicht mehr als einem oder zwei Consonanten; aus dreien nur, wenn der mittlere ein Nasal (n, m), oder Halbconsonant (j, w, l, r) ist (wie in Herz), oder wenn der erste s ist (wie in Stab); aus vier oder fünf nur, wenn die zuletzt erwähnten Fälle zusammenkommen (wie in Zwerg, Strenge), aus mehreren niemals. Die semitischen Wurzeln hingegen bestehen in der Form, in welcher die Sprachen dieses Stammes vor uns liegen, aus mindestens drei und höchstens fünf Consonanten; die Gruppirung zu drei ist hier Regel und nur durch einzelne Ausnahmen beschränkt [19]. Die chinesischen Wurzeln, welche nach dem besonderen Character dieser Sprache eins und dasselbe mit den Worten sind, bestehen sämmtlich nur aus einem einzigen Consonanten mit folgendem einfachen, doppelten oder dreifachen Vocal, auf welchen indessen noch ein Nasallaut folgen kann (z. B. hi, hian, hiuan). Betrachten wir das Verhältniß der Wurzeln eines bestimmten Sprachstammes zugleich in Beziehung auf ihre Bedeutung, so leuchtet ein Zusammenhang mehrerer, ja ganzer Reihen

derselben sofort ein. Aber während die Abweichung in dem Laute der Wörter, welche durch verschiedene Ableitung aus gleicher Wurzel entspringen, immer eine deutlich an die Lautverschiedenheit geknüpfte Begriffsverschiedenheit erkennen läßt, welche mit jener in allen Fällen ähnlich wiederkehrt, so sehen wir dagegen Wurzeln von theilweise gleichen Bestandtheilen bald ganz gleichbedeutend, bald mit größeren oder geringeren Bedeutungsabweichungen besonderer Art, welche sich nur in diesen Fällen finden, und keine Regel und Analogie zur Anwendung auf ähnliche Lautverschiedenheiten ermitteln lassen. Zugleich aber tritt dem Erfahrungsgesetze von der Bezeichnung des Aehnlichen durch das Aehnliche, und somit des Verschiedenen durch das Verschiedene, der im Einzelnen schon früh bemerkte doppelte Gegensatz, die Synonymie (Polyonymie) oder die Bezeichnung des Aehnlichen durch das Nichtähnliche, und die Homonymie, oder die Bezeichnung des Verschiedenen durch das Nichtverschiedene, bei der Betrachtung der Wurzeln in erstaunlicher Ausdehnung entgegen, und auch die am vollkommensten entwickelten Sprachen stellen sich uns auf dieser Stufe ganz in jenem Bilde dar, welches die Europäer noch in dem gegenwärtigen Zustande der chinesischen Sprache mit so vieler Ueberraschung kennen lernten, wo der Laut der Worte außer dem Zusammenhange jeder für sich betrachtet bis zur gänzlichen Unverständlichkeit viel- und verschiedendeutig vorgefunden wurde.

Die ähnliche Bedeutung ähnlichlautender Wurzeln läßt die Erklärung durch Verwandtschaft, d. h. gemeinsamen Ursprung zu, und in der That ist eine solche Annahme in vielen Fällen unmöglich abzuweisen: allein da die Grenze

zwischen Laut-Aehnlichkeit und Verschiedenheit hier alsbald zu schwanken beginnt, so findet sich dieselbe Begriffsähnlichkeit oder selbst Begriffsgleichheit sodann auch in keineswegs ebenso unzweifelhaft verwandten Wurzeln wieder, ja endlich auch in solchen, welche an die bisher verglichenen, wenn nicht alle festen Bestimmungen schwinden und durch eine allgemeine Auflösung der Laute in einander Alles zugleich möglich und unmöglich werden soll, eine fernere Anknüpfung nicht mehr gestatten. Ganz in Uebereinstimmung hiermit vereinigt ein und derselbe Wurzellaut bald unzweifelhaft verwandte, bald nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit in Verbindung zu bringende, bald endlich ohne völlige Schrankenlosigkeit nicht mehr vereinbare Bedeutungen auf sich. Daher kann zwar aus dem Ineinanderüberfließen so vieler verwandter Wurzellaute ohne Zweifel auf eine ursprünglich weit geringere Anzahl derselben geschlossen werden; aber die Menge der Begriffe zeigt sich hierdurch für die Urzeit keineswegs zugleich vermindert, da schon ein kleiner Bruchtheil ihrer nicht weniger als die sämmtlichen gegenwärtig vorfindlichen Wurzeln enthält, und bloß die Frage, wie in einem solchen Falle noch Verständniß möglich gewesen wäre, stellt sich dem Gedanken entgegen, mit dieser Verminderung der Laute gegen die Anfänge der Sprache hin auch ihre Vieldeutigkeit bis auf einige wenigen alldeutigen Laute wachsen zu lassen. Denn das entgegenstehende, theils auf der Oberfläche der Sprache beobachtete, theils aus der Voraussetzung vermeintlicher Nothwendigkeit allgemein gefolgerte Gesetz, welches einem jeden Laute einen bestimmten Begriff und umgekehrt entsprechen läßt, verschwindet, wenn wir in größere Tiefen dringen, fast gänzlich, und weicht dem entgegen-

gesetzten, indem in Wirklichkeit ganz im Gegentheile jeder Laut jeden Begriff bezeichnen, jeder Begriff durch jeden Laut bezeichnet werden kann, und dies je näher der Quelle, aus welcher Vernunft und Sprache ihren Ursprung nehmen, um so mehr auch in der That geschieht.

III.

Lautwechsel unabhängig von der Bedeutung. Lautverschiebungen — Lautzerstörungen — Gänzlicher Untergang von Sprachelementen. Ungeheure Wandelbarkeit mancher Wurzeln — Gleichheit und Verschiedenheit des Lautes, kein Kriterium für die der Worte. — Ursache dieser unaufhaltsamen Veränderung. Princip der Störung. Vocalverlust. Einfluß des Accents. „Guna." Jugend der Vocale. Die Theorie der Schallnachahmung wird unmöglich. — Die letzte Ursache der Lautstörung ist Zusammensetzung. Dissimilation. Worte entstehen wie Planeten. — Jugend mancher Consonanten. Aeußerst beschränkter Kreis der Urwurzeln. Nothwendige Vieldeutigkeit derselben. Jugend der Begriffscombination, Zusammensetzung und Ableitung. Verdoppelung, ursprünglich zwecklos. Die Urelemente zu begrifflicher Unterscheidung wenig geeignet — und auch selbst noch gleichdeutig. Problem des Sprachverständnisses; seine typische Wichtigkeit.

Daß die Lautveränderung, welche die Wurzel durch Ableitung erleidet, nicht ohne Rücksicht auf die Umwandlung ihres Begriffes vor sich geht, ist offenbar; aber man würde gänzlich irren, hinter der Lautveränderung überhaupt auch nur vorzugsweise einen ähnlichen Zusammenhang vorauszusetzen. Vielmehr erdulden die Worte ganz unabhängig von ihrer Bedeutung aus innern lautgesetzlichen Gründen in größtem Maßstabe ungeheure Umgestaltungen und verlieren oft ohne ihren Sinn zu verändern alle Aehnlichkeit mit ihrem ersten Zustande bis auf die letzte Spur. Deutliche

Belege solcher bloß lautlichen Veränderungen geben die in verwandten Sprachen einander entsprechenden Wörter, deren anfängliche Gleichheit durch die Entdeckung von Uebergangsformen erkennbar wird; z. B. wenn die ursprüngliche Form des Wortes Schwester im Persischen zu kâher geworden ist, oder das Wort Hund sich in den Zendschriften unter der Form spa wiederfindet.

Von den Gesetzen, welche in solchen Fällen hinsichtlich der Vertretung bestimmter Laute der einen Sprache durch bestimmte andere in einer verwandten immer eingehalten sind, ist das der Lautverschiebung, d. h. der wechselseitigen Vertretung eine auffallende Eigenthümlichkeit der deutschen Sprachen, die auch in der arabischen ihres Gleichen hat. Hier tritt an die Stelle eines harten s (ש) überall sch und dagegen umgekehrt an die des sch eben so allgemein das s, so daß z. B. dem hebräischen und aramäischen satan das arabische schaitan, dagegen dem aramäischen scholtan das arabische sultan, oder dem schalôm salam entspricht. Die Grundform des in unsere Sprachen übergegangenen Wortes Damast, das arabische dimsâqun, lautet im hebräischen demescheq; der Name der Stadt Damaskus, hebräisch dammeseq, umgekehrt im arabischen dimaschqu.[20] In den deutschen Sprachen tritt das von Jakob Grimm entdeckte Lautverschiebungsgesetz bekanntlich in weit zusammengesetzterer Form auf und bewirkt einen förmlichen Kreislauf von je dreien unter neun Consonanten. Die drei sogenannten stummen Consonanten, der weiche, harte und gehauchte je eines Organs, nämlich die Lippenlaute b, p und f, — die Gaumenlaute g, k und h oder ch, — die Zahnlaute d, t und (das aspirirt gesprochene) th —

verschieben sich in der Ordnung: weich, hart, gehaucht, weich, in den germanischen Sprachen so, daß ein jeder im Gegensatze zu den verwandten nichtgermanischen um eine Stufe vorrückt, und also z. B. dem lateinischen cornu im deutschen nicht etwa Korn, sondern Horn, dem lateinischen hostis im deutschen Gast, der lateinischen Wurzel frag die englische break entspricht.) Dieser Proceß hat sich merkwürdigerweise innerhalb der germanischen Sprachen nochmals wiederholt; die Lautverschiebung hat im Hochdeutschen, im Gegensatz zu allen andern germanischen Sprachen, einen Schritt weiter in derselben Ordnung gethan, vollständig freilich nur in der Reihe der Zahnlaute; und so finden sich, wenn wir ein und dasselbe Wort zugleich im Lateinischen oder einer sonstigen nichtgermanischen Sprache des Stammes, zweitens im Englischen oder einer andern germanischen außer der hochdeutschen, und endlich im Hochdeutschen betrachten, diese Laute in eben jener Reihenfolge dreifach verändert, wobei unter den Zahnlauten im Hochdeutschen ß oder z die dritte Stelle einnimmt. Z. B. das lateinische tu ist englisch thou, deutsch du; das griechische *θύρα* englisch door, deutsch Thür; das indische tad englisch that, deutsch daß. Man sieht, daß es nur einer abermaligen Wiederholung dieses Fortrückens unter den drei Lauten bedurft hätte, um sie wieder auf ihren ursprünglichen Stand zurückzuführen, was in der That in einzelnen Fällen auch geschehen ist.[21] Solche in ihrer complicirten Gesetzmäßigkeit doppelt seltsame Lautvertauschungen sind, wie sich von selbst versteht, von der Bedeutung der Worte, in denen sie vorkommen, gänzlich unabhängig.

Vor allem aber sind in dieser Hinsicht die erstaunlichen Verwandlungen zu erwähnen, die in Folge von Laut-

verlusten vor sich gehen, indem nämlich aus der Sprache fortwährend ein Theil ihrer Lautmittel völlig schwindet, die sie alsdann in den Wörtern, die dieselben enthalten hatten, durch ihr übrig bleibende ähnliche zu ersetzen strebt. Diese Vorgänge der Vernichtung sind nicht etwa Anzeichen des Ersterbens und bloß den Zeiten des Verfalls einer Sprache eigen, sondern auch in den frühesten Zuständen der Sprachentwickelung, in welche uns durch die Forschung Einblicke vergönnt sind, zeigen sich die zerstörenden Kräfte schon mindestens ebenso wirksam als die schaffenden, und bereiten sprachlichen Einzelnwesen und selbst Geschlechtern, ganz nach der ewigen Weise der belebten oder wachsthumbegabten Körperwelt unausgesetzt den Tod. Das Verschwinden einzelner, ohne daß ihr Begriff hierzu Veranlassung böte, außer Gebrauch gerathender Wörter ist eine selbst der gemeinen Erfahrung naheliegende Thatsache; und es läßt sich zeigen, daß massenhafte und wahrhaft unzählige Fälle dieser Art schon dem Zeitraum der ältesten in irgend einer Sprache erhaltenen Dichtungen vorausgegangen sind. Doch abgesehen hiervon sind Lautverbindungen und selbst völlig einfache Elemente, die dereinst in Tausenden von Wörtern vorgekommen waren, in einer Sprache oft bis auf die letzte Spur oder doch auf schwache Reste getilgt und eingebüßt. So entbehrt die griechische Sprache im Gegensatze zu ihren Schwestern die beiden Consonanten j und w, von welchem letzteren bekanntlich noch in einigen ihrer Dialekte Ueberbleibsel gefunden werden. Den Zendbüchern fehlt, wie ich glaube aus gleichem Grunde, das l, und dem auch sonst diesen so nahestehenden Dialekte, in welchem die ältesten Theile des Rigveda geschrieben sind, wie es scheint gleichfalls.[22]

Dies sind Beobachtungen, die sich kaum über den Umkreis einer einzigen Sprache, oder selbst nicht so weit, und also in eine zwar bei weitem vorgeschichtliche, aber dennoch verhältnißmäßig junge Zeit, nämlich die der Absonderung dieser einzigen, erstrecken; ähnliche führen uns mitten in die wunderbare Völkerbewegung zurück, welche Europa allmählich in den Besitz indogermanischer Bewohner gebracht hat. Das Lautgesetz, wonach keine Wurzel mit einem gehauchten Consonanten beginnen und zugleich mit einem solchen schließen kann, (wie z. B. in dem deutschen Fach, Fluch) ist den Griechen und Indern gemein; da aber so gebildete Wurzeln sicherlich dereinst vorhanden waren, so liegt hier eine Einbuße vor Augen, welche die Sprachen beider Völker noch gemeinsam, vor ihrer Trennung, das heißt vor der Wanderung der Griechen aus den mittelasiatischen Ursitzen erlitten haben.[23] In andern der verwandten Sprachen finden sich diese gehauchten Buchstaben unter andern Bedingungen verdrängt und zeigen in mehreren, z. B. der lateinischen, ein auffallendes Bestreben sich gänzlich zu verlieren. Endlich treffen wir auf Lautverbindungen, welche durch die sämmtlichen indogermanischen Sprachen in der Zerstörung begriffen und innerhalb einer jeden nur mehr oder weniger trümmerhaft in Resten vorhanden sind, zu deren Beseitigung daher schon in der grauesten Vorzeit, ehe irgend ein Zweig jenes gegenwärtig so mächtigen Stammes sich abgelöst hatte, ein starker Anstoß stattgefunden haben muß. Der S-Laut, welcher am Anfange vieler indogermanischen Wurzeln gefunden wird, und die einzige Veranlassung bildet, dieselben über den Umfang von höchstens vier Consonanten, nämlich zwei festen mit zwei flüssigen (l, m, n, r, j, w) in ihrer Mitte, auszudehnen, ist in dieser Stellung

in verschiedenen Sprachen verschiedenen und offenbar nicht ursprünglichen Beschränkungen unterworfen; in keinem Falle aber wird er in dem vollen anfänglichen Umfange zugelassen, ja mit manchen Consonanten zeigen sämmtliche Sprachen bereits gemeinsam die Neigung, seine Verbindung zu verhindern.[24] Vielleicht noch früher beginnen die Consonantenverbindungen mit v (w), an denen die indogermanischen Wurzeln dereinst sehr reich gewesen zu sein scheinen, in Abnahme zu gerathen; und wie Vieles, das schon in so alter Zeit spurlos abhanden gekommen war, muß uns eben darum gänzlich entgehen, da wenigstens ein Grund, weßwegen wir diese Bewegungen mit der Grenze unserer Erfahrung wirklich abgebrochen glauben sollten, nicht abzusehen ist. —

Auch beschränkt sich das hier betrachtete Gesetz keineswegs auf einen einzigen Sprachstamm. Die semitischen Sprachen, außer der hebräischen, die sich vermuthlich zuerst von allen absonderte[25], haben ebenso einen in der Mitte zwischen sch und s liegenden harten Zischlaut eingebüßt, der daher in der semitischen Schrift, welche von einem aramäisch redenden Volksstamm herrührt, kein eignes Zeichen fand und bei den Hebräern mit dem härtern sch gleich bezeichnet werden mußte.[26] Die durch alle diese Sprachen hindurchgehende Eigenthümlichkeit der Wurzeln, mindestens drei Consonanten und in der Regel nicht mehr zu haben, wodurch eine so große Gleichförmigkeit und Symmetrie ihres Baues entsteht, ruht offenbar auf den Trümmern vieler untergegangenen vier- oder fünfbuchstabigen Stämme, wie manche Thiernamen (z. B. für Spinne, Frosch, Floh) schließen lassen, während zugleich das einstige Vorhandensein von Wurzeln aus nur zwei und selbst einem einzigen Consonanten unläugbar,

und z. B. die hinweisende oder dem Artikel entsprechende Vorsilbe ha auf keine längere Wurzelform zurückzuführen ist.[27] Das chinesische Wurzelbildungsgesetz, wonach außer den beiden Nasallauten kein Consonant ein Wort beschließen oder sonst außer dem anlautenden einfachen ein Bestandtheil desselben werden kann, hat vielleicht den Schein größter Ursprünglichkeit und treuester Erhaltung der Kindheitsstufe aller Lautbildung; allein Eigenthümlichkeiten der Aussprache, Vergleichung der Volksdialekte und, soweit sie möglich ist, der Sprachen Tibets und Hinterindiens führen zu dem entgegengesetzten Ergebnisse, daß jene gegenwärtig von der unsrigen so sehr abweichende Sprachform ihr ehedem weit ähnlicher und im Besitze von Wurzeln die auf k, p oder t schlossen, gleichfalls gewesen ist, die sie jedoch nun seit lange nicht mehr duldet, da sie diese Gattung von Lautverbindungen gänzlich verloren hat.[28]

Alles dies sind Vorgänge, welche gewiß nicht von begrifflichen Veränderungen verursacht oder bedingt sein können; denn mit den Lautmitteln, die der Sprache auf diese Weise entschwinden, und die im Verhältnisse zu dem, was ihr überhaupt zu Gebote steht, nichts weniger als geringfügig sind, geht keineswegs etwa auch ein bestimmter Kreis von Begriffen aus ihr verloren. Allerdings fällt häufig das Dasein von Wörtern, in denen solche untergehende Laute sich befinden, mit ihnen gänzlicher Vernichtung anheim; nicht selten fehlt ein den verwandten Sprachen gemeinsames Wort aus keinem andern Grund einer einzigen, als weil ein ihr besonders entfremdetes Klangelement seine Entfernung mit sich führte, und nichts ist irriger als anstatt dessen die Annahme ursprünglichen Mangels zur Grundlage weiterer Schlüsse

zu machen. So benennen, was Germanen, Lateiner und Inder mit den verwandten Namen ajas, aes, Erz bezeichnen, die Griechen mit einem durchaus verschiedenen χαλκός; nicht etwa weil sie diesen Stoff nicht gemeinsam mit jenen Völkern gekannt, sondern weil sie den Consonanten j vermieden haben. Kein den Wörtern Gott oder gut entsprechendes findet sich in den Schwestersprachen, weil hier die Wurzelsilbe ihrer älteren Gestalt gemäß mit gehauchten Consonanten beginnen und schließen müßte, was das Griechische wie das Sanskrit nicht zuläßt, und die übrigen Sprachen in diesem Falle wegen gänzlicher Einbuße des gehauchten Zahnlautes (ϑ, ß) zu leisten nicht im Stande sind. Aus ähnlichen Ursachen ersetzt das Griechische den Thiernamen Biber, den die germanischen und celtischen Sprachen, so wie die lateinische in der Form fiber (für fifer), besitzen, durch Kastor; und sind Wörter wie kâla schwarz, phala Frucht, ǵala und salila Wasser, mâlâ Kranz, mûla Wurzel, die in den übrigen indischen Dialekten äußerst gewöhnlich sind, aus den Rigvedaliedern verbannt geblieben. So gewiß es also ist, daß im Zusammenhange mit Lautverlusten Wörter in Masse untergehen, und so wenig es geläugnet werden kann, daß manche Begriffe, die nicht noch in anderer Form vorhanden sind, hierdurch geradezu ihre Vertretung in der Sprache verlieren mögen, wie denn kein dem Begriffe des sanskritischen kâla, Zeit, genau entsprechendes in dem Wortkreise der Rigveda-Sanhita gefunden wird; und obgleich wir uns sogar vorzustellen vermögen, wie ein Dialekt aus keiner andern Veranlassung als den hier geschilderten ganz und gar verarme: so ist es doch unmöglich, ein solches die Begriffe treffendes Schicksal nicht als zufällige Folge einer rein lautlichen

Entwickelung, sondern etwa als ihre Ursache anzusehen; und dies schon darum, weil keinerlei Einheit unter den sämmtlichen so verlorenen Begriffen aufzufinden ist, sondern nur eine Gemeinschaft jenes Lautes unter den verlorenen Wörtern.

Zugleich ist ein gänzliches Aufgeben des Wortes, in welchem der Laut gesprochen werden sollte, niemals das einzige zu seiner Vermeidung angewandte Auskunftsmittel, vielmehr ist die Sprache oft wunderbar erfinderisch, dasselbe durch verschiedene Verwandlungen zu retten, und gerade diese Mannichfaltigkeit des Verfahrens einem gleichen Laute gegenüber kann über den Zweck: sich eines verhaßt gewordenen Klanges auf alle Weise zu entledigen, um so größere Gewißheit und in einzelnen zweifelhaften Fällen ein Kennzeichen gewähren. Oft ist der vermiedene Laut, oder wo es sich um eine Gruppe handelt, ein Theil derselben aus den Wörtern ausgefallen, wie w und j im Griechischen und das s von anlautenden Consonantenverbindungen in allen indogermanischen Sprachen außerordentlich häufig; oft wird ein Theil der Gruppe nur verändert, oder der Laut fällt, nachdem er verändernd auf seine Umgebung gewirkt hatte, gleichwohl aus, eine Spur seines Daseins zurücklassend; oft treten überhaupt nach gewissen Gesetzen andere Laute — und auch hierin herrscht noch Mannichfaltigkeit — an die Stelle der verdrängten. Die Verwandlungen, denen die verschiedenen Consonantengruppen mit w unterliegen, sind kaum erschöpflich, viele Wörter die sie enthielten, kaum mehr kenntlich; und die Umwälzungen in der Lautgestalt der Wurzeln auf diesem Punkte um so tiefer und verwickelter, als die Mittel zur Beseitigung jener ungemein verzweigten Verbindungen häufig von mehreren Sprachen in einem und demselben Falle verschieden ergriffen worden sind. [29]

Die mit dem Umfange eines Wortes wachsende Zahl seiner Merkmale und die Vielheit der dasselbe enthaltenden Sprachen und Mundarten, welche den Stoff der Vergleichung vermehrt, machen es oft allein noch möglich, so starke Verhüllungen seiner Gestalt zu durchschauen; und wenn die Wurzeln der indogermanischen Sprachen, anstatt mit einem seltenen Reichthume von Bildungen umkleidet zu sein, in ihrer alten Nacktheit, wie die chinesischen, fortgedauert hätten, so würden vielleicht wenige Wörter Sprachverwandtschaft und noch wenigere die Form der vorhergegangenen Lautstufe mit Sicherheit errathen lassen. Die tibetanische Sprache, der wichtigste Schlüssel für die Erforschung jenes ganzen ostasiatischen Stammes, zeigt in dem Gegensatze ihrer doch nicht viel über tausend Jahre alten Schrift [30] zu der gegenwärtigen Aussprache die Größe der verwandelnden Macht langsam wirkender Kräfte auf Sprachen dieses Baues. Von einer ganzen Silbe, das heißt nicht selten von einem ganzen Worte, bleibt in der Aussprache oft nur der Vocal derselbe wie in der Schrift, indem nämlich hier anders als im Englischen die Vocale die Consonanten überdauern. So stehen neben der der Aussprache gemäß geschriebenen Silbe da nicht weniger als vierundzwanzig andere Silben mit verschiedenen einfachen, doppelten und dreifachen Consonantenlauten, ja sogar eine mit vierfachen, nämlich bsgra, alle mit der gleichen Aussprache da. In dbu, dbo sind die Consonanten in der Aussprache ganz verschwunden, so daß diese Wörter bloß u, o lauten. Wenn man hinzunimmt, daß auch am Ende der Silbe Consonanten oft nicht hörbar sind, daß ein derartiges stummes s außerdem eine verändernde Einwirkung auf die Aussprache des vorausgehenden Vocals übt, so ist

es begreiflich, wie in Folge des Zusammentreffens mehrerer solcher Umstände von der geschriebenen Gestalt des Wortes in der mündlichen Sprache bisweilen kaum mehr etwas wieder erscheint. Und doch müssen zur Zeit der Einführung der tibetanischen Schrift aus Indien die Consonanten ihrem Werthe gemäß gesprochen worden sein. Dies zeigt, abgesehen von allgemeinen Grundsätzen aller Schriftentwickelung, hier noch in einzelnen Fällen von Entlehnung aus dem Sanskrit die Vergleichung mit dieser Sprache, in anderen die noch fortdauernde Hörbarkeit der sonst aus der Aussprache verschwundenen Consonanten, falls die Möglichkeit einer Anlehnung an vorausgehende Vocale gegeben ist; hie und da ist die alte Aussprache sogar durch ausdrückliche grammatische Tradition bezeugt. [31]

Bei alledem ist der hier besprochene Gegensatz zwischen Sprache und Schrift, oder mit andern Worten, zwischen den Sprachen zweier Zeitepochen, durchaus geschichtlich und verhältnißmäßig jung: eine zwischen mehreren verwandten Zweigen des ostasiatischen Sprachstammes angestellte Vergleichung reißt die wenig umfangreichen Wörter derselben noch weit mehr auseinander, so sehr, daß von eigentlicher Wortverwandtschaft völlig einleuchtende Beispiele nur vereinzelt aufgefunden werden. Welche Zerstörungen sind nach diesen Analogien nicht für die Urperiode auch selbst der deutschen Wurzeln mit einer Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen, welche die Hoffnung, ihre älteste Geschichte zu erforschen, zu vereiteln droht! Jedoch den Standpunkt der Sprachforschung jenen Erscheinungen gegenüber ganz erkennen zu lassen, ist eine andere höchst wichtige Seite derselben vielleicht noch mehr geeignet, nämlich: daß die erwähnten Lautveränderungen

nicht nur auf ferne Zeiten hin oder für getrennte Völkerstämme eine so große Unähnlichkeit wesentlich gleicher Worte hervorrufen, sondern derselbe Grund, die Wahl verschiedener Ersatzmittel für zu vermeidende Laute auch innerhalb einer einzigen Sprache, das Auseinandertreten ursprünglich nahe verbundener Formen fast bis zur Unmöglichkeit, ihren Zusammenhang zu ahnen, in unzähligen Fällen veranlaßt hat. Die Wörter *γυνή*, Weib, und *ἄναξ*, Herr, König, verrathen auf den ersten Blick geringe Aehnlichkeit des Lautes; aber wenn wir aus der von der Dichterin Korinna für das erstere gebrauchten Dialektform *βανά*, aus dem germanischen queen Weib und Königin, und andererseits aus König schließen müssen, daß die anlautende Gruppe beider gva gewesen, und in dem einen durch Vocalisirung des Halbvocals, in dem andern durch Abwerfung der beiden Consonanten verdrängt worden ist, so bleibt in dem weiblichen Worte, besonders seiner Abwandlung nach (*γυναικ-* für gvanakj), eine kaum noch unregelmäßige Femininalbildung des männlichen zurück. Das Wort aqua Wasser, das das Griechische aus nunmehr einleuchtenden Gründen nicht besitzt, wird im Sanskrit zu ap-; aber mit Endungen wie bhis, wo diese Form Schwierigkeit der Aussprache bewirkt hätte, entsteht adbhis, in den Wassern. Ja es bedarf nicht einmal einer auch nur soweit wie verschiedene Geschlechter oder Biegungen abweichenden Form eines Wortes, um die Sprache zu verschiedenen Versuchen dieser Art zu reizen; sondern, was besonders merkwürdig und wichtig ist, auch ganz dieselbe Form erscheint doppelt, und wird durch verschiedene Behandlung zu zwei verschiedenen. So sind *πέσσω* und *ἕψω*, neben welchen auch *πέπων*, *πόπανον* und *ὀπτός*, im Lateinischen

coquo und popa, popina und coquina stehen, und im Sanskrit die Wurzeln pac und kvath, ganz gleichbedeutende mehrfache Vertretungen einer ursprünglichen mit qv sowohl an- als auslautenden Wurzelform mit dem Begriffe erweichen, kochen. Nichts ist daher erklärlicher, als daß einem einzigen Worte in einer der verwandten Sprachen mehrere in einer anderen mit gleichem Rechte und ohne Widerspruch als Vertreter gegenüberzustellen sind, und eine solche Gemeinschaft ist ein Zeugniß für ursprüngliche Einheit auch wohl zunächst dem Laute nach ganz unvereinbar scheinender Wörter eines und desselben Dialektes.

Wer aber sieht nun nicht, welche Gefahr der Untersuchung hier entgegentritt? Wir können nicht umhin, dem Laute nach von einander abweichende Wurzeln, solange die Abweichung gering oder die Uebereinstimmung augenfällig ist, um der Gleichheit der Bedeutung willen für verwandt gelten zu lassen, und zugleich läßt der Begriff der Bedeutungseinheit seinerseits keinen strengen Abschluß zu; denn Begriffssphären von offenbarem Zusammenhange pflegen auf mehrere Stämme, anstatt sich in allen ihrem ganzen Umfange nach zu wiederholen, vielmehr so vertheilt zu sein, daß sich in einem jeden mehrere Theile stets verschieden gemischt zusammenfinden, und so die eine ein erstes und zweites, die zweite ein zweites und drittes, die dritte, somit der ersten unmittelbar in nichts mehr gleiche, ein drittes und viertes Bruchstück des ganzen Kreises enthält, der allein die wahre Begriffseinheit der verglichenen Wurzeln bildet. Wir sind daher z. B. genöthigt, eine Reihe griechischer Wurzeln mit dem Anlaut ψ in wechselseitige Verbindung zu denken, in welcher die Begriffe des Raufens und Verletzens

der Haut, des Reibens oder Zerbröckelns und eine große Menge ähnlicher, bis zum bloßen Streifen oder der Berührung wiederkehren. Wir finden mehrere Ableitungen einer aus keinem andern Consonanten als jenem Anlaute bestehenden Wurzel mit solchen, bei denen Auslaute jeder Art die Wurzel beschließen, ganz gleichbedeutend, und es ist unmöglich, den Zusammenhang zwischen ψηλαφάω und ψαύω, betasten, berühren, oder ψάλλω raufen, ψιλός und ψεδνός kahl, oder ψάω, ψίω, ψαίω, ψήχω, ψώχω zerreiben, zu verkennen; auch ist es nicht zweifelhaft, daß ψῆφος kleiner Stein, ψάμμος und ψάμαθος Sand, als zerbröckelte Gegenstände, ψεκάς, ψακάς Körnchen, z. B. Sandes, ψίξ und ψωμός Brocken von Speisen, sowie ψηρός, ψηχρός, ψαφαρός, ψαθυρός zerrieben, mürbe, sämmtlich hierher gehören. Es liegt daher nahe, in allen diesen nur dem Anlaute den Begriff der Wurzel zuzuschreiben. Wenn nun aber dieser Anlaut selbst Nebenformen zuläßt, die sich ohne Mühe aus dem bisher geschilderten Verhältnisse des Lautersatzes begründet zeigen, wenn wir ihn mit K-Lauten z. B. in dem so eben erwähnten ἔψω, oder in ὄψ neben vox die Stimme, wechseln sehen, und überhaupt in den indogermanischen Sprachen nichts gewöhnlicher ist, als ein solcher Wechsel des k und p: werden wir alsdann nicht veranlaßt sein, auch ξύω, ξέω schaben, ξαίρω krempeln, ξυρόν Scheermesser (so viel als ψαλίς) mit jener Wurzel zu vereinigen? Beide Formen des Anlauts, ψ sowohl als ξ, sind Zusammensetzungen mit einem ursprünglich vorgeschlagenen s; daher finden wir ψόλος Ruß, Schmutz gleichbedeutend mit ἄσβολος, wo die anlautende Gruppe durch Vorschlag eines Vocals in ihrer Stellung erhalten wurde. Von den

verwandten Sprachen zeigen nur das Sanskrit und Zend ks in entsprechenden Wörtern, die übrigen die ursprünglichere Ordnung; wie die deutschen Schale, scharren und scheeren, scheiden und schinden, Scherben und schaben, die lateinischen scabo, scindo und andere, sowie auch sqvama, die Schuppe, d. i. das von der Oberfläche der Haut Hinweggeschabte, ein Wort, welches das wahrscheinlich dem ganzen Wurzelkreise anfänglich zukommende v bewahrt hat. Wie kann es also bezweifelt werden, daß auch Wörter wie *σφαλάσσω*, ritzen, oder *σχίζω* spalten, scheiden, und ferner (da das vorgeschlagene s einen gehauchten Consonanten durch den ganzen Sprachstamm nur sehr ausnahmsweise bestehen, und in viel häufigeren Fällen in einen hauchlosen harten übergehen ließ), *σκάλλω* scharren, schürfen, graben, *σκαριφάομαι* ritzen, scharren, *σκάπτω* (von der Wurzel *σκαφ*) graben, *σκύλλω* schinden, *σκῦτος* die abgezogene Haut, sowie auch *σπαράσσω* zerfleischen und viele ähnliche an diesen Kreis angeschlossen werden müssen? Besonders da selbst dialektische oder auch ohne Unterschied gebrauchte Nebenformen eines und desselben Wortes in den gleichen Verwandlungen vor uns liegen, z. B. *σπαλίς* neben *ψαλίς*, *σπάλαξ* und *ἀσπάλαξ* neben *σκάλοψ* der Maulwurf, welcher als ein in der Erde wühlendes Thier diesen Namen von eben der Wurzel führt, die wir hier besprechen. Die Möglichkeit einer weiteren Umgestaltung zeigt sich deutlich an dem Verhältniß von *σκῦλον*, *σκυλεύω*, zu *συλάω*, *συλεύω* und spolium: diese Wörter enthalten die Begriffe gewaltsamen Abstreifens der Rüstung, die die Haut bedeckt, zum Theil in Verbindung mit dem des Abstreifens der Haut selber, und stehen besonders mit *ψιλός* in Berührung; in allen ist das dritte

Element der anlautenden Consonantenverbindung vocalisirt, in den griechischen zu *υ*, in dem lateinischen zu o; der mittlere Consonant ist in diesem zu p, in *σκῦλον* zu k verhärtet, aber in *συλάω* weggefallen; während sich z. B. in *σώχω* neben *ψώχω*, zerreiben, *σαθρός* neben *ψαθαρός* mürb [32], der härteste Laut auf anderem Wege gleichfalls verlor. Daß aber das s der Gruppe schwinden kann, bedarf kaum des Beweises, und hiermit bringen fernere Massen neuer Stämme in die Zahl der hier vor uns eröffneten. Von umfangreicheren Formen wie scalpo, sculpo ist der Zusammenhang mit *γλάφω*, *γλύφω* (wo *γ* für *χ* steht) und zugleich mit glubo (gleichfalls für hlufo) besonders einleuchtend; *γράφω*, ritzen (für *χραφω*), dem das deutsche graben entspricht, schließt sich diesen an; sodann *χραύω*, von welchem wieder *χρώζω*, *χρώννυμι*, *χρίμπτω*, *χρίω*, *χραίνω* nicht zu trennen sind; vieler andern nicht zu gedenken, bei denen Begriff und Laut stärker, aber dennoch in nachweisbaren Uebergängen abweichen. Da s, auch wo es in der Folge abfiel, eine die gehauchten Buchstaben ihres Hauches beraubende Wirkung hinterlassen konnte, da wir neben squalor Schmutz, (das sich an das schon erwähnte griechische *ψόλος*, und mit ihm ohne Zweifel an die gegenwärtig behandelte Wurzelreihe anschließt, indem es von dem Begriffe des Aufstreichens auf die Oberfläche oder des Beschmierens ausgeht), auch color Farbe finden, so kann das Verhältniß von Stämmen wie *κολάπτω* oder carpo, oder kürzeren wie *κείρω*, scheeren, nebst *κρίνω*, cerno, scheiden, kein Bedenken erregen. Eine Lautreihe wie *ψέφας*, *ψέφος*, *σκνῖφος*, *κνέφας*, *γνόφος*, *δνόφος*, *νέφος*, *ζόφος*, Dunkelheit, neben dem Sanskritwort xapas, und dem lateinischen crepusculum [33],

besonders da wir einen Zusammenhang aller jener Formen mit *φέψαλος* Qualm, *καπνός*, *κνίσσα* Dampf, und so auch mit dem soeben besprochenen *ψόλος*, andererseits aber mit *νύξ* und Nacht annehmen dürfen, zeigt, daß eine Verbindung von *ψάω*, *ξάω* auch mit *χνάω*, *χναύω*, *χνόος*, *κνάω*, *κνάπτω*, *κνήθω*, *κνίζω* und selbst mit *νύσσω* keineswegs außer aller Wahrscheinlichkeit liegt. Wurzeln, die im griechischen mit *κτ*, *χθ*, *γδ* und *πτ*, *φθ*, *βδ* beginnen, haben im Sanskrit zuweilen x an deren Stelle und lassen einen Ursprung aus der gleichen Quelle vermuthen. Von Formen, die als mittleres Element anstatt des K-Lautes den P-Laut entwickelten, gilt, was die Möglichkeit betrifft, das s zu verlieren, sowie die gehauchten Consonanten in die ungehauchten zu verwandeln, ganz dasselbe; und auf diesem Wege strömen, wie sich denken läßt, neue Schaaren von bedeutungsverwandten Lautbildungen zu allen bisherigen hinzu.

Doch auch mit diesen ist der Reichthum des Formenwechsels, der sich hier vor uns eröffnet hat, noch bei weitem nicht erschöpft. Von dem Wechsel der Gruppe qv auch mit t sind *τίς*, quis, *πέντε*, *πέμπε*, quinque, fünf; *τέτταρες* quattuor, vier, bekannte Beispiele; *ψάρ* entspricht dem sturnus und Staar und hängt zugleich mit Sperber, Sperling zusammen, und unter den Wörtern, die hier Gegenstand der Untersuchung sind, selbst, steht neben *ψόλος* auch zugleich *θολός* mit der Nebenform *ὀλός*, welche allein schon die Entstehung des *θ* aus einer Gruppe beweisen könnte. Wird es daher etwa unmöglich sein, z. B. *θρύπτω*, *θραύω*, *θλίβω*, *θλάω* gleichfalls hierher zu ziehen? Und wenn dies geschieht, werden wir nicht von hier zu *δρύπτω*

δαρδάπτω und andern Stämmen mit δ und ρ, wie selbst δέρω, oder mit τ und ρ, wie τρίβω, τρύω, τείρω, fortgedrängt, und können wir mit Bestimmtheit läugnen, daß τίλλω raufen, zu ψάλλω in ähnlicher Beziehung wie θολός zu ψόλος stehe?

Σμάω, σμήχω, σμώχω reiben, schmieren, welche den Anschein bloßer Nebenformen zu ψάω, ψήχω, ψώχω haben [34], leiten auf eine Reihe von Wörtern, die zum Theil ohne das σ mit bloßem μ anlauten: μορύσσω und μολύνω, besudeln, stehen einerseits dem θολύνω oder θολόω (von θολός) nahe, andererseits den Wörtern μέλας und κέλαινος schwarz, wie auch sordes, Schmutz, dunkele Farbe, und das deutsche schwarz sich an squalor anschließen; neben μυρίζω salben, findet sich gleichbedeutend σμυρίζω, die deutschen Wörter schmieren, Schmutz, die griechischen μιαίνω, μῦσος und mehrere mit T-Lauten schließende (z. B. μονθυλεύω, μίνθος) stehen der Bedeutung nach zunächst; μάσσω (von der Wurzel μαγ), ὀμόργνυμι abwischen, ἀμέργω, ἀμέρδω Früchte abstreifen, (in denen die anlautenden Vocale nur nach griechischer Eigenthümlichkeit vorgesetzt sind) [35], nebst vielen andern, führen nach allgemeineren Seiten der dem ganzen Wurzelkreise eigenen Begriffssphäre zurück.

Endlich geben ὀλός neben ψόλος, ὄνθος neben den Formen mit dem Anlaut μ sowohl als ψόθος, Beispiele von dem auch sonst keineswegs ungewöhnlichen Wegfalle der ganzen Lautgruppe bis auf die Spur des in dem Vocal verborgenen w; und auch diese ist wie in ἄμαθος und ἄμμος für ψάμαθος und ψάμμος, Sand, so in ἄνθος, Farbe, verloren. [36]

Alle diese Umwandlungen einer Anlautgruppe, welche zunächst als von drei Elementen: dem Zischlaut s, dem

gehauchten festen Consonanten ch und dem Halbconsonanten w ausgegangen betrachtet werden kann, bis zur Verflüchtigung in den leisen Hauch, den unsere Schriften unbezeichnet lassen, und die Vervielfältigung der Wurzeln, welche durch die Gemeinschaft jenes Anlautes verbunden sind, wäre es ein Leichtes, durch Verfolgung aller vereinzelten Seitenbahnen des Begriffes ins Unendliche und geradezu über alle Wurzellautformen der Sprache zu vermehren. Falls es sich um Vergleichung verschiedener Sprachen handelte, so würde eine so starke und mannigfache lautliche Abweichung glaublicher und weniger verwirrend sein. Aber es läßt sich fast von jeder Wurzel aus der gleiche Versuch wiederholen, ihre Verwandten durch die ganze Sprache aufzufinden, und es steht daher fest, daß der Lautwechsel, wenn auch nicht ganz unter denselben Bedingungen, doch in ebenso großer Ausdehnung innerhalb nebeneinanderbestehender Formen einer einzigen Sprache und Zeitperiode wie verschiedener bloß verwandter stattfindet. Die Sprachvergleichung trägt nur noch dazu bei, die feste Einzelgestalt der Worte durch Analogien wankend oder durch Aufklärung des Ursprunges flüssig zu machen. Nun leuchtet es von selbst ein, daß ein Begriff, indem er von einem bestimmten Laut aus über viele oder alle anderen rings umher fortwandert, hierbei auf jedem neuen Felde mit einem andern, dasselbe bereits besitzenden Begriffe zusammentreffen und ihm seinen Laut, sowie dem Laute seine Bedeutung streitig machen könne. Auf diese Weise muß also augenscheinlich der Laut zuletzt ganz und gar aufhören, durch seine Gleichheit für die Einheit der Begriffe und durch seine Verschiedenheit für den Mangel der Beziehung zwischen ihnen ein Kennzeichen zu sein.

Diese Gefahr hat sich in der Sprachforschung schon seit ihrem ersten Auftreten, wie bekannt, in einer großen Kühnheit willkürlicher Zusammenstellungen verwirklicht, welche das Vertrauen in dieselbe sehr erschütterte und ihr den Schein der unsichersten von allen Wissenschaften zuzog. Die Klarheit über den Gegensatz zwischen Wurzeln und Flexionen, sowie Einsicht in die Gesetzlichkeit der Lautverwandlungen durch Vergleichung von Dialekten, Zeiten und über Erdtheile verbreiteten Völkerverzweigungen setzten endlich dieser Willkür Grenzen: aber nun scheint eben diese so gewonnene Kenntniß nur zum Bewußtsein zu führen, daß jene Unsicherheit zuletzt in dem Wesen der Wurzeln begründet liege, und also nicht zufällig und subjectiv, sondern objectiv und unvermeidlich sei. Denn wenn auch die Verbindung eines Begriffes mit außerordentlich vielen Lauten und die Verwendung eines Lautes für außerordentlich viele Begriffe in der Sprache nicht ursprünglich und z. B. ein ursprüngliches ta von einem solchen, das aus einer Gruppe wie skhva entsprungen, oder ein k, vor welchem nie ein Zischlaut gestanden, von einem, das ihn besessen und verloren, wirklich anfangs verschieden verwandt worden sein mag: so ist es doch wenigstens uns unmöglich, einen solchen Unterschied unter gleichlautenden Wurzeln aufzufinden, nachdem er durch Störungen, die bereits vor aller Sprachentrennung wirksam waren, an der vor uns liegenden Lautgestalt verwischt ist. Falls wir aber z. B. *ἄνθος* die Farbe, mit *ἄνθος* die Blume, womit es schon die Römer verwechselten [37], und *ψόθος* der Rauch, mit *ψόθος* der Lärm, um des Gleichlautes willen, zugleich aber die beiden Worte für Farbe und Rauch um ihrer Verwandtschaft willen vereinigen: so ist in dem Laute offenbar

kein Mittel mehr gegeben, Lärm und Blume getrennt zu halten und nicht vielmehr gleichfalls miteinander zu verbinden; und so wird weder Gleichheit noch Verschiedenheit des Lautes ein Kriterium der Verschiedenheit der Worte sein. Da nun ein solches Zusammentreffen nicht vereinzelt ist, sondern sich mit den Wurzeln, welche den Grundstoff der ganzen Sprache bilden, an allen Worten wiederholt, und da es begreiflicherweise ohne Entscheidungskraft ist, ob die verwandten Sprachen Gleichheit oder Verschiedenheit des Lautes zeigen (denn auch dort kann die eine wie die andere unursprünglich sein): so ist sehr zu befürchten, daß die Sprachforschung in der Untersuchung des Begriffsinhaltes der Wurzeln schon wegen ihrer lautlichen Wandelbarkeit scheitern müsse, in welchem Falle es ein ganz nutzloses Widerstreben wäre, wenn sie dies durch Verläugnung der Wirklichkeit zu verhindern und bei der Betrachtung der Natur die Einzelgestalt unablässig festzuhalten versuchen wollte, indeß die Natur sie unablässig ungeheuren Umwandlungen unterwirft.

Die große Frage, die uns bei dem Anblicke aller Entwickelung und der Veränderung in dem Zustande der Welt überhaupt entgegentritt, nach der treibenden Ursache nämlich, welche die Dinge zu diesem rastlosen Wechsel spornen und was sie wohl abhalten möge, sich ewig gleich zu bleiben? — diese Frage drängt sich auch hier vor Allem auf. Wie sollen wir es insbesondere erklärlich finden, daß die Sprache eben jene Laute so sorgfältig zu vermeiden begann, welche sie doch vorher selbst geschaffen hatte? Aenderten sich etwa die körperlichen Organe im Verlaufe der Zeit, und versagten ihre früheren Bewegungen? Klimatische Einflüsse, so groß

auch der Wechsel der Himmelsstriche war, dem die Völker auf ihren Wanderungen unterlagen und der sogar auf ihre Hautfarbe verändernd gewirkt zu haben scheint, können wenigstens nicht Veranlassung zu einer solchen Umbildung der Lautorgane gewesen sein, da die lautlichen Verwandlungen offenbar ganz unabhängig von Oertlichkeiten und theils überhaupt nicht räumlich bedingt, theils wenn auch auf kleinere Räume beschränkt, doch hier nicht in Folge von Bedingungen, welche sich nicht an andern Orten wiederholten, vor sich gehen. Auch sind vereinzelte zufällige Ursachen zur Erklärung so allgemein durchgreifender Erscheinungen schwerlich genügend. Vielmehr, wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, und von Ereignissen, die sich noch in Verbindung mit ihren Gründen beobachten lassen, auf entferntere schließen (und warum sollten wir eine vor unsern Augen wirkende Ursache irgendwo in der Vergangenheit plötzlich abbrechend und ihre Wirksamkeit vernichtet glauben?) — so sind es nicht fremdartige Anstöße, die auf die Laute wirken, sondern nur ihres Gleichen, und die Lautlehre aller Sprachen ruht durchaus auf der allgemeinen, sich in unzähligen Einzelgesetzen bestimmenden Eigenschaft des Lautes, durch seine Umgebung, nämlich durch Zusammentreffen mit andern Lauten, gewissen Veränderungen ausgesetzt zu sein. Die umfangreichste Wirkung dieser Art ist die durch unmittelbare Berührung. Die Grammatik sämmtlicher indogermanischen Sprachen, soweit sie die Form betrifft, hat kaum einen andern Gegenstand, als die Störungen unmittelbar zusammentreffender Consonanten oder Vocale von Stämmen und Flexionen; fast alle sogenannte Unregelmäßigkeit beruht auf so eintretenden Nothwendigkeiten. Einer der Laute wird unter solchen Umständen dem andern

entweder ganz gleich oder auf andere Weise nach bestimmten Gesetzen ähnlich und entsprechend; wobei das körperliche Princip der Verminderung der Contraste durch gegenseitige Ausgleichung zum Grunde liegt. In andern Fällen wird dieselbe Wirkung durch Uebergänge, nämlich durch Einschiebung vermittelnder Laute erreicht; in manchen wechseln die Laute ihre Stelle, sei es bloß gegeneinander oder auch gegen andere, um eine geduldete Verbindung herzustellen; endlich muß auch wohl einer dem andern gänzlich weichen. Solchen gegenseitigen Störungen des Unähnlichen durch Berührung ist augenscheinlich z. B. die Verwandlung weicher Consonanten in die entsprechenden harten nach einem anlautenden s, wie sf in sp, oder dessen Wegfall, wovon das griechische σπόγγος Schwamm, neben σφόγγος und fungus als Beispiel dienen kann, durchaus analog. Allein während die Unverträglichkeit zweier Elemente, von denen das eine der Flexion, das andere dem Stamm angehört, sehr erklärlich ist, weil beide (z. B. scrib und tum) ursprünglich nicht für einander, sondern jedes für sich geschaffen waren, und die Schwierigkeit erst durch ihr Zusammentreffen entstand, so läßt sich ein gleiches selbstständiges Dasein jenes s vor seinem Antreten an die Wurzeln nicht ebenso leicht annehmen. Denn bei dem Antritte der Flexion erlangt die Gruppe sogleich die von dem Lautgesetze erforderte Gestalt: kein griechischer Stamm der auf f endet, unterläßt dessen Verwandlung in p um eines folgenden s willen (wie in γράψω); der Anlaut s hingegen, obgleich nur etwa der fünfte Theil aller Consonanten ihm gleichartig zu sein scheint, findet sich in Resten gleichwohl noch fast vor allen, und die verwandelten haben nicht selten eine unverwandelte ältere Stufe hinter

sich. Warum aber sollte z. B. σ mit φογγος nicht sofort σπόγγος, sondern zunächst σφόγγος gebildet und diese Form erst in jene verwandelt haben? Da ferner die Vermeidung der Gruppe auch durch Wegfall des s geschieht, so müßte angenommen werden, daß dasselbe zuerst angetreten und dann wieder weggefallen sei, wobei nicht einzusehen ist, wie ein Laut an eine Stelle überhaupt treten konnte, wo er sich nicht einmal zu erhalten im Stande war; und noch weniger, warum er auch da, wo er geduldet werden konnte, nämlich vor gleichartigen harten Consonanten, und sogar nachdem die weichen um seinetwillen in harte verwandelt worden waren, dennoch nicht selten wegfiel. Es folgt also, daß das Zusammentreffen des Anlautes s mit einem folgenden Consonanten nicht Verbindung selbstständiger Theile ist, sondern beide vor der eintretenden Störung vereinigt gewesen und von dieser in verbundener Gestalt allmählich betroffen worden sind; sie konnten demnach nicht durch Zusammensetzung, sondern nur durch Näherung, d. h. durch den Ausfall eines trennenden Lautes in störende Berührung treten. Welches aber war dieser Laut, und wodurch wurde dessen Wegfall seinerseits bewirkt? Alles spricht dafür, daß es ein Vocal gewesen und daß der Wurzellaut s mit folgendem Consonannten ursprünglich sa gelautet habe. In diesem Falle ist es begreiflich, wie Consonanten, deren Verbindung die Sprache an sich nie geduldet hätte, nach dem Verschwinden des sie trennenden Vocals zum Theil noch neben einander bestehen blieben. Die deutsche Sprache bildet von schlagen: Schlacht, von haben: Haft, weil sie (wie die persische), die Verbindungen pt, bt oder kt, gt nicht duldet; — dennoch sagen wir schlagt, Haupt, denn diese Formen sind junge

Verkürzungen von schlaget, haupit mit Verlust des Vocals. Wenn bekannte grammatische Fälle wie segnen, libri, nebst solchen wie ἀνδρός, μεσημβρία, wo durch die Verkürzung eine unmögliche Gruppe entstand, die sodann durch Einschiebung vermittelt werden mußte, ferner πτέσθαι, σχών, und endlich σπέσθαι aus dem Stamm sekv-, verglichen werden, so leuchtet die Möglichkeit einer gleichen Entstehung derselben Anlautgruppe in den Wurzeln vollkommen ein, um so mehr, als neben consonantenreicheren Wurzelformen oft aus deren Anlautgruppe mit trennendem Vocal allein bestehende vorhanden sind, wie das gothische bairan tragen, woher Bahre und Bürde, griechisch und lateinisch fero, neben bringen; falten neben flechten; fallen neben fliehen, fliegen, fließen; oder das schon erwähnte τείρω reiben, neben τρίβω, τρυπάω, τρώγω; unter welchen die einfacheren vocalisirten gewiß für die ursprünglicheren gehalten werden müssen. Aus den gleichen Voraussetzungen würde sich ferner die Entstehung von Anlautgruppen wie kv aus kav und endlich skhv aus sakhav ergeben.

Der Verwunderung, in welche das Fortrücken der Gestalten das erste Nachdenken versetzt, stellt sich bei genauerer Wahrnehmung eine nicht geringere über die allenthalben hier zugleich waltende unverbrüchliche Regelmäßigkeit, über die Treue der Natur gegen das kleinste Geschaffene im Kampfe um seine Erhaltung, über die strenge Rechenschaft, welche das Gesetz der Ursachen für jedes geringste aus dem Bestande des Daseins schwindende Element der Erscheinung fordert, und über das völlige Beharren entgegen, in welches sich gleichsam aller Wechsel für die Betrachtung seiner unendlich kleinen Theile zuletzt auflöst. Vor allem wird der Mensch,

der sich an seinen Handlungen unmittelbar nur der merklich verändernden Gewaltsamkeit, des Gegensatzes schroffer Thaten gegen das geräuschlos geheime Werden und den stillen Frieden der wachsenden Natur bewußt ist, von seinem eignen Bilde wunderbar berührt, wenn er mächtige Zeiträume hindurch fortgesetzte Wirkungen seiner Thätigkeit überschauend, sein eigenes Handeln der Allgewalt jener verborgenen Gesetze unterworfen und zu einer langsam und willenlos schaffenden Naturkraft verwendet sieht. Von dieser Seite aus gewährt die Lautforschung, auch ohne Beziehung auf ihren Zusammenhang mit dem Ursprunge der Vernunft betrachtet, einen überaus wichtigen Einblick in die menschliche Gattungsgeschichte, welche sogar zu einer Anschauung über die Art zu führen vermag, wie der Mensch durch von ihm selbst vollzogene Bewegungen einen Theil der Thiergestalt seines Geschlechtes organisch verändern und entwickeln konnte. Die Gewohnheit, von dem Sprachlaute oder Worte als etwas objectiv Vorhandenem zu sprechen, sowie die sinnlichen Gestalten, welche ihm die Schrift für das Auge leiht, spiegeln uns leicht die Vorstellung eines Natur- oder Kunsterzeugnisses in ihm vor, über dessen Schöpfung, Entwickelung oder sonstige Schicksale eine Untersuchung anzuknüpfen sei. Wir müssen uns jedoch bemühen festzuhalten, daß das Wort in Wirklichkeit nur eine menschliche Handlung ist, nämlich eine Reihe von Willkürbewegungen triebartiger Beschaffenheit, ausgegangen von dem Anstoße irgend einer innern Regung, welcher sie Ausdruck zu verschaffen streben; und daher Entwickelung des Wortes auch nicht die eines Gegenstandes in oder außer uns, sondern lediglich die einer menschlichen Bewegung. Sobald nun das Wort sich nur seiner lautlichen Seite nach

entwickelt, ohne in seinem Begriffe irgendwie berührt zu werden (wie zum Beispiel in den zuletzt besprochenen Fällen des Vocalverlustes), so hat es sich, in so fern es ein ebenso entsprechendes Mittel zu ebendemselben von dem Trieb verfolgten Zwecke ist, nicht verändert; wenn also die Bewegung nichts destoweniger anders als vorher verläuft, so kann die Ursache dieser Veränderung nicht in jenem Triebe, sondern vielmehr nur in einer die Willkürbewegung umgestaltenden mechanischen Nothwendigkeit liegen, welche, falls sie im Laufe der Geschichte erst entsteht, nicht wie eine neue Erregung eine veränderte Beziehung zu dem Objecte, sondern irgend eine bloß innerliche, nämlich eine körperliche Veränderung der menschlichen Organe bedingt. Die Verfolgung dieser mechanischen Nothwendigkeit bis zu ihrem Ursprunge ist aber auch um der Begriffsforschung selber willen unentbehrlich, weil, ohne sie abzusondern, wir unmöglich auf die reine Grundlage einer unzerstörten Sprachgestalt, noch auch zur Schätzung des Umfanges einer selbstständigen oder freien, allein zu dem Begriffsinhalte in Beziehung stehenden Lautschöpfung gelangen können; und ich darf es daher um so weniger hier unterlassen, eine so folgenreich erfundene Veranlassung zur Lautverwandlung, wie das Verschwinden von Vocalen, näher in ihren Ursachen und Wirkungen zu prüfen.

Fassen wir die Art, wie Vocale sich aus den Worten verlieren, näher ins Auge, so findet es sich, daß eine solche Veränderung, so geringfügig sie auch erscheinen mag, dennoch nicht auf einmal, sondern als Resultat einer Reihe von Uebergängen vor sich geht; indem der Vocal sich zunächst immer mehr zu einem schwächer und schwächer und endlich stumm werdenden Halbvocal verkürzt. Die europäische und

indische Schrift, welche ihn in dieser Gestalt ebenso wie einen vollen Vocal bezeichnen, da es ihnen an besonderen Zeichen für dieselbe fehlt, verrathen diese Verwandlung noch zuweilen unter der Form einer Vocalverwechselung; denn der halblaute Vocal schmiegt sich seiner Aussprache nach an die umgebenden Consonanten an und klingt daher z. B. nach p oft wie u, so daß wenn er aus a entstanden war, a hier in u übergegangen zu sein scheint; unter anderen Bedingungen pflegt i der Vocal zu sein, der an die Stelle jenes Halbvocales tritt.[38] Die hebräische Vocalbezeichnung hingegen, welche die so entstandenen halben Vocale in doppelten Stufen unterscheidet, und den ganz stumm gewordenen mit demselben Zeichen wie die schwächste noch hörbare Stufe gleichfalls schreibt, hat hiermit den wahren von allen Sprachen ebensowohl eingeschlagenen Weg gezeigt. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Ursache dieser steigenden Vocalschwächung ebenfalls in allen Sprachen eine und dieselbe, nämlich das Fortrücken des Accentes ist.[39] Im Deutschen verhalten sich beistehen und bestehen, Antwort und entgegnen, Urlaub und erlauben, Urtheil und ertheilen, nicht anders als übergehen und übergehen, Widerspruch und widersprechen, Unterhalt und unterhalten. Die Wichtigkeit der Accentuation für die Erklärung vieler grammatischen Erscheinungen des Sanskrit hat Benfey, ihren Einfluß auf die lateinische Wortbildung Corssen vortrefflich nachgewiesen.[40] Wir sehen also die Frage nach den Ursachen der mannigfaltigen bisher erwähnten Lautzerstörungen um eine fernere Stufe emporgestiegen und auf eine neue Form gebracht, da es sich nunmehr zunächst darum handelt, zu fragen, was den Wortaccent zu diesem Fortrücken bestimme?

Hier nun läßt sich, da bisher nur von lautzerstörenden Wirkungen und von dem Untergange sprachlicher Elemente die Rede war, zuerst auch ein aus gleichen Gründen erfolgendes Entstehen neuer Fundamentallaute der Sprache wahrscheinlich machen; ein Ereigniß, dessen Erfahrung begreiflicher Weise von großer Wichtigkeit für die Geschichte des Verhältnisses von Begriffen und Lauten ist. Die Erschaffung eines neuen Lautes ist etwas unserer unmittelbaren Betrachtung gänzlich Fremdes, ja uns kaum Erklärliches; wir setzen Benennungen für neue Gegenstände, Ausdrücke für unerhörte Begriffe stets aus vorhandenen Lauten zusammen, ohne jemals auf den Gedanken einer Vermehrung derselben für solche Zwecke zu gerathen. Soweit der Rückblick auf die Entfaltung der Sprache reicht, bis auf die ersten aus Wurzeln gebildeten sinnvollen Worte, überall geschieht dasselbe. Wie begierig müssen wir daher nicht nach einer so gänzlich neuen Erfahrung sein, welche den Sprachtrieb von seinem bisher so unverbrüchlich eingehaltenen Verfahren in einer frühen Vergangenheit jenseits der Wurzelbildung endlich abweichend und wahrhaft erfindend zeigt, und in einer solchen Erfindung zugleich den Entstehungsgrund nun vorhandener Bildungen, die wir immer nur verwendet und überliefert gesehen hatten, erkennen läßt! Allein indem wir zum Anschauen eines so fremdartigen Vorgangs, der Entstehung neuer, innerhalb der Sprache zu großer Bedeutung bestimmter Laute, wirklich dringen, so finden wir sie nicht auf jenem abweichenden Wege, nicht zu den erwarteten Zwecken und nicht von der Vernunft erschaffen, sondern zwecklos, mechanisch, durch nothwendig gewordene Umgestaltung aus dem Vorhandenen, und gleichsam aus der Zerstörung und Verwitterung entsprungen.

Es ist bekannt, daß die Laute e und o mit den übrigen Vocalen nicht gleiches Alter haben; ihre Kürzen sind noch im Sanskrit nicht vorhanden, ihre Längen scheinen selbst zur Zeit der Abfassung der vedischen Lieder bei den Indern noch den Diphthongen ai und au gleich oder nahe gelautet zu haben, aus denen sie zunächst entsprungen sind; und im Griechischen entsprechen ihnen *αι*, *ει*, *οι* und *αυ*, *ευ*, *ου*, wie *α*, *ε*, *ο* dem ursprünglichen a. Die indischen Grammatiker, und nach ihrem Vorgange die europäischen, erklären die Entstehung dieser langen aus Diphthongen zusammengezogenen Vocale e o, indem sie annehmen, i und u seien durch Vorsetzung eines kurzen a gesteigert (gunirt); aber es ist im Gegentheile wahrscheinlicher, daß ai und au älter als die einfachen Vocale i und u sind. In der grammatischen Flexion wechseln die Diphthonge durchgängig mit bloßem i, u; z. B. vêda, *οἶδα*, ich weiß, vidmá, *ἴσμεν*, wir wissen; *φεύγω* neben *ἔφυγον*; dieser Wechsel aber hängt mit dem des Accentes zusammen: da nun eine Stammsilbe in ihrem anfänglichen vereinzelten Zustande vor der Verbindung mit Ableitungen sicherlich nicht ohne Accent zu denken ist, so muß sie ursprünglich wohl der Gestalt ähnlicher gewesen sein, zu welcher der Accent, als zu welcher sein Mangel sie in der Folge bestimmt. Der Accent ist nicht als zuweilen auf sie treffend, sondern als zuweilen von ihr fortgerückt, und die Vocale i und u in ihr daher als um dieser Fortrückung willen aus ai und au geschwächt zu betrachten; ein Vorgang, welcher sowohl an sich selbst, als in Beziehung auf bestimmte Anwendungen die vollkommenste Analogie mit dem Ausfall des a vor Consonanten bei Verlust des Accentes zeigt, und eine um so größere, wenn wir Beispiele von Uebergängen,

wo a auch vor u nicht gänzlich ausfällt, sondern i wird (wie in dem gothischen biuga, ich biege, einerseits gegen baug, ich bog, andererseits gegen bugum, wir bogen) in Vergleichung ziehen. Es gibt Fälle, wo an einem solchen Gange der Verwandlung nicht gezweifelt werden kann, z. B. wenn das Sanskritwort go, Rind, am Ende von Zusammensetzungen gu wird; nichts zwingt uns zugleich einen entgegengesetzten anzunehmen. Noch bestimmter verräth sich die Ursprünglichkeit der sogenannten Steigerungsformen im Gegensatze zu den einfachen durch eine der Sanskritsprache eigenthümliche erweiterte Analogie derselben. Hier hat sich nämlich ein unserer Sprache gänzlich unbekannter R=Vocal entwickelt, der unter denselben Bedingungen wie u mit o, oder i mit e, mit ar wechselt, und daher auch von den eingeborenen Grammatikern ganz ebenso als ursprünglich, in der Form ar aber als gesteigert betrachtet wird. Ja dieselbe Sprache ist im Begriffe, ein gleiches Verfahren auch auf l auszudehnen, und hat einige wenige Wurzeln mit diesem halbvocalischen Consonanten gleichfalls dem Wechsel zwischen al und dem rein vocalischen l unterworfen. Wenn es nun von unserem Standpunkte aus bei Vergleichung der verwandten Sprachen nicht geläugnet werden kann, daß diese Vocale (r und l) in der That junge Umbildungen ihrer vermeintlichen Steigerungsformen sind, so ist schwer zu sagen, was uns zur Trennung so ganz gleichartiger Erscheinungen bewegen sollte, während es freisteht, in der Bildung von i und u denselben Hergang der Verkürzung aus aj und aw anzunehmen, in welche das Sanskrit nur in der Folge seine sämmtlichen Halbconsonanten j, w, l, r einzuschließen versucht hat.

Zum Theil unter denselben Umständen wie aus aj und

aw gehen durch Verlust des A-Vocals, i und u auch aus ja und wa, und da auch vor diesen Silben derselbe Vocal verloren sein kann, aus aja, awa hervor; sie sind also nichts, als ihre nach beiden Seiten vocallos gewordenen Halbconsonanten: ein Verhältniß, welches in den semitischen Sprachen ebenso wiedergefunden und zugleich durch die Schrift weit weniger als in den indogermanischen unkenntlich gemacht wird.[41]

Diese und ähnliche Beobachtungen veranlassen uns zu glauben, daß wie die chinesischen Wurzeln einer früheren Periode in Beziehung auf consonantische Auslaute den indogermanischen ähnlicher als gegenwärtig gewesen sind, so auch diese in Beziehung auf die Geltung der Vocale ursprünglich den Gegensatz gegen die semitischen nicht gebildet haben, welche beide in den uns vorliegenden Sprachzuständen so auffallend unterscheidet; daß die Vokale i und u überall entweder aus Halbvocalen oder aus Halbconsonanten, in beiden Fällen aber (und also nicht bloß in der Anwendung, sondern ihrem Dasein nach) erst in Folge des Accentverlustes entsprungen, vor diesem Verluste hingegen gar keine anderen Vocale als a vorhanden gewesen sind; daß außerdem die vollste, besonders die an A-Vocalen reichste Form der Wurzel, da sich aus ihr die zusammengedrängten hinlänglich erklären, die älteste, und wahrscheinlich kein Consonant ursprünglich ohne den Nachlaut a, den auch die ältesten Buchstabenschriftsysteme als den Consonanten durchaus anhaftend zu betrachten pflegen, geschaffen worden ist; indogermanische Wurzeln wie z. B. scrib, schreiben, also mit Recht, eben als ob sie semitische wären, in der Form sakarajaba oder in ihrer minder zerstörten sabarajafa, wenn nicht vocallos wie shrjf (סכריף) dargestellt werden könnten.

Die Jugend und Unursprünglichkeit der Vocalisation, welche dem Sprachgefühle zum Theil noch in unerwartet später Zeit nur als wenig bedeutende Modification der Consonanten erscheint, hat für die Untersuchung des Verhältnisses zwischen Laut und Begriff eine besondere Wichtigkeit, da sie eine Seite des Irrthums, als ob das Wort bedeutsam sei, und in dem Objecte und seinen Eigenschaften, anstatt in einem andern Worte, Ursache und Erklärungsgrund finde, nämlich die Annahme der Entstehung gewisser Benennungen durch Onomatopöie oder Nachahmung von Naturlauten, außerordentlich erschüttert. Denn der Naturlaut, wenn er überhaupt dem articulirten nahe kommt, ist vorwiegend vocalisch. Wenn es daher einer durch Lautwissenschaft unvorbereiteten Vermuthung vielleicht nicht unmöglich scheinen könnte, daß z. B. Kuh, oder βοῦς das Rind, vom Geschrei des Thieres entnommene Wörter seien, etwa wie Kinder thun (oder vielmehr wir für sie); so wird die Auflösung derselben in die Grundform gvav, aus welcher sie zunächst entsprungen sind, jene allein auf den U-Vocal zu gründende Voraussetzung sofort entfernen. Der Name des Kukkuks fordert sichtlich zur Herleitung aus Schallnachahmung auf, und obgleich dieser Name aus dem griechischen κόκκυξ entlehnt ist, so steht doch dieses neben κοκκύζω, welches unter anderem vom Geschrei des Kukkuks selbst gebraucht wird. Allein die Vergleichung einer großen Menge verschiedener Vögelnamen verwandter Bildung, deren Wurzeln sämmtlich mit der Lautgruppe kva beginnen, und zu denen beispielsweise auch κύκνος Schwan, ἔποψ upupa Wiedehopf, vielleicht Hahn und pavo, ταώς, Pfau zu gehören scheinen, sowie andererseits eine zu κοκκύζω gehörige Reihe

ähnlicher, mannigfaltige Laute benennender Zeitwörter, wie ποππύζω, παππάζω [42], πιππίζω, lassen nur die auch selbst noch zweifelhafte Möglichkeit zu, daß jene sämmtlichen Vögel von der allgemeinen Eigenschaft benannt seien, Laute auszustoßen: welches ein von der Benennung des Kukkuks durch Nachahmung des ihm insbesondere eigenen Thierlautes gänzlich verschiedenes Verfahren ist.

Dennoch ist eine solche Uebereinstimmung des Lautes mit dem Objecte, wie dieser merkwürdige Vogelname sie zeigt, nicht ganz und gar zufällig. Die Worte haben, jedoch erst in ziemlich späten Schichten, wie so manches von ihrer ersten Richtung Abweichende, eine gewisse Neigung, den Objecten schildernd nahezutreten, eine Neigung, welche eigentlich mit jener, die Worte aus Schilderung der Objecte zu erklären, eine und dieselbe ist. Der beständig der Phantasie vorschwebende Inhalt nähert die Sprachlaute, wenn es möglich ist, sich an, und um so geeigneter sind beide alsdann von eben jener Phantasie verglichen zu werden. Zugleich aber verwirrt sich die Sprache alsbald in ihren eigenen Schöpfungen, schlägt das sich Berührende in einander und fehlt aus derselben dunkeln Voraussetzung, mit der das Etymologisiren beginnt, gegen sich selber. Man wird vielleicht Bedenken tragen, der Sprachforschung das Recht zu der Behauptung zuzugestehen, daß die Sprache irre; aber die Sprache ist Trieb, und der Trieb kann allerdings irren. So näherte sie die beiden Wörter *Kopf* und *köpfen* einander an, deren Zusammenhang sie zu glauben schien, obgleich *köpfen* höchst wahrscheinlich nur eine Nebenform von *kappen*, *kippen* und *kuppen* war und hauen, schneiden, abschneiden, besonders an der Spitze, bedeutete. *Ueberantworten*, von

antwart, gegenwärtig, ist ebenso von Antwort angezogen worden. So wurden denn auch κοκκύζω und κόκκυξ einander genähert und zugleich dem Naturlaute, als ob sie um seinetwillen geschaffen worden wären, so nahe zu rücken gesucht, als ihre anfängliche, hierauf nicht berechnete Gestalt es zuließ. Es ist also nicht unmöglich, daß heutzutage ein Wort schallnachahmend, daß surren, durch seinen Vokal einen dumpfern Laut als schwirren zu schildern bestimmt worden sei, während an sich beide gleichmäßig Schwächungen der Form svar sind, die sich außer im Sanskrit mit begreiflichen Verwandlungen auch z. B. im lateinischen sermo reden, im griechischen ἐρέω ich werde reden, im deutschen schwören findet, und der Wurzel svan, woher sonus der Laut, sowie mit summen nahe verwandt ist. — Hängt συρίζω, zischen, pfeifen, ebenfalls mit diesen Wurzeln zusammen? ist es wenigstens in diesem allgemeinen Sinne ein Naturlaut? Man hätte es wohl denken sollen. Aber σῦριγξ, die Pfeife, findet sich schon bei Homer auch für Speerbehälter, und überhaupt für so manche röhrenartige oder hohle Gegenstände, z. B. die Büchse des Rades, Fistel in medicinischem Sinn, Erdhöhlen und Katakomben, bedeckte Gänge u. dgl., daß wir es von σῆραγξ Höhle, Felsenspalt, nicht losreißen können, besonders da die Urform beider wohl svâranx gelautet haben muß. Auch φάρυγξ und λάρυγξ Schlund, scheinen nahe zu stehen; und da dies mit σπῆλυγξ Höhle, lateinisch spelunca, kaum weniger der Fall ist, so würden σπήλαιον, σπέος, specus, Höhle, Grotte, ebenfalls verglichen werden müssen. Man wird es nicht zu gewagt finden, auch σάλπιγξ, die Trompete, anzureihen. Die gleiche Endung mag das Wort für die Stelle des zweiten der

alterthümlichen Blasinstrumente neben der Flöte besonders geeignet gemacht haben; aber der Zusammenhang ist tiefer, indem beide, wie die lateinischen tuba, Trompete, tibia, Flöte, von dem Begriff Röhre ausgehen. Gewiß bleibt, daß σῦριγξ die Pfeife als eine Röhre, ein hohles Ding bezeichnet, und συρίζω, pfeifen, ein davon abgeleitetes, dem Naturlaut höchstens angenähertes Wort ist.

Selbst äußerlich hinzutretende Ableitungssilben können unter dem Lauteinflusse des Objectes gewählt und auf einen entsprechenden Eindruck mitzuwirken fähig sein; indessen ist hier die Einbildungskraft stets geschäftig, uns durch Einmischung der an das Wort geknüpften Vorstellung zu täuschen, wie schon daraus ersichtlich ist, daß nicht nur der Gegenstand aus dem Laute niemals errathen, sondern auch Aehnlichkeit mit Ebendemselben in den verschiedensten von den verschiedenen Sprachen angewandten Benennungen gefunden, und andererseits in einem und demselben oder einem höchst ähnlichen Sprachlaute, wenn er zufällig ein anderes nicht lautendes Object bezeichnet, z. B. in Platz gegen platzen, Schmetterling gegen schmettern keine Ahnung von jener verbildlichenden, für so unmittelbar gehaltenen Wirkung zurückgelassen wird. Jedenfalls aber führt Schallnachahmung nur zur Wahl unter Möglichkeiten der Umgestaltung, höchstens zu einer geringen Unregelmäßigkeit in der Behandlung der vorhandenen Laute, niemals zur unmittelbaren Erschaffung nicht vorhandener, oder überhaupt zur Erschaffung eines Ausdrucks für irgend einen Begriff aus dem Nichts, das heißt aus einem andern Stoffe, als der stetig entwickelten, alles Neue aus dem Alten mit hinlänglicher Naturnothwendigkeit erzeugenden Kette des Lautes.

Die Ursache aller bisher verfolgten Zerstörung sowohl als Neubildung von Lauten ist, genauer betrachtet, Zusammensetzung. Nur durch die Zusammensetzung mit Ableitungssilben kann eine Wurzel den ihr eigenen Accent verlieren, und um dieses Verlustes willen drängt sie sich zusammen, zerstört und verwandelt ihre Theile. Sollen wir annehmen, daß dieselbe Ursache auch noch innerhalb der Wurzeln thätig, daß auch sie selbst Zusammensetzungen kleinerer Elemente sind? Vieles in der gegenwärtigen Form derselben spricht für diese Annahme. Die Wurzel nimmt in der Regel auch dann, wenn der Accent ihr nicht entzogen ist, einen so engen Raum als möglich ein; sie gruppirt alle ihre Consonanten um einen einzigen Vocal; wie natürlich, denn sie hat nur einen einzigen Accent: mußte sie nicht, um eben so viele Vocale als Consonanten in sich zu vereinigen, dereinst auch eben so viele Accente haben? Dann aber mußte jeder ihrer einzelnen vocalisirten Consonanten selbstständig sein; denn eben der Accent ist das Kennzeichen der Selbstständigkeit des Wortes.

Andere Störungen, welche innerhalb der Wurzeln ebenso wie in ihrem Verhältniß nach außen veranlaßt werden, erklären sich gleichfalls nur aus einem Zusammentreffen ihrer Bestandtheile, und nicht aus einem beständigen Zusammensein derselben. Die durchgreifendste von diesen Störungen, welche im Gegensatz zu den bisher betrachteten vom Accent unabhängig sind, ist die sogenannte Dissimilation, oder das Bestreben, aufeinanderfolgende Worttheile einander unähnlich zu machen. Dies Bestreben ist die Umkehr jener bei dem Zusammentreffen unähnlicher Laute sich äußernden Neigung der Assimilation oder Vermehrung ihrer Aehnlichkeit,

und scheint im Widerspruch gegen dieselbe zu stehen. Indessen greifen beide selten[43] in ihre gegenseitigen Kreise über: Assimilation wirkt auf größere Nähen, wenn beide lautbildende Bewegungen sich vermischen, indem die Vorbereitung zur zweiten beginnt, ehe die erste ganz beendigt ist; Dissimilation aber bei nicht unmittelbarer Berührung, wo die Bewegungen abgeschlossen vor sich gehen. Jene entspricht dem Gesetze der Ausgleichung, welches die ganze Natur beherrscht, diese dem der Erholung. Da nämlich jede Bewegung Kraftverbrauch herbeiführt, der Ersatz der Kraft aber eine gewisse Zeit erfordert, so tritt, wenn der Verbrauch schneller oder stärker ist als der Ersatz, Erschöpfung und Verwundung ein, so daß ein und derselbe Nerv in allzukurzen Zwischenräumen getroffen, leidet. Darum streben wir nach Wechsel der Empfindung, das ist nach Ablösung der empfindenden Nervenpunkte, wie wir eine brennende Kohle aus einer Hand in die andere werfen, beide verwundend, damit eine sich erhole. Aus diesem Grunde werden aufeinanderfolgende allzuähnliche Laute vermieden, besonders aber die mehrfache Folge eines und desselben Lautes, und da die Unlust nur durch die mehrfache Empfindung entsteht, so folgt hieraus von selbst, daß wenn die Laute sich so nahe berühren, daß sie der Sinn nicht trennt, alsdann auch die Ursache der Dissimilation wegfalle, und Assimilation gestattet sei. Auch besitzt die Natur ein hinlängliches Mittel, die beiden entgegengesetzten Abneigungen, vor dem Verschiedenen, das die Bewegung, und vor dem Gleichen, das die Empfindung flieht, wechselseitig aufzuheben, indem sie Beides in ein gleiches Resultat, nämlich in Aehnlichkeit auflöst; und wie wir daher zusammentreffende allzuverschiedene Laute einander nicht gleich,

sondern nur ähnlich werden sehen, so werden auch vollkommen gleiche nicht völlig verschieden, sondern nur gleichfalls ähnlich, und das Ergebniß beider Spracherscheinungen ist also nicht widersprechend, sondern zu dem allgemeinen Endziele aller Besonderheit des Daseins übereinstimmend, nämlich dem Uebergange. Jedoch finden sich Stufen, wie in der Assimilation bis zur völligen Gleichheit, so hier bis zur völligen Verschiedenheit; so daß auch Dissimilation eine vielfache gänzliche Entstellung des Lautes, und namentlich eine unursprüngliche und für die Bedeutung unwesentliche Mannigfaltigkeit desselben bewirkt.

Die der Erfahrung am deutlichsten vorliegende Erscheinung dieser Art ist die der grammatischen Reduplication. Die Wurzel wird, eigentlich um die gleichförmige Wiederholung der Thätigkeit, die sie bezeichnet, sodann aber auch manche ähnlich auf die Wahrnehmung wirkende Beziehungen, wie Mannigfaltigkeit, Schnelligkeit, Heftigkeit, Eifer, welcher mit der Thätigkeit verbunden, Wirksamkeit, die ihr eigen ist, ferner ihre lange Dauer oder ihre gänzliche Vollendung auszudrücken, ganz, oder durch Abkürzung theilweise, zweimal gesetzt. Hier ist völlige Gleichheit der sich folgenden Laute, wie dem Eindruck, der die Form erzeugte, gemäß, so auch erweislich ihr anfänglicher Zustand. Allein bald beginnen sie sich unähnlich zu werden, und zwar nach der charakteristischen Art der Vermeidungen durch mancherlei Mittel: zuerst durch den Unterschied der Vocale, welcher auch schon durch den Accent, dessen der eine entbehrt, veranlaßt wird, dann zum Theil der Consonanten; wie denn die Sprache unverkennbar bemüht ist, die Reduplication, mit welcher die Flexion überhaupt beginnt, theils durch Entstellung, theils

durch Ersatz vermittelst neuer unterdessen aufgewachsener Bildungsmittel ganz zurückzudrängen. Dieser in der Grammatik keinem Mißverständnisse ausgesetzte Hergang findet in der Wurzelbildung selbst Analogien; wie τίθημι an die Stelle von θίθημι, so trat z. B. πορφύρω, wogen, als Reduplication neben φύρω, mengen, rühren, παμφαίνω, schimmern, neben φαίνω, erscheinen lassen; und ebenso wiederholen sich die bekannten Verstümmelungen der grammatischen Reduplicationssilbe bei der Verdoppelung der Wurzeln. Merkwürdiger und wichtiger sind die Fälle, wo bei derartigen Wurzelbildungen ein ähnliches Verfahren eingeschlagen ist, wie es sich in dem lateinischen steti, ich stand, (für stesti) findet, wo nämlich die Verstümmelung erst die zweite Erscheinung der verdoppelten Silbe trifft. In palpo klopfen, streicheln, ist offenbar ein verdoppeltes palpal versteckt, in volvo (gothisch valvjan), wälzen, ein ursprüngliches valval. Vergleichen wir mit dieser Wurzel des Wälzens die mit ihr und unter einander gleichbedeutenden κυλινδέω, καλινδέω und ἀλινδέω, so werden wir als ihre ursprüngliche Gestalt ein verdoppeltes kval erkennen, welches sich, auf andere Weise verstümmelt, auch z. B. in κύκλος, Rad, findet. Ebenso sind wir berechtigt, πέσσω und ἕψω, kochen, als entstellte Verdoppelung einer Wurzel kva anzusehen, und es ist schwer zu bestimmen, wie groß der ursprüngliche Umfang dieser Art von Neubildung der Wurzeln durch Zusammensetzung mit sich selber wirklich sein mag. In ἀνθρήνη, Waldbiene, (woraus unser Drohne entstellt und entnommen ist), läßt sich keine Spur von Reduplication mehr bemerken; aber die gleichbedeutenden Wörter ἀνθρηδών, τενθρηδών, πεμφρηδών führen auf ein allmählich immer mehr gemildertes

φρεμ-φρεμ, also auf Verwandtschaft mit Bremse und auf die Wurzeln fremo, brummen, βρέμω, womit wieder auf andere Weise reduplicirt und verkürzt, βόμβος, dumpfes Brausen, βομβέω, summen, z. B. von Bienen (die Quelle des modernen Wortes Bombe), und βομβυλιός, Hummel, zusammenhängen. [44]

Da die griechische Umwandlung derjenigen Wurzeln, welche zwei Hauchlaute enthalten hatten, ebenfalls nichts anderes als Dissimilation ist, so darf wohl auch hier auf eine in der Zeit entstandene Verbindung dieser Laute, und also auf Entstehung solcher Wurzeln aus Zusammensetzung geschlossen werden; besonders da zuweilen gleichbedeutende mit dem anlautenden Elemente ohne das auslautende gefunden werden, wie θύος Räucherwerk, neben τύφω räuchern; eine Erscheinung, welche auch in Wurzeln anderer Art (z. B. ju und jug, verbinden) so häufig wiederkehrt, daß es unmöglich scheint, sich dem Gedanken zu verschließen, daß die Auslaute oft nur hinzugekommene Bestandtheile, und das Wesen der Bedeutung nur in dem Anlaute zu suchen sei.

Es gibt endlich noch eine eben so langsame als gewaltige Art der Umwandlung des Lautes, um so gewaltiger, als sie, und zwar in allen Sprachen, ihre Wirkung unaufhörlich fortsetzt und geradezu auf die Vernichtung des Sprachlautes im Ganzen abgesehen scheint; auch diese muß den ersten Anstoß zu ihrer seitdem unaufhaltsamen Bewegung von dem Zusammentritte vereinzelt entstandener Elemente empfangen haben. Starke Laute werden schwächer, schwache verschwinden, und wenn die Abschleifung sich einige Stufen hindurch fortsetzt, so ist kein Laut, der ihr nicht endlich weichen müßte. Der Hauchlaut ch wird im Sanskrit wie im Deutschen zuerst

h, dann verschwindet er, oder vielmehr wird zu dem leisen in unserer Schrift unbezeichneten und in der Aussprache nur negativ gehörten Hauche; t wird der Reihe nach ß, s, h, bis zum Nichts. Zum Theil ist auf ein solches Fortrücken der Consonanten die Umgebung derselben nicht ohne Einfluß, wie wenn s zwischen Vokalen sich in r und h verwandelt oder erlischt, durch eine Art von erweiterter Assimilation; und dies wäre gewiß nicht geschehen, falls der Consonant in dieser Umgebung ursprünglich entstanden wäre. Zum Theil auch scheint die Aufeinanderfolge der Sprachlaute schon an sich etwas Zerstörendes für sie zu haben. Der Anlaut ist von dieser Auflösung nicht ausgenommen, da die Wirkung von nachfolgenden ihm an und für sich fremdartigen Worttheilen, zu deren Hervorbringung der Organismus sich unwillkürlich schon vorbereitet, ebensowohl auf ihn zurückfällt. Auch ist eine scharfe Trennung des Wortanlautes von dem Vorhergehenden und die Betrachtung des Wortes als Individuum nicht so sehr, als wir aus Reflexion heutzutage glauben, in der Natur, wenigstens der als mehrsilbig bekannten Sprachen, begründet; denn der Satz wird nicht aus einzelnen Worten zusammengefügt, sondern entwickelt sich innerlich, und je mehr Theile sich zwischen die vorhandenen mit Aufgabe ihrer Selbstständigkeit einschieben, um so schwankender wird die Sprache über die Grenzen und die Absonderung der Worte. Der Mensch hat auch, wenn er längst zu sprechen sich bewußt ist, doch noch kein Bewußtsein, daß er Worte spricht, so daß der Begriff des Wortes Wort selbst überall von dem des Spruches ausgeht, sogar in ganz neuen Sprachentwicklungen, wie parole von parabola. Eine grammatische Thätigkeit, und zwar bei Indern wie Semiten

eine der frühesten, ist es, den Satz, der zunächst als Ganzes wahrgenommen wird, in Worte zu zerlegen, welches Bemühen von sonderbaren Willkürlichkeiten und Mißgriffen begleitet ist und überhaupt niemals gänzlich und folgerichtig gelingt, da die Sprache selber sich ihm widersetzt. In ihr bilden Worte sich gleichsam als feste Materie durch Gerinnung; der Accent, welcher den Urelementen nur in einem ganz andern Sinne zugeschrieben werden darf, bildet Mittelpunkte in der lockeren Masse, zur Absonderung der verschiedenen Silbengruppen durch Pause mehr als zur Vereinigung der einzelnen. Sodann wächst das Wort mehr und mehr zur Einheit; die Accentsilbe erlangt ein steigendes Uebergewicht; die Gruppe drängt sich zusammen, reibt sich in sich selber auf um sich zu verdichten, und strebt nach Kürze und Einsilbigkeit. Daher werden nach einem langen, solchen Einflüssen ausgesetzten Leben manche dieser Gruppen auf einen Umfang zurückgeführt, der nicht größer als eines ihrer ersten Elemente ist; aus einer Silbenreihe, für die wir etwa pa-na-da-ta-sa als früheste Form annehmen dürfen, entsteht über passus, passo, pas zuletzt ein kleiner Kern, der nur noch als pa wie ehedem der Anlaut jener fünffach so großen Masse gehört wird. Wie sich vielleicht im Himmelsraume Planeten zusammenziehen: kleine Theile, die sich um ihren eigenen Mittelpunkt gedreht, werden einander nahe gedrängt, ziehen sich an und schwingen gemeinsam um einen Schwerpunkt; indem sie sich fortwährend nähern und verdichten, wird ihre Gesammtausdehnung immer kleiner und die Masse und Einheit ihres Kernes immer fester: so etwa die Worte.

Es würde jedoch eine der Natur aller lebendigen Entwickelung und unserer Erfahrung von derjenigen der Sprache

insbesondere gleich sehr zuwiderlaufende Vorstellung sein, die einzelnen höchst einfachen Bestandtheile des Wortes vor ihrer Zusammensetzung als Einzellaute fertig ausgebildet und selbstständig verwendet zu glauben. Denn nicht nur setzen Uebergänge und Zerstörungen den zu völligem Wachsthum gediehenen Körper der Sprache einem unaufhörlichen Stoffwechsel aus, und lassen an die Stelle ihrer Elemente andere und wieder andere treten, nach bestimmten Gesetzen des Wechsels unter den vorhandenen; sondern das Entstehen neuer, und zwar consonantischer Elemente in Folge der gleichen Veranlassung ist noch diesseits des Punktes, von welchem rückwärts die Sprachengeschichte sich in ein tieferes Dunkel verliert, und selbst in wahrhaft geschichtlicher Zeit eine so sichtbare und in so starkem Verhältnisse auftretende Thatsache, daß im Gegentheile, wenn die Zunahme auch vorher in ähnlichem Maße stattgefunden, kaum für einen einzigen der gegenwärtigen Consonanten die Möglichkeit eines so hohen Alters übrig bliebe, wie es eine mit dem Ursprunge der Sprache gleichzeitige Entstehung fordert. Das Sanskrit hat von seinen vierunddreißig Consonanten achtzehn erst nach seiner Sonderung von den europäischen Sprachen entwickelt; unter den gemeinsamen läßt sich von b fast in allen Fällen der Ursprung aus p, f oder gw deutlich genug nachweisen, um diesem Buchstaben, so befremdend dies von einem so geläufigen Laute scheinen mag, eine den Anfängen der indogermanischen Sprachtrennung um einen bedeutenden Zeitraum vorgängige Entstehung abzusprechen.[45] In den semitischen Sprachen darf vielleicht auf ein geringeres Alter der drei weichen Consonanten (b, g, d) aus dem Umstande geschlossen werden, daß dieselben sich weder zur Flexion noch

zur Bildung von Pronomina irgend verwendet finden, ganz wie die dumpfen Kehl- und Zahnlaute (צ ט ע ק ض ط خ غ), die diesem Sprachstamme eigenthümlich sind.

Wenn schon ein solcher eigenthümlicher Besitz ein ferneres Kennzeichen der Jugend ist, indem die Laute im Allgemeinen, je älter, um so mehr auch allen Menschen gemeinsam zu sein scheinen, so würden die gehauchten (ph, ch, th) sowohl als die weichen Consonanten sämmtlich zu den jüngeren gehören müssen, da z. B. die Semiten jene, das Etruskische und Chinesische diese, die Maori beide nicht besitzen, wogegen der umgekehrte Fall, daß z. B. bloß die weichen oder die gehauchten Laute vorhanden wären, schwerlich in irgend einem Sprachstamme gefunden werden wird. Die seltsamen Schnalzlaute der Hottentotten sind von diesem Standpunkte aus gerade um ihrer Sonderbarkeit willen gewiß als sehr junge Erzeugnisse der lautbildenden Thätigkeit anzusehen. Sie finden sich (wenigstens im Namaqua[46]) nur im Anlaut, und zwar nur entweder vor Vocalen oder vor Gutturalen (k, g, ch, h), sowie vor n, welches hier vielleicht guttural (als ng) aufzufassen ist. Sonstige Consonantencombinationen kommen überhaupt nicht vor; die Schnalzlaute haben also eine Stellung, die sich etwa mit dem vorgeschlagenen Zischlaute unserer Sprachen, z. B. in Strom, vergleichen läßt. Die Vorliebe der Hottentottensprachen für jene Lautbesonderheit innerhalb der ihr angewiesenen Schranken spricht nicht gegen ihre Jugend; es pflegen im Gegentheil gerade solche jüngere, im Schoße abgezweigter Völkergebiete entstandene Eigenthümlichkeiten zu sein, worauf sich die Neigung einer Sprache ganz vorzugsweise wendet, und die sie als charakteristische Kennzeichen nicht oft genug wiederholen zu können scheint.

So ist es z. B. in den slavischen Sprachen mit dem überall eindringenden und alle Lautformen zersetzenden j geschehen.

Die Frage, wie viele Laute und welche ein Sprachstamm eigentlich besitze, ist übrigens keine ganz einfache. Man muß nur das lateinische und griechische Alphabet neben einander halten, um einzusehen, daß sowohl Besitz als Nichtbesitz ziemlich jung sein können. Eine bloße Aufzählung der in den Sprachen vorhandenen Laute ist in dieser Hinsicht völlig werthlos, und es bedarf überall erst einer phonetischen Forschung, um ursprünglichen Mangel von späterem Verlust zu unterscheiden. Ja nicht einmal über den gegenwärtigen Vorrath von Lauten einer bestimmten Sprache ist aus ihrem Alphabet genügende Auskunft zu erlangen, und zwar weder aus der Schrift noch aus der Aussprache. Ist z. B. das dreifache g in gehen, legen, Tag wirklich als ein dreifacher Laut anzusehen? Alsdann wäre der deutschen Sprache eine weiche Aspirata des K-Lautes, oder sogar zwei zuzuschreiben, während wir nur das einzige ch als Kehlaspirata zu betrachten pflegen. Im Hebräischen bestehen, äußerlich genommen, die drei Aspiraten neben p, k, t; im Arabischen fehlt nicht f, sondern p: von diesem Gesichtspunkte aus könnten wir also dem semitischen Sprachstamm die Aspiraten nicht absprechen. Daß die Schrift hierbei nicht den Ausschlag gibt, zeigen beispielsweise die Laute sch und s, die, obgleich im semitischen Alphabet nicht getrennt, doch unstreitig verschieden sind. Der Grund, warum wir in jenen Fällen nicht selbstständige Sprachlaute, sondern bloße Modificationen annehmen, ist der, daß sie in Beziehung auf ihr Vorkommen einander ausschließen, indem sie an entgegengesetzte phonetische Bedingungen geknüpft sind, z. B. die härtere Aspiration des

g an das vorausgehende a, o, u: in Folge davon gibt es innerhalb des G-Lautes wohl einen Gegensatz der Aussprache zwischen Sieg und Flug, aber keinen solchen wie zwischen siegen und siechen, Flug und Fluch, der sich für die Bedeutung verwenden läßt. Auf der anderen Seite sind gänzlich der Willkür überlassene Verschiedenheiten der Aussprache ebenfalls noch nicht als Lautgegensätze zu betrachten, so lange sie niemals zur Bedeutungstrennung wirklich verwendet sind. Aber aus solchen verschiedenen Möglichkeiten der Aussprache eines und desselben Lautes können sich allerdings leicht verschiedene Laute entwickeln, und es ist höchst wahrscheinlich, daß alle Spaltungen ursprünglich ungeschiedener Laute so vor sich gegangen sind. Der Unterschied, den das Sanskrit zwischen harten und weichen Hauchlauten (kh, ph, th und gh, bh, dh) macht, ist wahrscheinlich nur eine Mittelstufe des Ueberganges in die hauchlos harten, so daß z. B. sch (sgh) vor vollendeter Verwandlung in sk, in manchen Wörtern als skh erhalten blieb. Aehnlich lassen sich die Spaltungen gewisser semitischen Consonanten deuten. Ja, da Uebergänge der Laute in einigermaßen verschiedene gewiß nicht plötzlich, sondern stets unmerklich geschehen, und in der Mitte beider, z. B. zwischen p und b, noch manche Laute denkbar sind, so hängt es wohl nur von dem Augenblick der Feststellung eines Wortes ab, wie weit die Umwandlung in ihm schon vorgerückt gefunden wird, und sind Sprachlaute überhaupt nichts anderes als verschiedene Schritte in einem einzigen großen Gange und die einen früher, die andern später gehemmte, in dem Strome ihres Werdens hier oder dort festgehaltene Gestalten.

Doch die Geschichte des Sprachlautes an und für sich

in so weite Fernen zu verfolgen, oder seinen Ursprung aufzusuchen, ist weder der Zweck dieser Untersuchung, noch auch ohne Rücksicht auf die Bedeutung, deren Zusammenhang das Kennzeichen des seinigen unter seinen mannigfaltigen Abweichungen bildet, möglich. In Betreff seines Verhältnisses zu dem Begriffe aber ist es wichtig und genügend, durch einen Blick über hinlänglich umfassende Analogien und bis in das dunkle Alterthum hinab überall gleichmäßig zu dem Ergebnisse geführt zu sein: daß Entstehung des Lautes, soweit sie sich beobachten oder wahrscheinlich machen läßt, niemals wirkliche Neubildung, sondern stets Umbildung vorhandener Laute ist; daß diese stets durch lautliche Nothwendigkeit und gewissermaßen mechanisch, niemals frei und aus Absicht oder Trieb der Bezeichnung erfolgt; daß die letzte Ursache jener Nothwendigkeit, sowie das einzige diesem Triebe, dem Begriffsinhalte der Sprache und überhaupt den Zwecken der Vernunft dienende Mittel, wovon Erfahrung Zeugniß gibt, Zusammensetzung ist, hingegen Schöpfung eines Lautes und unmittelbare Wahl desselben, sei es freie oder naturnothwendige, zum Ausdrucke von Objecten, eine wenigstens auf dem Wege der Erfahrung nirgends zu unserer Kunde gelangende Erscheinung bleibt.

Es scheint nun freilich eine offenbare und beinahe unvermeidliche Folgerung zu sein, daß wo Zusammensetzung stattfindet, Elemente derselben in irgend einer Gestalt und Zahl zuvor geschaffen, daß um Bedeutung durch Verbindung der Laute zu erzeugen, Bedeutungskeime in dieselben durch die ersten schöpferischen Anstöße gelegt worden sein mußten; und gewiß sind wir mit Recht begierig zu erfahren, welcher Inhalt von jenen Urlauten geborgen der Vernunft zum Aufbau

ihrer zahllos die Wirklichkeit der Außenwelt umschließenden Begriffe Stoff geboten habe? — Da die Zahl der unterschiedenen einfachen Sprachlaute in dem Zeitraum vor aller Zusammensetzung ohne Zweifel äußerst beschränkt war, so würden wir zunächst auf einen sehr kleinen Kreis von Urbegriffen schließen müssen, wenn es nicht möglich, ja nothwendig wäre, auch jenen ältesten Wortkeimen große Vieldeutigkeit zuzuschreiben, wodurch es annehmbar und glaublich wird, daß mit den Lauten die Masse der Begriffe sich nicht gleichmäßig vermindere, sondern wie in den wenigen Hunderten chinesischer Wörter alle Bedeutungen unserer weit reicheren Sprachen, so auch in einer noch ungemein viel geringeren Anzahl, wie klein wir dieselbe für den ersten Augenblick der erwachenden Fähigkeit der Sprache immer annehmen mögen, ein großer Theil unseres gegenwärtigen Begriffsreichthums dennoch schon enthalten gewesen sei.

Vieldeutigkeit ist nämlich eine unzweifelhafte Eigenschaft der Wurzeln; wenn sie nun aus Elementen zusammengesetzt sind, so konnten diese vielleicht mehrdeutig, aber nicht minderdeutig als die Zusammensetzung gewesen sein. Denn eine ganz allgemeine Erfahrung zeigt, daß Zusammensetzung den Begriff beschränkt: entgehen ist ein besonderes Gehen, Stoß ist nicht mehr unbestimmt in Holzstoß und Dolchstoß, Reif nicht mehr zweideutig in Herbstreif und Goldreif; und von der chinesischen Sprache ist es insbesondere bekannt, daß ein jedes Wort, für sich allein gehört, wegen seiner Vieldeutigkeit unverständlich bleibt, und daß daher, wo der Zusammenhang (welcher doch auch selbst aus einer Art der Zusammensetzung entsteht), zum Verständnisse nicht hinreicht, der Sinn durch Verbindung von Synonymen absichtlich

bestimmt wird, z. B. fu-thsin, Vater (eigentlich Vater-Verwandter), schu-mu, Baum (gleichsam Baumholz), tao-lu, Weg, was eigentlich jedes einzelne der beiden zusammengesetzten Wörter schon bedeutet, und dagegen tao-li, Vernunft, was ebenfalls tao allein schon heißen kann.

Sollen wir also annehmen, daß eine fortgesetzte Combination weniger Urwurzeln, jede eine bestimmte, wenn auch noch so weite Sphäre von Begriffen umfassend, die Sprache zu ihrer endlichen Vollkommenheit erhoben habe? — Dies ist unmöglich. Zusammensetzung im engeren Sinne, nämlich Combination zweier Begriffe zur Bildung eines dritten, ist eine so junge Erscheinung in der Sprache, daß wir uns gänzlich enthalten müssen, ihr auf die Bildung der Wurzeln einen Einfluß zuzutheilen. Die ältesten indogermanischen Wörter dieser Art reichen kaum über die Zeit der Abtrennung der griechischen Sprache zurück.[47] Die Verbindung der Zeitwörter mit Partikeln zur Worteinheit, ein verhältnißmäßig altes Verfahren, ist sowohl im Rigveda als bei Homer fast nur im Keimen.[48] Sonstige unmittelbare Bildung von Zeitwörtern durch Zusammensetzung ist der griechischen Sprache (nach einem zuerst von Scaliger angedeuteten Gesetz)[49] stets unmöglich und auch in den übrigen verwandten auf einzelne Ausnahmsfälle beschränkt geblieben; namentlich werden Zeitwörter niemals mit Zeitwörtern zusammengesetzt, man müßte sich denn auf fehlerhafte Willkürschöpfungen, wie Schreiblesen und Ziehklimmen berufen wollen: und doch ist es gerade eine vorwiegend dem Zeitwort ähnliche Richtung, in welcher der Begriff der Wurzeln unläugbar zuerst zum Vorschein kommt.

In den semitischen Sprachen ferner ist Wortzusammensetzung vollends unbekannt. Flexion und Ableitung sind

freilich beiden Stämmen gemeinsam, und ihre nahe Verwandtschaft mit eigentlicher Zusammensetzung, von welcher sie nur eine ältere Abart zu sein scheinen, legt die Möglichkeit einer ähnlichen Zusammenfügung im Innern der Wurzeln um so näher, als in der That von manchen wurzelähnlichen Stämmen der indogermanischen Sprachen die Entstehung durch Ableitung aus anderen einfacheren gewiß ist. Allein in den semitischen Sprachen ist wenigstens eine solche Möglichkeit sehr beschränkt; denn nicht nur tritt Wurzelbildung durch Ableitung hier nur in ganz später Zeit und sehr vereinzelt, bloß durch eine Art von Verirrung des Sprachverlaufes, ein, sondern viele Laute sind von der Verwendung zur Flexion überhaupt ganz ausgeschlossen, und das Vorhandensein derselben läßt sich daher nirgends aus ihr erklären. Unmöglich kann z. B. qassada, streben [50], als abgeleitete Wurzel betrachtet werden, da keiner der in ihr enthaltenen Consonanten als Ableitungsmittel verwandt zu werden geeignet ist. [51] Für die chinesische Sprache endlich, welche nie etwas der Ableitung Aehnliches gekannt zu haben scheint, ist die Annahme einer Wurzelbildung auf diesem Wege gewiß am wenigsten gestattet, und wenn daher die gleiche Thatsache, nämlich die Entstehung lautlich zusammengesetzter Wortkerne aus einfachen Lauten, in allen Sprachen die gleiche Erklärung fordert, so müssen wir sagen, daß Zusammensetzung oder Ableitung, wie sie die Erfahrung späterer und nicht allenthalben zur Ausbildung gelangender Zustände zeigt, nämlich als sinnvolle Verbindung dereinst selbstständiger Begriffsbestandtheile, wohl hie und da auf die Bildung von Wurzeln ausnahmsweise eingewirkt, die allgemeine Ursache derselben aber sicherlich nicht abgegeben haben könne.

Verdoppelung ist offenbar älter als jede andere Art der Zusammensetzung oder Ableitung, und ersetzt in einer frühen Sprachperiode die Flexion, deren Vorläuferin sie ist, fast gänzlich. In den indogermanischen Sprachen wird ihr Gebrauch, z. B. zur Bildung der Vergangenheit, sichtbar durch andere Mittel allmählich verdrängt; in dem semitischen Hauptworte läßt sich von der Mehrheitsbildung dasselbe sagen, und der sogenannte causative Begriff der Bewirkung der Thätigkeit, oder des Thunmachens, geht von der verdoppelten Form der Zeitwörter immer mehr auf eine flectirte über. Verdoppelung kann also gewiß mit größerem Rechte auch auf die Wurzelbildung von verhältnißmäßig primitiver Stufe als wirksam angenommen werden. Indessen, so umfang- und bedeutungsreich die Verwendung der Reduplication auch anfangs gewesen ist, da kaum ein grammatisches Biegungsverhältniß durch sie bezeichnet zu werden unfähig war [52], so liegt es doch am Tage, daß in ihr selbst, einer bloßen Wiederholung des ursprünglichen Lautes, nichts ist, was dessen Begriff irgend wie zu bereichern, oder seinem Inhalte nach zu verändern im Stande wäre. Auch geht sie überall davon aus, nur einen wiederholten oder auch mächtigeren Eindruck zu bezeichnen; sie gelangt zur Bedeutung der Vergangenheit im Sinne der Vollendung oder eines bis zu Ende beständig und gleichsam wiederholt fortgesetzten Handelns; zur Bedeutung des Wollens von einer leidenschaftlich erregten, eifrig strebenden Thätigkeit aus; zu der der Causalität wegen des gewaltigen Eindrucks einer fortwirkenden Bewegung, z. B. des Stürzens, wenn es auch Anderes, vorher Ruhendes zum Falle mit sich fortreißt. Daher kann die Verdoppelung auch in den Begriff der Wurzel kaum mehr

als seine bloße Verstärkung getragen haben, und wenn derselbe wirklich zuerst von mächtigsten Eindrücken, von Contrasten ausgegangen ist, wenn die Wurzelwörter von Anfang an Intensiva, wie die Reduplication sie ihrer ersten Aufgabe gemäß bildete, nämlich den Begriff des Brechens in dem Sinne des heftigen Zerschmetterns und so fort bezeichnende Laute gewesen sind: so ist selbst Verstärkung nur Auffrischung ihrer ursprünglichen Kraft, und die einfachen Wurzellaute für die Urzeit eben dasselbe, was ihre Verdoppelung und die aus derselben entstandenen Wurzeln in der Folge aufs Neue wurden, sofern nicht etwa der Drang nach Ausdruck, welcher auf keiner Stufe der Sprache ganz durch das Wort befriedigt wird, von Anfang an, mit dem Stoffe innerer Erregung ringend, die Laute verdoppelte, und wie ihre mächtigste Bedeutung, so auch ihre verdoppelte Gestalt sofort und zuerst in die Erscheinung treten ließ.

Zusammensetzung, mit Einschluß der Verdoppelung, ist also, was die Gestalt der Wurzeln betrifft, ohne Einfluß oder Rücksicht auf Begriffsentwicklung und somit nicht, wie das Beispiel späterer Zeiten glauben machen könnte, mit Freiheit zu Vernunftzwecken, sondern auch ihrerseits rein lautlich und und mechanisch erfolgt; wie denn ohne Zweifel die erste Sprachbewegung nicht alsbald sich zu isoliren im Stande war, und vielmehr, wie jede Willkürbewegung aus krampfartiger Unbestimmtheit hervorgeht, sich eher zum Lallen, als zu scharf articulirter Einheit neigte. Eine solche Neigung, nicht einsilbig zu bleiben, liegt so tief in der Natur alles Sprechens, daß sie z. B. in der chinesischen Sprache, welche in die Gefahr der Einsilbigkeit am leichtesten geräth, noch jetzt zu begrifflich zwecklosen und unzweifelhaft nur dem Klange dienenden

Wortgruppen führt; und allgemeiner läßt sie sich andererseits an gewissen malerischen Schallwörtern beobachten, die wir ohne andere Absicht als den Tonfall verdoppeln oder verdreifachen, und deren auch das alte chinesische Liederbuch eine große Anzahl, sämmtlich verdoppelt, aufzuweisen hat. Da nun aber die Verbindung vorhandener Lautelemente die einzige erweisliche Ursache zur Neubildung des Lautes und an die Zurückführung auf dieselbe die Möglichkeit seiner Herleitung aus begrifflichen Anstößen geknüpft ist, so ergibt sich, daß wenn sogar jene Verbindung kein ursprünglich geistiges Sprachmittel, sondern je früher um so sicherer von aller Bestimmung für die Bedeutung frei war, die Lautentwicklung wenigstens in ihrem reinsten Verlaufe vor dem Auftreten der Flexion ganz aus innern Gründen und ganz unabhängig von der Begriffsentwicklung vor sich gehen mußte.

Zugleich aber erhellt, daß die Wurzeln im Anfange nur verschiedene lautlich bereicherte Ausdrücke ebendesselben Begriffsinhaltes wie die Urlaute gewesen sind, aus denen sie gebildet wurden, und daß um so gewisser auch diesen Vieldeutigkeit eigen war, die also nicht in Folge von Entstellung in die Sprache gedrungen, sondern in ihrem Wesen von jeher begründet ist. So sehr sich daher die Lautgestalt der Sprache, wenn es uns vergönnt wäre, sie in ihren Anfängen anzuschauen, gegen die uns gewohnte verändert zeigen würde, und einen wie geringen Wortreichthum wir voraussetzungsweise für ein damaliges Geschlecht erwarten dürfen, so folgt doch hieraus noch nicht, daß auch die Gedankenseite nothwendig eben so sehr verwandelt erscheine; sondern wie wir die Wurzeln einer jeden Sprache ohne wesentliche Einbuße für die auszudrückenden Begriffe auf eine weit kleinere Zahl

vermindern können, so ist es leicht zu denken, daß wenn sich jenseits der Wurzeln das Gleiche wiederholt, auf erstaunlich wenige Sprachlaute immerhin ein großer Reichthum von Begriffen vertheilt sei. Ja es ist Grund vorhanden anzunehmen, daß selbst Gleichnamigkeit bis in jene geringfügigen Keimbildungen zurückreiche, daß die Sprache selbst mit so kleinen Mitteln nicht sparsam, niemals eine bestimmte Begriffssphäre an einen bestimmten Laut gebunden, sondern, dem Principe nach, Alldeutigkeit zu ihrem Grundgesetze erkoren habe. Es ist bis heute nicht gelungen, und wird nicht gelingen, irgend einem Laute in irgend einer Sprache auch nur annäherungsweise einen Bedeutungskreis, auf welchen er beschränkt sei, anzuweisen. Im Gegentheil zeigt die Wahl der Consonanten bei Zusammensetzung der Wurzeln, welche sich nur nach Lautgesetzen richtet, ihre Gleichgültigkeit für den Begriff, wie sie im Allgemeinen schon aus der Annahme einer bloß lautlichen Wurzelbildung folgt, auch durch Erfahrung. Das Wort thun führt auf eine Wurzel dha zurück, welche in dem Sanskritzeitworte dadhâmi und in dem griechischen τίϑημι, dem Begriffe nach zwischen legen oder stellen, machen und geben in der Mitte steht. Die Wurzel da und dadâmi, δίδωμι, dare, geben, ist wahrscheinlich von ihr nicht grundverschieden: denn auch die semitischen Sprachen haben Wörter, in denen die Begriffe hinlegen, geben und machen vereinigt sind; ta, tan, strecken, hat ebenso große Analogien für sich, zu demselben Begriffskreis des Hervorstoßens, Hin- oder Emporstreckens gezogen zu werden. Die Wurzel stha oder sta stellen und stehen schließt sich, da sdha oder sda den Lautgewohnheiten fast aller Indogermanen widersprechen würde, so nah als möglich an jene sämmtlichen

drei Formen an. Vergleichen wir nun mit den letzten Wurzeln die vielen andern, in denen dieselben Anlaute sich neben ferneren Consonanten finden, wie stellen, stemmen, Stange, stecken, Stufe, steigen, stoßen, stürzen und dergleichen, so enthalten diese zwar eine Reihe verschiedener Bedeutungen, die man vielleicht zunächst geneigt sein könnte, neuen Begriffselementen in den antretenden Lauten zuzuschreiben; aber bei genauerer Prüfung findet es sich, daß die Bedeutung mehrerer von diesen neuen Stämmen troß ihrer Lautverschiedenheit schon in den einfacheren zusammen vorhanden sind, und diejenigen, von denen dies nicht nachgewiesen werden kann, doch durch die ganze Reihe hindurch schwanken, so daß der Glaube an eine bestimmte Aufgabe der Laute z. B. des Zahnlautes in stoßen gegenüber dem Kehllaute in steigen, unmöglich wird. Auf diese Weise bleibt uns in diesen und der großen Zahl von Stämmen, welche zu den eben erwähnten gefügt werden könnten, nur der gemeinschaftliche T-Laut bedeutungsvoll, und es ist kein Zweifel, daß er als im Anlaute stehend, wichtiger als die Auslaute ist. Allein da die Begriffe, die sich in dieser Wurzelgruppe zusammenfinden, jenem Anlaute keineswegs ausschließlich eigen sind, da sich z. B. an sa gleichfalls Mengen von Stämmen mit dem Begriffe hervorstoßen und andern verwandten (wie sal, sav, sar, sarg und ähnliche) anschließen; da dies mit Anlauten wie p, k kaum weniger der Fall ist: so sind wir nicht berechtigt, die Gleichgültigkeit der Sprache gegen den Laut nur auf in- und auslautende Consonanten zu beschränken. Vielmehr drängt uns alles zu der Annahme, daß die früheste Urzeit den gleichen Begriff durch die wenigen Laute, die sie besaß, ohne Unterschied bezeichnen konnte; in welchem Falle ihre in der Sprache

enthaltene Gedankenwelt an Umfang selbst dann nicht nothwendig verliert, wenn die Zahl ihrer Sprachlaute in einer fernen Vergangenheit bis auf einen einzigen verschwindet, oder wie wir vielleicht richtiger sagen werden, dereinst noch keine Unterscheidung verschiedener bestimmter Articulationen zuließ. Es ist in der That dem Grundsatze sowohl als den Folgen nach im Wesentlichen einerlei, ob der gleiche Umfang des Begriffes auf einen einzigen Laut, oder vielleicht auf zwei oder auch zehn verschiedene vereinigt ist, sofern selbst von diesen zehn nicht etwa ein jeder den zehnten Theil des Gedankeninhaltes in sich beschränkt, sondern wenigstens der Möglichkeit nach ein jeder gleichmäßig Träger des ganzen geistigen Gesammtgehaltes ist.

Hier indessen, auf diesem Standpunkte und zu solchen Voraussetzungen angelangt, treten uns die gewichtigen, das größte aller Räthsel des Geistes betreffenden Fragen sämmtlich aufs Neue mit vereinigter Gewalt entgegen. Wie ward der Laut erzeugt? wie wirkte er? wie drang Begriff in etwas an sich dem Geiste nicht Entsprechendes? und vor Allem, welche Auskunft erklärt uns die Möglichkeit des Verständnisses bei so großer Vieldeutigkeit, und seiner Fortdauer mitten unter so mächtigen Wandlungen, welche die Benennungen der Gegenstände ihrem Laute nach erfuhren? In jedem der Erfahrung zugänglichen Sprachzustande findet Wechselbedingung zwischen Lauten und Begriffen statt; die Begriffe sind unstreitig auf die Worte wirklich und eigentlich vertheilt, Mehrfachheit der Bedeutungen aber ist theils ganz ausgeschlossen, theils in beschränktem Maße und mit dem Anscheine der Zufälligkeit vorfindlich. Das Verstehen knüpft sich gegenwärtig an dies Verhältniß so sehr, daß jede Zweideutigkeit als ein

Hemmniß in dem Sprachverkehre der Menschen gelten muß, weßwegen wir denn geneigt sind, eine Wechselbedingung dieser Art als naturnothwendig zu betrachten, sie für alle Zeiten vorauszusetzen, und die Forschung nach dem Problem der Sprache unmittelbar mit Aufsuchung der letzten Gründe für die Sonderverwendung des Lautes anzufangen. Nun aber, nachdem der Gegensatz, in welchem der Urzustand der Menschheit sich in Beziehung auf das Verhältniß zwischen Vernunft und Sprache zu der Gegenwart befindet, uns näher getreten ist, muß das Problem eine andere Gestalt gewinnen. Wir müssen uns fragen, wie und auf welchem Wege es gekommen sei, daß Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit des Lautes in der Folge in bestimmte, dem Zwecke des Verständnisses entsprechende Bedeutung überging? Diese Frage hat nicht bloß wegen ihres besonderen Inhaltes eine nicht geringe logische, sondern auch ihrem allgemeinen Gegenstande nach eine hohe, selbst metaphysische Tragweite und Wichtigkeit; denn sie sucht den Hervortritt des Zweckmäßigen an organischen Daseinsäußerungen auf, welche in Unabhängigkeit von ihrem augenscheinlichen endlichen Zwecke entstanden waren.

IV.

Kehrseite der obigen Betrachtung: Begriffswandlung unabhängig vom Laute. Haben sich die Begriffe des Menschen vermehrt? Die älteste Form der Begriffe ist die des Zeitwortes. Warum? Gegensatz der entfalteten und unentfalteten Sprache. Entstehung einer chinesischen Genitivpartikel. Gliederausbildung im Satze. Herabsinken des Urtheils zum Begriff. Entwickelung von Ausdrucksmitteln für Verhältnisse. Gefahr des Mißverständnisses vor deren Vorhandensein. Verminderung der Verbalbegriffe gegen die Urzeit hin. Unbrauchbarkeit der Sprache als Verständnißmittel auf sehr frühen Stufen. — Mannigfaltigkeit des Ausdrucks ist für die Möglichkeit der Mittheilung unentbehrlich. Wie sie entstanden sei? Scheidung der Bedeutungen durch den Gebrauch. Wichtigkeit der zufälligen Entwickelung in der Sprache. — Kritik des Zufalls. Alles Vorhandene hat eine empirisch-zufällige Seite. Besondere Bedeutung dieses Satzes für die lebendige Welt. Gattungsgeschichte.

Wenn die Lautentwicklung an Ursachen geknüpft ist, welche zur Entwicklung des Begriffes gänzlich außer Beziehung stehen, und Laute sich uneingeschränkt verwandeln, ohne eine Veränderung der Begriffe nach sich zu ziehen, so wird es schon hieraus wahrscheinlich, daß umgekehrt auch Begriffsumwandlung ohne Rücksicht auf den Laut und ohne Veränderung desselben möglich sei. Denn eine völlige Unwandelbarkeit des Geistigen in der Sprache von ihrem ersten Ursprunge bis auf diesen Tag ist sicherlich undenkbar. Auch kann alltägliche Erfahrung von der Wirklichkeit solcher Vorgänge

einen Jeden überzeugen, da wir schon im Munde älterer Zeitgenossen, und noch mehr in den Schriften einer kurz vergangenen Periode, manche Wörter mit veralteter Bedeutung wiederfinden, an denen dem Laute nach sich nichts verändert hat. So ist schlecht bekanntlich vor einiger Zeit von den lobenden Bedeutungen glatt, einfach, schlicht, in die gegenwärtige tadelnde übergegangen: schlechter Weg ist von Ulfilas bis Luther soviel als ebener Weg, heute das Gegentheil; und bei dem Ueberblick über ganze tausendjährige Literaturen nimmt diese Erfahrung eine ungeheure Ausdehnung an, die jedes Beispiel überflüssig macht. In vielen Fällen, wie in dem angeführten, wechselt das Wort sein Object; in andern verwandelt, entzieht und erweitert sich ihm dasselbe durch eigene äußere Entwicklung. Die wunderbaren Laute, in deren Gebrauch Generationen, von einem schwachen Hauche ihres Mundes unendlich überdauert, wie in dem Schatten eines alten Baumes wechseln, tragen die Bilderspur wandelnd vorüberziehender Weltgestalten mit sich selber in die Ferne und spiegeln den dunkeln, bewußtseinlosen Lebenslauf jenes seltsam groß durch die Zeiten schwankenden Wesens, dessen Einheit wir, von der Bedeutung unserer eigenen Einzelheit befangen, kaum in dem Namen Menschheit ganz begreifen, in geheimnißvollen, halbverblichenen Zügen wieder. Keines der fernverwandten thierischen Geschlechter hatte der Mensch sich gesellt, befreundet oder unterworfen, und schon tönten Namen der Thiere um ihn, die er noch heute spricht und hört; und lange ehe der Hund ihm Gefährte und Wächter seiner Heimath oder Theilnehmer seiner Gefahren war, begleitete ihn sein Name durch die Wildniß.[53] Wie anders war wohl, was er damals sein Haus, sein Kleid, seine

Waffe nannte, ja selbst sein Weib oder seinen Freund! Die innerliche Welt unterliegt einer nicht geringeren Bewegung des Veraltens und Erneuens als ihr Erzeugniß in den Verhältnissen umher, und auch die Objecte der Außenwelt, selbst die dauernden und gegen den Menschen ewigen, wie Sonne und Erde, wechseln in der Vorstellung unaufhaltsam, theils wegen der Allmählichkeit ihres Eintretens in die Erfahrung, theils durch die Verwandlung jenes phantastischen Vermögens der Erkenntniß, welchem als Subject der Begriffe ein eben so großer Antheil zu ihrer Erfassung wie den Gegenständen selber obliegt.

Diese Entwickelung nun, welche mit der gesammten Geschichte des Geistes selbst zusammenfällt, läßt sich freilich mit der zufälligen Gestalt der Sprachlaute in keine unmittelbare Beziehung denken. Jedoch weder eine solche Verwandlung der Begriffe, noch ihr bloßer Wechsel an dem Laute, kann zu einer die Bedeutung nicht berührenden Lautverwandlung von so umfassender schöpferischer und zerstörender Natur das entsprechende Gegenstück bilden. Denn dies alles ist, wenn überhaupt von Einfluß auf den Begriff, höchstens Veränderung oder Wachsthum seines Inhaltes, und gleicht nicht der Gattungsentwicklung, welche in Vermehrung der Individuen besteht.

Haben sich nun aber die Begriffe, unabhängig von der Einheit des Lautes, wirklich vermehrt? Ist Vielheit der Bedeutung im Laufe der Zeit in Zunahme begriffen, und darf auf einen dereinst geringeren Besitz der Vernunft an Denkformen, welcher aus der Lautgeschichte nicht zu folgern war, etwa abgesehen von ihr gleichwohl geschlossen werden?

Wenn wir aus der Untersuchung über diese Frage alles

Zweifelhafte entfernen und nur diejenigen mehrdeutigen Laute der Prüfung unterwerfen, bei denen die Ursprünglichkeit des Gleichklangs nicht geläugnet werden kann, so scheint es unbeweisbar zu sein, daß solche Laute jemals einen geringeren Theil ihres Bedeutungskreises auf sich vereinigt haben sollten. Ueberall wo nicht Verwandtschaft der Bedeutungen einleuchtet, ist bei der Unbeständigkeit des Lautes ein bloß zufälliger Gleichlaut durch Zusammenfallen des ursprünglich Verschiedenen, wie wir es in dem deutschen reif sehen[51], wenigstens möglich; was aber die verwandten Bedeutungen betrifft, warum sollten diese nicht zu allen Zeiten neben einander vorhanden gewesen und in demselben Laute zum Ausdrucke gekommen sein? Warum z. B. sollte das chinesische Wort hao nicht wie heute, so von jeher die Liebe, den Liebenden und den Geliebten, ich liebe, ich habe geliebt, und alles dergleichen, wenn auch vielleicht nicht zugleich gut und Güte (wie es mit verändertem Tone jetzt gleichfalls heißt) zusammen bezeichnet haben? Ebenso ließe sich von den Wurzeln anderer Sprachen annehmen, daß sie dereinst alle Begriffe ihrer in der Folge entwickelten Ableitungen in sich geschlossen, und eine Form wie lieb ganz und gar die Stelle des angeführten chinesischen Wortes für unsere Sprache eingenommen habe. Allein so glaublich eine solche Voraussetzung auf den ersten Blick auch scheint, so wird sie doch durch das wirkliche gegenseitige Verhältniß der Ableitungen zu einander und zu der Wurzel, welches sichtlich das der Abhängigkeit des Spätern von dem Früheren als seiner Ursache ist, zur Genüge widerlegt.

Es ist gewiß, daß die Begriffe kindlich, kindisch nicht eben darum jünger als der des Kindes sein mußten, weil die Worte, als Ableitungen, es offenbar waren; denn

durch den Ausdruck: er ist ein Kind, kann außer seinem nächsten Sinne auch schon eben dasselbe wie durch jene: er ist kindisch, er ist kindlich, bezeichnet werden. Wenn es sich nur um diese einfachste Beziehung eines Stammwortes zu einem abgeleiteten handelte, so würde die Frage der Gleichzeitigkeit ihrer Begriffe vielleicht unentschieden bleiben müssen. Aber da hinter dem Stammwort noch ein Drittes, nämlich die Wurzel mit der Bedeutung geboren werden folgt, so sind wir gezwungen anzunehmen, daß das Kind von der Eigenschaft geboren zu sein, also das wirkliche Kind ursprünglicher als der blos Kindähnliche mit diesem Wort benannt worden ist. Wenn nun außer dem Geborenwerden jene Wurzel auch keimen und hervorkommen überhaupt bedeutet, so tritt uns ein allmählich zurückgelegter Weg des Begriffes, der demjenigen des Lautes in der Ableitung entspricht, augenscheinlich entgegen. Wirklich ist es vermittelst der durchgängigen Analogien aller beugbaren Sprachen außer Zweifel gestellt, daß der den Wurzeln zunächst und an sich zukommende Sinn stets und überall der eines Zeitwortes ist, und daß alle Gegenstände nach ihren Eigenschaften, welche selbst als ein Thun oder Erleiden aufgefaßt sind, ihren Namen führen; ein Gesetz, dessen Wirkungen an Tausenden von Worten noch jetzt unmittelbar kenntlich, in weit größerer und wahrhaft schrankenloser Ausdehnung für das Auge der Wissenschaft aus der Verborgenheit an das Licht treten, und für eine wirkliche Entwicklung des Begriffsvermögens, eine Vermehrung der Begriffe innerhalb der Geschichte und eine staunenerregende Armuth vor derselben von unwiderleglicher Beweiseskraft sind. Denn so wenig die formelle Veränderung der Wurzel, wie die Ableitung sie mit sich führt, zum Ausdruck einer ferneren

Bedeutung außer der des Zeitworts nothwendig war, da vielmehr die Wurzel selbst ohne alle Vermehrung, wie die chinesische Sprache deutlich genug zeigt, zur Benennung jedes Gegenstandes ebensowohl hingereicht, und z. B. der Laut renn keineswegs mehr um den Renner, als um die Thätigkeit des Rennens zu bezeichnen, der Nachsilbe bedurft hätte: so läßt sich doch nicht annehmen, daß alle von einer solchen Thätigkeit benannten Dinge zugleich während der Bildung ihres Begriffes auf die Vorstellung gewirkt und alle diese Namen und Bezeichnungen anders als der bloßen Möglichkeit nach in dem Wurzellaute gelegen haben sollten. Die aus einer und derselben oder doch aus einer bedeutungsgleichen Wurzel entwickelten Benennungen umfassen nicht nur an sich ganz Unverwandtes, sondern oft selbst Entgegengesetztes. So gehen alt und jung zuweilen beide von Begriffen des Wachsthums aus, nämlich das eine von dem des vollendeten, das andere von dem des beginnenden. Es muß also eine Zeit gegeben haben, wo der Mensch eine Menge Begriffe von Eigenschaften sowohl als Gegenständen, nicht auszudrücken vermochte, obgleich er Sprache längst besaß; und zwar nicht, weil Wortformen für sie noch nicht entwickelt waren, — denn schon ehe dies geschah, traten jene Begriffe als neu hinzugekommene Bedeutungen an den vorhandenen Worten hervor, — sondern nur darum, weil sie von dem Mittelpunkte der Begriffskreise entfernter lagen, wie derselbe anfänglich mit der Wurzel entstanden war. Warum das Zeitwort dieser Mittelpunkt gewesen ist, warum Dinge lange Zeit hindurch nur mit der bestimmt vorwaltenden Erinnerung irgend einer ihrer Eigenschaften nennbar blieben, und unter welchen entscheidenden Bedingungen überhaupt das eine früher, das

andere später Aufnahme in die Reihe der Begriffe fand: dieses sind augenscheinlich auf die Natur und den Ursprung alles Sprechens selbst gerichtete Fragen, auf welche verschiedene Grundanschauungen verschieden, am wenigsten vielleicht diejenige antworten kann, welche die Sprache von äußeren Bedürfnissen abzuleiten, und also Begriffe von Vater und Mutter, Speise und Trank an ihre Anfänge zu setzen liebt; indeß die Erfahrung anstatt aller Voraussetzung zunächst die vorläufige Aufgabe hat, von dem Bekanntesten ausgehend, die Ursache und Bedingung des jüngsten geschichtlich gegebenen Zuwachses an Begriffen zu untersuchen, und die Veränderungen festzustellen, welche durch diese stufenweise Vermehrung in dem Geiste erweislich vor sich gegangen sind.

Gelangen wir nun auf diesem Wege wirklich zum Anblicke eines wunderbaren Wurzelzustandes der Sprache, ohne Sonne und Himmel, ohne Mann und Weib, Thier und Baum, und nur erfüllt von frei im Raume schwebenden Beurtheilungen der nicht vorhandenen Dinge? — In der ganzen Anlage aller Naturwesen ist kaum etwas wunderbarer, als die Art, wie sich das Wunder, unser Auge vermeidend, unaufhörlich vor der Beobachtung in die Ferne zurückzieht. Manchen konnte wohl, so lange die Erde noch eine flache vierwinklige Tafel zu sein schien, die Sehnsucht nach dem Unerhörten und ein Wunsch nach dem Anblicke des Grenzpunktes ergreifen, wo der steinerne Himmel auf den Boden des Vierecks herabreichte; aber die Einsicht in die Kugelgestalt der Erde und in die bloße Scheinbarkeit des Himmelsgewölbes drängte den Gegenstand eines solchen Wunsches aus der Wirklichkeit in das Gebiet der Einbildung zurück und setzte an die Stelle des Schroffen und Sonderbaren, welches die Phantasie

erzeugt, Gleichmäßigkeit und Uebergang, die Seele der Natur. Mit der Zeit ist es nicht anders, als mit dem Raume; es gibt kein Wunder in dem Weltall als das Kleine, und nirgends werden wir ohne Ende staunen, es sei denn überall. Die Schöpfung setzt die Phantasie in Verwunderung; aber in Wahrheit ist es nur der Augenblick, der den Augenblick erschafft, und dieses allein ist der Verwunderung des Weisen würdig. So findet denn die Beobachtung auch die Sprache niemals wahrhaft abbrechend; ja sie scheint sich sogar auf die erste Betrachtung in ihrem Wesen ganz gleich zu bleiben, und unvollkommen immer doch dasselbe zu erreichen. Aehnlich dem Auge, welches überall im Thierreiche sieht, von der Stufe eines schwarzen Lichtstoffpunktes niedriger Geschöpfe bis zur vollendeten optischen Kunstveranstaltung, und niemals etwa als blinde Linse in einem thierischen Baue zwecklos in seine mechanischen Theile zerfällt gefunden wird: so ist auch ihr eine Energie eigen, die ihr untheilbares Wesen ausmacht und sich in ihrem Fortschritte keineswegs aus selbstständigen Theilen zusammensetzt, sondern nur entfaltet. An dem einfach und roh geformten Körper des Satzes bilden sich allmählich Glieder aus; hinter dem äußeren Zuwachs liegt eine still im Innern vorgegangene Verwandlung, eine Begriffsentwicklung ohne lautliche Unterlage, welche mehr als irgend etwas Körperliches jenen merkwürdigen Mittelzustand zwischen Sein und Nichtsein, ein Dasein in bloßer Möglichkeit vor Augen führt. Den Gegensatz zwischen dem entfalteten und dem unentfalteten Sprachzustande und die Uebergänge von diesem zu jenem zeigen uns einige noch in die Literatur hineinragende jüngere Ausläufer hinlänglich, um uns einen Einblick in diese bedeutsame Erscheinung über die ganze Dauer

der menschlichen Geschichte zu eröffnen. Das doppelte Mittel des vollkommenen und unvollkommenen Ausdrucks führt uns am unmittelbarsten die Vergleichung der ältesten chinesischen Schriften mit den um zwei Jahrtausende jüngeren Umschreibungen ihrer Erklärer, und in geringerem Maße die nach langer Zwischenzeit auftretende Auslegung aller heiligen Bücher bei allen Völkern vor.

Noch die späte Schriftsprache der Chinesen duldet neben der wirklichen Bezeichnung des Genitivverhältnisses, in welchem ein Hauptwort zu dem folgenden sich befindet, durch das Dazwischentreten der Partikel tschi, auch die Andeutung durch bloße Nebeneinanderstellung der Hauptwörter, welche ohne Zweifel lange Zeit hindurch allein herrschend und dem Begriffe völlig genügend war. Der Proceß, durch welchen sich jene Partikel zwischen die beiden verbundenen Glieder allmählich einschob, ist in vieler Hinsicht höchst merkwürdig und lehrreich. Er zeigt, welch einen Weg Bezeichnungsmittel zurücklegen können, bis sie endlich zu einem Zwecke verwendbar werden, der zu ihrer Schöpfung weder Veranlassung, noch auch sie hervorzubringen im Stande gewesen war; er macht die Möglichkeit der Entstehung gesonderter sprachlicher Ausdrucksformen für bloß gedachte Verhältnisse anschaulich, dergleichen in der Außenwelt niemals ungesondert und zu Objecten für die sie abspiegelnde Vernunft geeignet gefunden werden, und führt uns überhaupt in eine Reihe von Erscheinungen zurück, deren Gesammtheit fast alle Möglichkeit der Sprache als Verständnißmittels aufzuheben scheinen.

Tschi bedeutet ursprünglich, und hie und da noch in der gegenwärtigen Sprache: hindurchgehen, einen Zwischenraum oder etwas Hemmendes, einen Weg, einen Fluß

durchschneiden; in diesem Sinne heißt es z. B. in dem Sittenbuche, bei Gelegenheit der Vorschriften über die dem Schüler obliegende Ehrfurcht: er solle den begegnenden Lehrer nicht fragen „so tschi, wo er hingehe.“[55] Sodann heißt das Wort, von Pflanzen: die Erde durchbrechen, hervorkeimen, und als Hauptwort: Schößling. Diese Bedeutung ist es, welche das Schriftzeichen im Bilde wiedergiebt. Der Begriff geht einen Schritt weiter und bezieht sich auf das gewachsene Lebendige, in welchem Sinne es dem Laute und der Bedeutungsrichtung nach mit tse verwandt ist, da auch dies die Begriffe Schößling, Sohn und Jüngling vereinigt. Mit eben diesem tse zusammengesetzt zu tschi-tse heißt es insbesondere junges Weib; in dem alten Liederbuche Schiking bildet dieser oft mißdeutete Ausdruck[56] die weibliche Form zu kiun-tse, der Edle, der junge Fürst oder Herr, womit der Held eines Gedichtes oft bezeichnet wird. Schon dieser ohne alle Lautveränderung vorgegangene Begriffsfortschritt von so entfernt liegenden Anfängen bis zu Mann oder Weib ist merkwürdig genug; der bei weitem überwiegende spätere Gebrauch von tschi ist aber der noch abgeleitetere pronominale, nämlich für dieser, der sich aus der Bedeutung Mann eben so leicht erklärt, wie das deutsche man, und den das Wort gleichfalls mit tse gemein hat; nur daß tschi nicht für Subject und Nominativ gebraucht zu werden pflegt, sondern diesen, diesem, dieser, dies, ihm, ihn, ihr, sie, es und so fort im Dativ oder Accusativ heißt, oder sein, ihr im Genitiv. Und hier nun schließt sich die Abblassung bis zu bloßer Bezeichnung eines Genitivverhältnisses an. Während nämlich das wirkliche sein oder ihr meistens durch das sinnverwandte khi ausgedrückt

wird, entwickeln sich, da tschi besonders häufig auf das schon Genannte zurückdeutet, mit diesem Fürwort Redeweisen wie fu tschi kia „der Vater (oder des Vaters) sein Haus", welches in der Folge mit fu kia, Vater Haus, das ist: des Vaters Haus oder das Vaterhaus, ganz gleichbedeutend wird[57]. Man sieht, daß eine Verbindung von tschi in dem Sinne von er, mit einem Hauptwort, um sein auszudrücken, den Genitivbegriff eben so sehr in sich enthält, wie die zweier Hauptwörter in ähnlichem Verhältnisse; und daß dies Verhältniß also auch mit der Partikel keineswegs ausgedrückt, sondern auch hier nur hinzugedacht ist: woraus man schließen könnte, daß die Sprache bei ihrer Verwendung eigentlich nichts gewänne, was sie nicht, um sie zu verwenden, schon besessen haben müßte. Dasselbe läßt sich auch von einigen ferneren Entwicklungsphasen dieser Partikel sagen. Denn der Laut, von welchem wir reden, ist selbst hier noch nicht stehen geblieben, sondern hat sich, wie zu einem das ganze Sprachgebiet bis an seine Grenze erschöpfenden Laufe bestimmt, zuletzt bis zu einem Flexionszeichen von kaum merklicher Bedeutung abgeschwächt. Tschi steht zwischen Adjectiv und Substantiv, um das Adjectivverhältniß zu bezeichnen. In Fällen wie „hoher Berg", wo es der Beugungsendung verglichen werden kann, läßt sich dieser Gebrauch an den vorigen anschließen, so daß das Eigenschaftswort durch den Genitiv der Eigenschaft, wie im Hebräischen (z. B. in „Geist der Heiligkeit" für „heiliger Geist") umschrieben würde; aber aus Sätzen wie schan hao tschi je, der Berg ist hoch, oder eigentlich: der Berg ist ein hoher, wo tschi nur dem lateinischen us in altus entspricht, scheint vielmehr zu folgen, daß es sich nur um Ausdruck der Natur des Adjectivs, um

Verwandlung der Eigenschaft in ein mit ihr behaftetes Wesen, des Abstractums in ein Concretum handelte, wozu die Bedeutung Mann sich sehr wohl eignet, so daß zum Ausdruck des Begriffes hoher Berg die drei Begriffe hoch Mann Berg zusammentraten. Für diese letztere Auffassung spricht besonders der fernere participialische Gebrauch des Wortes tschi, wo dasselbe, wie in hao tschi shin, liebender Mensch, das Zeitwort in ein Eigenschaftswort verwandelt. Wie dem aber sein möge, so setzt doch der Ausdruck auch dieser sprachlichen Verhältnisse schon zu seiner Entstehung die vorläufige Auffassung derselben und ihr Vorhandensein auch in unvollkommeneren Ausdrucksweisen nothwendig voraus; denn das Adjectivische oder Participiale mußte in hao hoch, hao liebend, eben so wohl in Verbindung mit schan Berg, shin Mensch, als in Verbindung mit tschi gefühlt werden, und nur darauf, daß es in Verbindung mit tschi eben so wie mit jenen Wörtern wirkte, beruht die Möglichkeit, diese Partikel in der Folge zum Zwecke gleicher Wirkung zu verwenden.

Flectirende Sprachen lassen die Entwicklung der Flexion zwar im Ganzen nicht so deutlich verfolgen, da es gerade zu ihrer constituirenden Eigenthümlichkeit gehört, ihre Wörter mit den Beugungen, sobald sie vorhanden sind, in untrennbare Einheiten zu verschmelzen; aber es ist kaum zweifelhaft, daß alle Flexion auf diesem zufälligen Wege entstanden und zwischen die Stämme, ohne eigentlichen Gewinn für die Bedeutung, geschweige von ihr als Zweck veranlaßt, eingedrungen ist. Auch finden sich eben so schlagende Beispiele von der Herrschaft desselben Gesetzes in diesen Sprachen, oft den Ausdruck von Verhältnissen betreffend, welche von durch Beugung bezeichneten nur für eine zufällig entwickelte

Auffassung wahrhaft verschieden sind; und überhaupt kann jenes Gesetz für den Ausdruck des Verhältnisses in der Sprache als allgemein gültig betrachtet werden.

Ein Verschwinden der Sprache als Mittel der Mittheilung, durch Zerfallen in für diesen Zweck unbrauchbare Elemente, zeigt sich hierbei nirgends. Es ist vielmehr höchst lehrreich und als ein Beispiel der Verwandtschaft des Erkennenden mit dem Erkannten bemerkenswerth, wie die Sprachforschung, als sie in ihren ersten triebartigen Ahnungen das Zeitwort als das an sich Verständlichste auch für das Selbstständigste und keiner Erklärung aus Anderem Bedürftige gelten ließ, mit der Wahrheit der Sprache selbst, welche, von Anfang an verständlich, gleichfalls von dem Zeitworte als dem Verständlichsten ausgeht, wirklich vollkommen zusammentraf. Das Urtheil ist die Seele der Sprache und von jeher in ihr enthalten; es ist ihre ewige Energie, wie Sehen die des Auges. Weit entfernt daher, daß das Urtheil ursprünglich synthetisch aus Elementen zusammengesetzt wäre, zerlegt es sich vielmehr erst in der Folge; und die Wurzel, so lange sie allein steht, will nicht etwa das Schlagen ohne den Thäter oder den Erleidenden, sondern alles zugleich sagen. Auf diesem Standpunkte erscheint der Satz im Larvenzustande; er bewegt sich fortwährend durch einen langen Proceß dem Ziele gegliederter Gestalt zu: jedoch geschieht dies weder zu äußerlichen Zwecken, wie Erhöhung des Verständnisses, oder Erweiterung der Brauchbarkeit, noch auch durch ein mechanisches Mittel der Zusammensetzung, sondern einzig in Folge des allmählichen Herabsinkens eben solcher Satzkerne, die ursprünglich nicht weniger selbstständig gewesen, zu bloßen Gliedern eines andern, an welchen sie sodann immer stärker zur Einheit

hinzuzuwachsen streben. Im Verlaufe dieses Processes wird den Worten in steigendem Maße ihre Selbstständigkeit geraubt, bis endlich ein jedes nur noch im Verhältniß zum Satze bedeutungsvoll bleibt, und sein Inhalt von einem Gesammtausdrucke des Urtheils zu unbewegten, der Anwendung und Vereinigung harrenden Gedankenelementen herabsinkt, welche wir Begriffe nennen. Dieser Verlauf setzt sich die ganze Dauer des Bestehens der Wurzeln bis auf unsere Zeit hindurch fort, und sein Anfang bildet, nach der Innenseite der Sprache betrachtet, eben jene Scheidelinie, die wir von außen her zwischen dem Kerne der Wurzeln und den durch Wortbildungsvorgänge aus ihnen entwickelten Sprachtheilen wahrgenommen haben. Die jüngsten Wandlungen auf bekannten Sprachgebieten zeigen das durchgängig verbreitete Gesetz, alles was gemäß früherer Entwicklung dem Worte eine gewisse Sondereinheit im Satze verleihen konnte, aufzuheben, und zu ihm getretene, ein ihm an sich fremdes Begriffsverhältniß mit ihm zugleich ausdrückende Elemente durch selbstständige Worte zu ersetzen, sobald dieselben zu einer Verwendbarkeit für diesen Zweck gereift, das ist, von ihrer eigenen Begriffshöhe herabgesunken sind. So sehen wir deutlich den Begriff ab im Lateinischen (ab) zur Bezeichnung des Ablativbegriffes, im Englischen (of) zu der des Genitivs, ganz wie de in den romanischen Sprachen und viele andere sogenannte Partikeln, allmählich herabsinken; so daß die Flexion, wie es scheint, auf dem Wege begriffen ist, sich endlich ganz wieder zu verlieren. Einen Schritt weiter rückwärts sehen wir in allen Sprachen durch eine gleiche Herabsetzung des Begriffswerthes gewisse Wörter das vorher auch nicht durch Flexion Ausgedrückte, sondern nur Mitverstandene selbstständig bezeichnen;

wir sehen die sogenannte Copula aus Worten des Daseins, Werdens, Wachsens, Aufstehens hervortreten, indeß die Vorzeit in Sätzen wie: das Kind klein, kein ist und war vermißt hatte. — Es ist eine des Nachdenkens gewiß würdige Frage, auf welchem Wege der Mensch zu dem Begriffe des Und gelangt sei, einer Verbindung zwischen zwei Gegenständen, die nur sein Gedanke erzeugt, und die doch in Wirklichkeit nicht, wie der Sprachlaut sie darstellt, ein Drittes zwischen dem Verbundenen ist. Sollte etwa die Sprache von einer logischen Form in unserem Innern, in welcher auch die Gleichstellung so verbundener Begriffe ihre Stelle findet, abhängig, und demgemäß nicht bloß das von der Außenwelt, sondern eben so sehr das von jenem Schema mit Nothwendigkeit Gebotene wieder zu geben gezwungen sein? Dann aber wäre sie vernunftgemäß, und nach dem Muster der fertigen, ohne sie und vor ihr vorhandenen Vernunft als ihr bloßer Ausdruck, nicht mit und vor ihr entstanden, als ihr Körper und ihre Bedingung. Alle Sprachen zeigen hier mehr oder weniger deutliche Spuren einer älteren Ausdrucksweise, der Aneinanderreihung zusammengefaßter Begriffe ohne verbindendes Mittelglied: bei größeren Reihen ist sie für alle Glieder außer dem letzten noch jetzt gewöhnlich, und auch auf dieses erstreckt sie sich bei stärkerer Erregtheit, z. B. „Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben"; aber Reste des Uralterthums zeigen sie ohne solche Einschränkung. „Sonne, Mond weilet im Zelte — wie Schwalbe, Kranich so klage ich — wie Lamm, Rind zur Schlachtbank geführt", sagten noch die Propheten, zum Theil bis vor einem Jahrtausend mißverstanden, wegen des Gegensatzes zu dem Ausdrucke jüngerer Zeit[58]. In den Vedaliedern aber ist nichts gewöhnlicher als

dieser Gebrauch; desgleichen in der hierin wie sonst alterthümlichen Schriftsprache der Chinesen. Daß er dereinst in allen Sprachen der einzige war, zeigt der allgemeine Ursprung der Verbindungswörter: sie sind nicht von Anfang an geeignet, einfach zu verbinden, sie treten vielmehr zuerst nur zur Vergleichung oder Entgegensetzung im Sinne von sowohl — als auch oder einem ähnlichen, und zwar meist paarweise auf. So ist es mit dem ältesten indogermanischen Worte dieser Art ca, que, τε; so geht das homerische Wort ἠδέ deutlich aus ἠμέν — ἠδέ hervor, welches zwei verschiedene Fälle einander gleichstellt. Das deutsche und bedeutet im Nibelungenlied auch noch wie und welcher. Es wird kaum der Ausführung bedürfen, daß auch oder, in dessen Begriff wir den des und ursprünglich hinüberspielen sehen, von der stärksten Verschiedenheit, nämlich dem eigentlichen Gegensatze, dem entweder — oder ausgeht; daß auch dieses Verhältniß in allen schwächeren Fällen ohne Bezeichnung blieb, und sein Ausdruck sich aus der Doppelgliederung der Gegensätze entwickelt. Das alte vâ, ve ist hiervon ein bekanntes Beispiel. Aber auch in ihrer ältesten und stärksten Bedeutung sind verbindende Partikeln nicht ursprünglich; sie lassen sich entweder, wie die erwähnten, bis zu einer Fürwortfamilie, von welcher sie stammen, oder, und dies trifft wenigere und jüngere, wie z. B. sammt, bis zu Zeitwörtern des Verbindens zurückverfolgen. Hieraus ergibt sich, daß sie nur zufällig im Verlaufe ihrer Entwicklung ihre wortverbindende Fähigkeit erlangt haben, und daß zum Zwecke bloßer Begriffsverbindung niemals ein Wort gebildet worden ist. Wenn wir nun aber genöthigt sind, jedem solchen Entwicklungsverlaufe eine bestimmte Zeit zuzumessen, so führt ein fernerer Schritt uns in den

Zustand zurück, wo zur Verwendung für diesen Zweck noch kein Wort gereift, und also, wovon noch manche alte Liederstelle, vor allem der Chinesen, die Möglichkeit veranschaulichen kann, eine solche Verbindung nur verstanden, niemals bezeichnet war.

Von der Entwicklung der Flexion ist in den indogermanischen Sprachen einer der interessantesten und wohl auch sichersten Fälle die der uralten, durch alle diese Sprachen hindurchlaufenden und in ihnen allen sehr ausgebreiteten, vielfach grammatisch wichtigen Nominativendung s. Diese Endung ist nicht nur in den Wörtern rex, bonus, *πολίτης*, *βασιλεύς* vorhanden, sondern in der Länge des letzten Vocals verborgen auch in *τέκτων*, für *τεκτονς*; nicht nur im gothischen sunus, Sohn, gasts Gast, sondern auch im deutschen armer, gothisch arms, er, gothisch und lateinisch is. Daß dieses s aus dem hinweisenden Fürwort oder Artikel, im Gothischen und Sanskrit sa, entstanden ist — wie auch Benfey annimmt[59] — scheint aus folgendem Umstand hervorzugehen. Der Artikel sa selbst hat, und zwar in Uebereinstimmung mit dem griechischen *ὁ*, gegen alle sonstige Analogie das Nominativ-s nicht: wenn nämlich naras, Mann, so viel ist als nara-sa, Mann der, so konnte sa nicht füglich ein neues s zu sich nehmen, solange dessen Bedeutung unvergessen war. Die Absicht der Nominativendung war eigentlich die Hervorhebung des Subjects durch Hindeutung; das dazu verwandte Fürwort ist selbst nur in diesem Sinne, nur im Nominativ gebräuchlich; es gibt neben dem griechischen *ὁ* kein *όν*, sondern dafür das mit unserem den übereinstimmende *τόν*, ähnlich wie wir im Chinesischen verschiedene Pronomina für die verschiedenen Casusbezeichnungen gewählt

gefunden haben. Was bedeutete dieses demonstrative sa nun ursprünglich? Vermuthlich nichts anderes, als die gleichlautende Vorsilbe in den Sanskritzusammensetzungen sa-bhârja mit dem Weibe, sodara ans Einem Schoße, Bruder, sa-manas desselben Sinnes, sa-dṛiça, ebenso aussehend, ähnlich, sa-kṛit, einmal, oder als das griechische ἁ, ἀ, ὁ in ἁπλόος, einfach, ἅπαξ einmal, ἀδελφός Bruder ὅπατρος, denselben Vater habend; nämlich: zusammen, vereint, das Nämliche oder Gleiches habend, also ganz soviel wie die längeren Formen sam, sama, griechisch ἅμα und ὁμο. — Im Gothischen ist sa sama, im englischen the same der Nämliche; in den slavischen Sprachen hat sam den Begriff selbst entwickelt, von welchem auch unser derselbe ausgeht; und diese Bedeutungen möchten wohl dem Sinne jener subjectbezeichnenden Nominativendung am nächsten kommen, welche dann mit ihrem Hauptwort so viel heißen sollte als derselbe Mann, oder der Mann selbst. Der Begriff des Fürworts sa ist demnach ursprünglich der einer Verbalwurzel, welche ihm ganz gleich lautete, aber den Begriff in sich trug, der noch heute in sammeln, gesammt, zusammen vorhanden ist. — Benfey[60] leitet übrigens von eben der Partikel sa, zusammen, mit, die Mehrheitsendung as (lateinisch es) ab; wenn mit Recht, so muß die Verwendung des gleichen Ausdrucksmittels für zwei so sehr verschiedene grammatische Verhältnisse noch ein besonderes Interesse erregen.

Wenn wir uns alle Flexion etwa auf dem Wege entstanden denken, den solche und ähnliche Beispiele uns vorzeichnen, (wozu wir bei ihrer großen Zahl wohl berechtigt sind), so folgt von selbst, daß alles Grammatische im weitesten und tiefsten Sinne dieses Wortes — Alles was mit den

Wortwurzeln vor sich gegangen, während sie sich aus Urtheilskeimen zu Begriffen umwandelten — Resultat eines vom Laute unabhängigen Bedeutungswechsels gewesen sein muß. Denn ein jeder Laut, der zur Unterstützung einer solchen Bedeutungswandlung verwendet werden sollte, mußte sie selbst erst an sich durchgemacht haben. Es ist undenkbar, daß die Flexion aus Zeitwortbegriffen entspringen und selbst dazu wieder der Flexion bedürfen sollte.

Freilich drängt sich uns hier unausweichlich die Bemerkung auf, daß ein Verständniß ohne Bezeichnung in einer Menge solcher Fälle kaum zu denken ist. Welch eine Gefahr des Mißverständnisses mußte nicht schon eine Art des Ausdrucks mit sich führen, welche Vater und Sohn von Vater oder Sohn zu unterscheiden nicht im Stande war, indem für beides die bloße Nebeneinanderstellung der Hauptwörter genügen sollte! Ist es nicht anzunehmen, daß Irrungen aller Art, welche der Sprechende in Folge zweideutiger Sprachverbindungen von Seiten des Hörers nothwendig erfuhr, ihn alsdann ein Ausdrucksmittel zu ihrer Beseitigung auszudenken reizte? Allerdings mögen die Unterscheidung besonders herausfordernde Gelegenheiten die Anwendung wirklicher Bezeichnung befördert haben, aber da sie dieselben weder geschaffen haben, noch schaffen konnten, so würde die Sprache, so lange sie nicht von anderen Punkten aus ein Mittel für sie entwickelt hatte, ein unvollkommenes Werkzeug der Mittheilung gewesen sein, sofern sie keinen Weg darbot, ein der Vernunft des Sprechenden vorschwebendes Verhältniß in die Seele des Hörenden ebenso begreifbar hinüberzuführen.

Auch lehrt der bloße Augenschein, daß Mißverständniß in der Sprache aller Zeiten wirklich stattfindet und trotz der

höchsten Ausbildung des Ausdrucks mitunter nicht ganz zu vermeiden ist. Umgekehrt kann aber auch der unvollkommenste Ausdruck bisweilen für den Zweck des Verstehens ebenso wie der vollkommenste genügen. Ein Einwohner von Fo-kien, welcher den Arzt, den er zu Rathe ziehen will, mit den Worten bun beng begrüßt [61], denkt, obgleich diese Worte an sich nichts anderes heißen als hören und Namen, dennoch ebendasselbe unter ihnen und wird ebenso verstanden, als ob er den für unsere Auffassung entsprechenden Satz ausspräche: „ich habe von Deinem Namen gehört.“ Beide entgegengesetzte Fälle haben eine und dieselbe Ursache. Die Sprache bleibt der zufälligen und rein äußerlichen Unterstützung mitten in ihrer Vollendung doch immer noch bedürftig, welche von Voraussetzungen aller Art, von der sämmtlichen Umgebung und den Verhältnissen erwartet wird, und ohne welche sie unverständlich werden würde, wie alte Gesänge ohne geschichtliche Erläuterung. Je weiter wir rückwärts gehen, um so stärker ist das Verständniß an die Wirkung solcher äußeren, im Worte selbst nicht anzutreffenden Hebel geknüpft. Während die Sprache sich zuletzt auf die Stufe erhebt, fast ganz auf sich selber ruhen zu können, und eine allgemeine Wahrheit durch sich allein hinlänglich verständlich ist, unter welchen Umständen und aus wessen Munde sie immer vernommen werde, und wer auch der Hörende und Sprechende sei, ja auch wenn Beide nicht sind, sondern ein Blatt mit Lautschrift den Einen wie den Andern in allgemeine Abstracte unbestimmter Persönlichkeiten auflöst: so fallen dagegen in der Kindheit des Ausdrucks alle Umstände des Mitgetheilten, die den Mittheilenden nicht unmittelbar selbst erregen, jenseits der Sprache, und das Maß der Gleich-

gestimmtheit zwischen ihm und seinem Hörer bestimmt allein das des Verständnisses. Da wir nun rückwärts blickend eine immer größere Menge der Mittheilung als bloßen Nebenumstand von dem Kerne des Mitgetheilten abgelöst sehen, so wird es uns endlich wohl auch begreifbar, wenn nichts als das Geschehen selbst noch von ihm übrig, alles Andere aber, sogar der Thäter, von welchem das Geschehende ausgeht, von Seiten des Redenden, als dem unmittelbaren Anstoße, der den Sprachlaut verursacht, fernliegend, verschwiegen, von Seiten des Hörenden aber höchstens errathen bleibt. Dieser Zustand nun muß in einer Zeit geherrscht haben, wo keine Sprachwurzel über den verbalen Sinn hinausging, welcher das Geschehen ohne alle nähere Bestimmung und sonst nichts enthielt. Er ist geeignet, die Vorstellung eines dem unsern sehr ungleichen Verhaltens der Menschen zu einander zu erwecken, da die Verwendung der Sprache fast nothwendig auf den Fall gemeinsamer Anschauung des Besprochenen beschränkt war, und freie Mittheilung als Ersatz des Erlebens, wie er für uns den eigentlichen und unschätzbaren Werth der Sprache bildet, keine Wirkung hoffen konnte.

Die Mangelhaftigkeit des Ausdrucks, die wir für die Urzeit einräumen müssen, läßt sich übrigens auch noch auf eine andere Weise auffassen, wenn man nämlich annimmt, daß der Gegensatz des Verständnisses zwischen Hörenden und Sprechenden damals nicht so sehr groß gewesen sei, weil diese nichts mehr und nichts Bestimmteres sagen wollten, als wozu der damalige Sprachzustand eben ausreichte. Wir selbst finden zuweilen unsere eigene Sprache bei Vergleichung mit anderen theilweise mangelhaft, ohne daß wir doch jemals vorher diesen Mangel gefühlt hatten: was wir nicht sagen

konnten, war uns zu sagen niemals in den Sinn gekommen. Auf der andern Seite sehen wir uns gegen andere Sprachen, namentlich alte, mit der unsrigen vielfach im Vortheil, insofern sie Mittel der Unterscheidung verwandter Verhältnisse besitzt, wie sie jenen abgehen; aber alsdann zeigt es sich deutlich, daß daselbst kein Kampf der Vernunft mit der Sprache, keine Erhebung der Gedanken des Redenden über das Gesprochene stattfindet, sondern er selbst gibt sich leicht als eben so sehr in dem Glauben an die Einheit des von uns Unterschiednen befangen kund, wie es nur immer irgend ein Hörer war. Wenn wir die Schicksale des griechischen Wortes καλός, welches nach unserer Art zu denken schön und gut zugleich bedeutete, durch die Schriften selbst der Philosophen hindurch verfolgen, so werden wir unwidersprechlich finden, daß sogar die wissenschaftlich geschärfte Vernunft die Sprache hier nicht überbot, und Niemand durch das Hören dieses Wortes den Sinn Dessen, der es sprach, vollkommen zu erfassen verhindert werden konnte, da dieser selbst nicht mehr noch minder unvollkommen jene Begriffe unterschied. Uns liegt es fern, den Unterschied zwischen can und may, savoir und pouvoir festzuhalten, den unsere Nachbarvölker machen; die Sprache der Bibel befindet sich gegen uns in Betreff der Begriffe dürfen und können in derselben Lage.[62] Wenn dieß nun bloße Mangelhaftigkeit des Ausdrucks wäre, so würde die reichere Sprache einen solchen Mangel beseitigen und dem beabsichtigten Gedanken zu Hülfe kommen können; allein dies ist so wenig der Fall, daß größerer Reichthum ein vielleicht stärkeres Hinderniß als größere Armuth für die Wiedergabe des Gedankens in einer andern Sprache bildet. Der unbestimmte Ausdruck nähert

sich hier mehr dem einen, dort mehr dem andern unter den trennbaren Begriffen, die er vereinigt, aber er entspricht niemals einem derselben ausschließlich, sondern bringt stets ein Gemisch ihrer aller vor die Seele, welche von diesem Begriffsaccorde eigenthümlich erklingt und oft dunkler und mächtiger zugleich als von jedem seiner Theile bewegt und ergriffen wird. Darum ist es auch nicht möglich, die vedischen und homerischen Gedichte, oder auch die Bibel, wirklich zu übersetzen: denn indeß wir ihnen nothgedrungen eine Schärfe vereinzelten Gedankens leihen, welche sie nicht wollen konnten, entschwindet uns die gewaltige Gesammtwirkung einer Welt naiv vermischter und in einander fluthender Stimmungseindrücke und der Schwung durch keine Verstandessonderung gebrochener Gefühle. In der Armuth und Einfalt der Sprache liegt ein Reiz für uns, der aus der Sehnsucht nach Erlösung von dem Verstande selbst entspringt; und wenn sie daher in dem Zustande völliger Klarheit noch Reste ihrer alten Unfähigkeit des Unterscheidens erhalten hat, so besitzt sie hierin ein wahres Vermögen, die Gedanken zu verbergen, welches nicht nur für die Zwecke theils zart, theils schlau doppelsinniger Feinheit wirksam und wichtig, sondern auch durch unbestimmte Erregung der Empfindung dichterisch bedeutsam ist: denn hierdurch entsteht eine Dämpfung der allzugrellen Helligkeit der Verstandeserkenntniß, welche den des Halblichtes bedürftigen Zauber der Phantasie zerstören würde. Absichtliche und künstliche Unbestimmtheit dieser Art bewirkt also heute nicht sowohl Mißverständniß, als die sanfte Spannung der Ungewißheit oder ein freieres Schwanken der Seele zwischen Möglichkeiten, welche ungeschieden in dem Ausdrucke enthalten sind. Um so mehr mußte ohne Zweifel vor

aller Entstehung von Unterscheidungsmitteln das Vielfache untrennbar zugleich wirkend in dem ungesonderten Begriffe wie im Keime zusammengeschlossen liegen; und es ist gewiß nichts weniger als unglaublich, daß dereinst kein weil und als entschied, noch auch entscheiden konnte, oder der Forderung der Vernunft nach mußte, wo ein da dieselbe zwischen den Anschauungen des Grundes und der bloßen Zeitfolge im Dunkel schweben ließ; daß kein darum und dadurch den Zweck der Entstehungsursache gegenüberstellte, zu einer Zeit, wo keine andere Ursache als zureichend gedacht werden und keine Frage nach einer andern Ursache jemals auftauchen konnte, als die zugleich Zweck oder Motiv war: denn auch die Stoffe, an denen jedesmal die Vernunft sich übt, bleiben stets im Verhältniß mit ihrer eigenen Ausbildung. In unzähligen Fällen ist der Ausdruck des Begriffes des Nämlichen aus einer alten Zeit, verglichen mit dem unsrigen, doch nicht der Ausdruck des nämlichen Begriffes, und das Mißverständniß nicht auf Seiten des damaligen Hörers, sondern auf der unsern, die wir das Eine dem Vielseitigen unterschieben, dem Seelenzustande des Redenden entgegen, welchen zu fassen doch allein Verstehen heißt.

Wollen wir indessen alle Unvollkommenheit des Ausdrucks aus dieser Quelle leiten, und das Mißverständniß aus der Sprache dadurch entfernen, daß wir jede vieldeutige Ausdrucksweise vielmehr als Ausdruck eines unbestimmten Denkens erklären, so werden wir von der Sprachforschung bald auf Sprachmittel von so großer Dunkelheit geführt, daß ein in diesen Mitteln des Ausdrucks wirklich aufgehendes Denken nicht mehr Denken bliebe.

Sowie nämlich die Wurzel keineswegs als solche schon

die letzte Lauteinheit der Sprache in sich darstellte, ebenso ist auch der Begriff vor seinem Zustande als Urtheilskeim durch eine ältere Stufe der Entwicklung hindurch gegangen. Wir dürfen für das Geschehende, welches wir in der Gesammtsumme der Wortwurzeln ausdrückbar vorfinden, jenseits ihrer Bildungsperiode eine Abnahme vermuthen; nur wird, wie das Wort, in so kleine Theile wir die Wurzel auch zerfällen mögen, niemals etwas einfacheres werden kann, als immer wieder eine Wurzel, ebenso auch das in seiner einfachsten Form auftretende Urtheil, sobald wir aus den Begriffen auf dieses als ihren Kern gelangt sind, immer Urtheil bleiben und in nichts einfacheres Anderes aufzulösen sein. Wenn die Verfolgung der Geschichte des Ausdrucks uns bis jetzt auf einen Punkt geführt hat, wo die Bezeichnung alles Umständlichen aus den Sätzen schwindet und nur die des Urtheils allein zurückbleibt, so muß jede weitere Verminderung dieses selbst betreffen und eine Unmöglichkeit nach sich ziehen, jedes Geschehende in demselben Umfange, wie die Verbalwurzeln es gestatten, mitzutheilen. Eine solche Verminderung möglicher Urtheile, nicht bloßes Verschweigen ihrer Nebenumstände, erscheint in vielen Fällen schon auf dem Wendepunkte nothwendig, bei dessen Betrachtung wir hier angelangt sind, wo nämlich die Wurzeln nur noch zum Ausdrucke des Verbalen geeignet waren; vorausgesetzt selbst, daß alle ihre verbalen Bedeutungen in diesem Augenblicke bereits vollständig entwickelt gewesen wären. Denn alsdann konnte nichts derartiges, wie: das Feuer leuchtet, sondern nur etwa anstatt dessen: es brennt und leuchtet ausgedrückt werden, und selbst eine solche Häufung der Urtheile war zur Vertretung von Begriffsverbindungen, wie: das Kind wächst,

das Kind ist groß unmöglich, sofern die Begriffe Kind und groß selbst gleichfalls aus dem Begriffe wachsen hervorgegangen, und also so lange sie sich nicht von diesem getrennt haben, gar nicht mit ihm zu verbinden sind. Nun aber ist es ferner unzweifelhaft, daß eine Voraussetzung dieser Art, nach welcher die Wurzeln ihre verbalen Bedeutungen vorläufig sämmtlich ausgebildet hätten, ehe sie zu Substantivbegriffen übergingen, der Wahrheit nicht entspricht. Außerdem sind auch die verschiedenen Zeitwortbegriffe einer Wurzel nicht alle gleichzeitig entstanden, sondern die einen aus den andern als ihren Ursachen entsprungen, wie denn die erwähnte chinesische Wurzel tschi gewiß nicht zufällig wachsen und hindurchgehen zugleich bedeutet, sondern indem das Wachsen als ein Hindurchbrechen betrachtet und nach diesem benannt ist; und so sinkt denn der Rest dessen, was von einem ganzen Satze wirklich noch im Worte bezeichnet bleibt, augenscheinlich fast auf ein völliges Nichts herab, und die Sprache muß alsbald gänzlich aufhören, überhaupt noch ein Organ der Mittheilung zu sein.

Daß sie hierzu in einer fernen Vergangenheit in der That unbrauchbar gewesen sei, hat sich uns bereits auf anderem Wege aus der Vieldeutigkeit der Wurzeln, welche sich gegen den Anfang der Sprache hin in Alldeutigkeit auflöst, ergeben. Doch nun spricht die Analogie einer hinter der Vieldeutigkeit, welche der Bestimmtheit der Bedeutung vorausgeht, aufs Neue zum Vorschein kommenden früheren Eindeutigkeit, wie wir sie nicht nur an der ältesten grammatischen Begriffsausbildung, sondern soeben auch an der Entwicklung verschiedener Verbalbegriffe aus einander bemerkt haben, sehr bestimmt für die Möglichkeit einer gleichen

Entwicklung aller Vieldeutigkeit überhaupt. Denn da wir gesehen haben, daß Bedeutungszunahme ohne Lautveränderung sehr wohl möglich, ja sogar eben so sehr, wie gleichzeitige Bedeutungsmehrheit bei Lauteinheit, Regel ist, warum sollten die sämmtlichen verschiedenen Begriffe, welche wir in einer einzelnen Wurzel zusammenfinden, nicht auf gleiche Weise allmählich in ihr aus einem einzigen entsprungen sein?

Es ist von Seiten des Begriffes an und für sich ebenso erklärlich, seiner bis hierher überall nachgewiesenen Gleichgültigkeit für den Laut aber nur um soviel angemessener, daß sich die Sprache ihrem geistigen Inhalte nach an einem einzigen Laute vollständig entfaltete, als an mehreren bruchstücksweise. Wenn die wenigen und äußerst einfachen verschiedenen Lautelemente, aus denen die Wurzeln zu einer gewissen Zeit wahrscheinlich bestanden haben, nichts als Variationen eines einzigen sein sollten, so würde eine solche Zurückführung seines Begriffsgehaltes ganz zuletzt an die Stelle der Alldeutigkeit, oder der größten Unfähigkeit der Unterscheidung durch den Ausdruck, die größte denkbare Armuth an Begriffen, nämlich den Besitz eines einzigen setzen: so daß nicht etwa Vieles gleich, sondern überhaupt nur Eines ausgedrückt ward und werden sollte, worauf zunächst Vielheit des Auszudrückenden und erst in der Folge Vielheit des Ausdrucks sich entwickelte. Dies ist aber offenbar, was den geistigen Gehalt der Sprache betrifft, eine Entwicklung fast aus Nichts; und wir werden daher in Wahrheit Einsicht in die Entstehung der Sprache selbst vor uns eröffnet und ihre ersten Ursprünge dem Verständnisse nahegerückt sehen, falls es möglich sein wird, den Vorgang der Entfaltung des Begriffes in den Lauten, und dennoch von den Lauten unabhängig,

aus ihren Gründen zu begreifen, und die unveränderte Geltung des Gesetzes, wonach sie sich vollzieht, auch für jene ferne Urzeit nachzuweisen.

Das eigentliche, in Folge einer solchen Betrachtung hervortretende Grundproblem der Sprache für alle Stufen ihrer Ausbildung und die ganze Dauer ihres Daseins liegt nämlich in dem Gegensatze zweier Thatsachen, welche beide gleich unbestreitbar sind. Mannigfaltigkeit des Ausdrucks ist sowohl für die Möglichkeit der Mittheilung unentbehrlich und durch ihre eigene Höhe Maßstab für deren Umfang, als auch, wie die Erfahrung zeigt, unausbleibliche Folge der Erweiterung des Besitzes an auszudrückenden Objecten; andererseits aber ist nichts in den Lauten aufzufinden oder auch nur vorauszusetzen, wodurch sie vermöge einer besonderen Wahlverwandtschaft des einen für das eine, des andern für das andere Object zu einer solchen erwiesenen Mannigfaltigkeit des Ausdrucks Veranlassung werden könnten. Daß zum Beispiel das Genitivverhältniß zum Zwecke vollkommener Deutlichkeit einer Bezeichnung bedarf, und daß es zu einer solchen, nachdem der Begriff dieses Verhältnisses sich erst entwickelt hat, auch wirklich kommt, sehen wir; daß aber in einem Worte wie etwa tschi ein Mittel zu derselben entsteht, ist augenscheinlich ganz grundlos. Uebergänge aus andern Bedeutungen, zunächst des besitzanzeigenden Fürwortes, liegen vor; man kann zugeben, daß ein Wort mit dieser Bedeutung sich zur Verwendung als Genitivpartikel vorzüglich eignete. Doch wie war es zu jener älteren Bedeutung gelangt? Offenbar wegen einer anderen noch älteren. Nun gibt es aber Wörter genug, in welchen sich dieselbe ältere Bedeutung ohne die jüngeren, z. B. die Bedeutung dies ohne die damit begründete eines Genitivzeichens, oder

Mann ohne dies, wachsen ohne Mann, hindurchgehen ohne wachsen und so weiter findet. Das Wort Greis eignet sich zu seiner gegenwärtigen Bedeutung ohne Zweifel sehr wohl: es bedeutet grau, und der Greis ist grau. Aber warum hat grau nicht eben dieselbe ehrwürdige Bedeutung entwickelt? Wenn hier Absicht überhaupt obgewaltet haben kann, so konnte es nur in so weit geschehen, als die Auswahl bloß unter dem Geeigneten getroffen wurde; aber für die Auswahl selbst ist kein Grund einzusehen.

Und dennoch ist gerade dieses Grundlose das wahrhaft Zweckmäßige, ja unentbehrlich Nothwendige. Denken wir uns, das Wort grau habe schon um dieser seiner eigenen Bedeutung willen auch die des Wortes Greis entwickeln müssen, und die Sätze: der Greis ist grau, der Greis ist nicht grau, werden unmöglich; denken wir uns, ein jedes Zeitwort von der Bedeutung hindurchgehen habe die ganze Entwicklung bis zum Begriffe des Fürwortes sein durchlaufen müssen, so gäbe es kein solches Fürwort. Gerade von der Verschiedenheit des Verhaltens mehrerer Laute hängt die Möglichkeit des Verständnisses eines jeden einzelnen ab. Selbst ein zweideutiges Wort wird nur unter Voraussetzung andersdeutiger anderer verständlich. Wenn tschi der einzige Laut der chinesischen Sprache wäre, so könnte dies Wort niemals als Bezeichnung eines grammatischen Verhältnisses erkannt werden, weil nur die Stellung zwischen zwei Hauptwörtern, die sich in diesem Verhältnisse befinden, es als solche kenntlich macht, diese Hauptwörter selbst also doch einigermaßen verstanden sein müssen, welches bei einer Reihe von beständigen Wiederholungen des Lautes tschi unmöglich sein würde.[63] Ganz dieselbe Unmöglichkeit erfolgte, wenn

noch so viele Laute, aber sämmtlich mit gleich entwickelten Bedeutungen vorhanden wären. Ueberhaupt suchen und finden wir Aufklärung über das Zweideutige wenigstens in dem Zusammenhang, oft selbst der Worte gegenseitig, überall aber der Silben; und im Chinesischen tritt hier noch der merkwürdige Unterschied ein, daß ein jedes Wort in seiner Einsilbigkeit an sich abgeschlossen und sinnvoll, aber wegen seiner Vieldeutigkeit zugleich für sich allein ebenso unverständlich, wie in andern Sprachen ein bloßer Theil des Wortes ist. Gerade darum bedient sich daher diese Sprache des oben erwähnten Hülfsmittels der Begriffsbeschränkung durch Zusammensetzung nicht nur wie wir in Lerchenbaum, sondern auch, und zwar besonders häufig, als Zusammenstellung des Gleich- oder Aehnlichbedeutenden, so als ob wir etwa Schneereif, Reifring bilden wollten. Im Wesentlichen ist diese wie jene Art der Begriffsbeschränkung Kreuzung, wobei das Mehrdeutige sich in einem gemeinsamen Punkte durchschneidet, und so die bestimmte auf diesem Berührungspunkte liegende Bedeutung gewinnt. Auf dies Princip kommt alle wechselseitige Aufklärung zu einem Satze zusammengestellter Lauttheile in allen Sprachen zuletzt zurück. Falls nun alle Laute eine übereinstimmende Bedeutungsentwicklung erfahren hätten, so würden sie sich nicht in einem oder einigen, sondern in allen Punkten berühren, und also durch Zusammenstellung um nichts verständlicher werden. Hingegen ist es auf der andern Seite keineswegs für das Verständniß erforderlich, daß ein jeder Laut von Anfang an eine besondere, ihm irgendwie homogene und gewissermaßen positiv von den übrigen verschiedene Bedeutung gehabt habe, wenn nur negativ, indem gewisse Bedeutungen hier, andere dort sich

nicht entwickelten, ein Unterschied, auch bei wesentlicher und anfangs völliger Gleichheit, möglich ward.

Diese Vermittlung zwischen der erkannten Selbstständigkeit des Lautes wie des Begriffes, und der erfahrungsmäßigen Bestimmung des einen durch den anderen: daß nämlich Begriffsverschiedenheit an Lautverschiedenheit zwar geknüpft sei, aber nicht wesentlich, sondern durch die nothwendigerweise von einander abweichenden zufälligen Schicksale verschiedener Laute, findet noch unter unseren Augen ihre volle Bestätigung in der täglichen Wirklichkeit. Es läßt sich in lebendigen Vorgängen um uns und nachweisbar in der Vergangenheit überall beobachten, wie Laute, nachdem sie aus einer einzigen ursprünglichen Form durch verschiedenartige Abweichung in mehrere zerfallen sind, alsdann von diesem Augenblicke und weiter, wie dies nicht anders zu erwarten ist, eine mehrfache Entwicklung ihres ursprünglichen Begriffes erfahren, insbesondere aber dessen Inhalt unter sich vertheilen, ohne daß die besondere Form des Lautes mit dem besonderen Inhalte an Begriffen in einem näheren Zusammenhange stünde. Beet zum Beispiel ist nichts als eine abweichende Aussprache des Wortes Bett, von dem es sich bloß im Neuhochdeutschen unterscheidet; Dinte nennen wir nur den Färbestoff zum Schreiben, Tinte hingegen wird von Gemälden gebraucht, obwohl beides Entlehnungen aus dem lateinischen Worte tincta sind, welches jeden aufgestrichenen Färbestoff bezeichnet [64]; die Unterscheidung zwischen daß als Bindewort und das als Fürwort und Artikel stammt erst aus dem sechzehnten Jahrhundert. Und wenn es hier etwa scheinen könnte, als handle es sich um absichtliche Unterscheidung durch Veränderung des Lautes, so ist es doch wenigstens in

Beispielen wie Lande gegen Länder unverkennbar, daß kein Gegensatz der Dinge in der Außenwelt eine nothwendige Scheidung der Formen, sondern nur die Verwendung einer doppelten Form eine zufällige Spaltung des Gebrauches in einen edleren und unedleren Theil herbeigeführt hat. Ebenso verhält es sich mit dem Gebrauch von Gesichte für Erscheinungen, welches ehedem ganz eben dasselbe wie Gesichter hieß. Von Ableitungen eines und desselben Stammes, welche in ihrer Bedeutung verschieden bestimmt sind, leuchtet es in unzähligen Fällen schon durch bloße Dialectvergleichung, noch mehr durch Sprachvergleichung ein, daß in der ableitenden Form nichts vorhanden war, was gerade diese Seite des Begriffs nothwendig gemacht haben kann, daß vielmehr der Sprachgebrauch allein dieses Besondere, und zwar in verwandten Sprachen an verschiedenen Wortformen entwickelt hat. Entwicklungsvorgänge dieser Art, weit entfernt sich auf die Gegenwart und jüngste Vergangenheit zu beschränken, erstrecken sich vielmehr in ein entlegenes, kaum zu ermessendes Alterthum. Die Beobachtung der oben dargestellten frühesten Lautumwandlungen zeigt dies hinlänglich. Die blos mechanische Ursache dieser Lautumwandlungen und ihre völlige Unabhängigkeit von allem Geistigen ist festgestellt; es ist gewiß, daß die Wahl organgerechterer Laute zum Zwecke der Vermeidung schwierig gewordener Verbindungen — z. B. des p oder eines andern Consonanten anstatt einer Anlautgruppe wie kv, oder Wandlung des folgenden Vocallautes, oder endlich spurloser Wegfall der Gruppe — ohne alle Rücksicht auf den Begriff der Wörter, an denen diese Erscheinungen vor sich gehen, statt hat. Nun ist es eine höchst merkwürdige und folgenreiche Thatsache, daß, wie bereits angedeutet, zur

Vermeidung eines und desselben Lautes nicht nur an einem Worte in verschiedenen Sprachen, und an verschiedenen in einer und derselben, sondern selbst an einem und demselben Worte einer und derselben Sprache unter mehreren freistehenden Auskunftsmitteln verschiedene gewählt worden, und so aus einem einzigen Worte mehrere entstanden sind, ohne daß diese Vermehrung in der Absicht der Sprache gelegen hätte. Hier sehen wir nun überall Begriffsscheidung an die Wortscheidung, welche offenbar die vorausgehende von beiden Erscheinungen ist, sich anschließen, obgleich in den besonderen Lauten unläugbar nichts ist, was die besonderen Bedeutungen vorzugsweise veranlaßte. So ist ἄνθος, wie wir gesehen haben, lautlich nichts anderes als ὄνθος und μίνθος; dennoch haben diese die häßlichen Sonderbedeutungen des Kothes, jenes die zarte einer glänzenden Farbe entwickelt. Die Wurzel svar, tönen, die wir oben mit surren und schwirren zusammengestellt haben, heißt in den Vedaliedern: loben; in einigen Kunstausdrücken des Sanskrit, wie svara, Ton, Vocal, Accent, anusvâra, Nachklang, dient sie zur Bezeichnung musikalischer und sprachlicher Laute; im Deutschen ist schwören feierliche Betheuerung; im Lateinischen sermo Gespräch; im Griechischen ῥῆμα jeder Ausspruch, und εἴρηκα ich habe gesagt; im Schwedischen steht neben svårja schwören, noch svara (welches sich mit der Vorsilbe and auch im englischen answer findet): es bedeutet antworten, zuerst wie es scheint von gerichtlicher Verantwortung. Im Slavischen endlich ist svara Zank.

Und in Wirklichkeit bedürfte es nur der Betrachtung aller oben auf lautliche Gleichheit zurückgeführten Lautmannigfaltigkeiten von dieser Kehrseite aus, um einzusehen, wie eine

jede Abweichung von der Einheit des Begriffes in ihnen allen auf dasselbe Princip zufällig verschiedener Entwicklung zurückkommt. Daß in ausgebildeten Wortformen oft außer der Lautwandlung des Stammes auch eine verschiedene Flexion den Begriffsunterschied begleitet, eröffnet, weit entfernt für dessen Ursprung eine Ursache zu bieten, nur eine fernere Seite einer und derselben Entwicklungserscheinung. Denn die Flexionen sind theils für den besonderen Sinn des mit ihnen versehenen Wortes augenscheinlich gleichgültig; theils aber sind sie es wenigstens ursprünglich gewesen, und auch wo wir heute gewohnt sind, entgegengesetzte Schattirungen eines Verhältnisses mit ihnen zu bezeichnen, einst ohne diesen Unterschied verwendet worden. Die Ableitungsmittel auch der reichsten Sprachen schmelzen bei genauerer Untersuchung auf eine sehr geringe Anzahl ursprünglich verschiedener zusammen; die Möglichkeit, verschiedene Begriffe durch verschiedene Ableitungen aus Einem Stamme zu gewinnen, ist anfangs außerordentlich schwach, und wird nur insofern die Wörter sich auf diese Weise beträchtlich vermehren, durch die Gelegenheit der selbstständigen Entwicklung eines jeden, mittelbar befördert; wie denn z. B. G i f t nur G a b e, und durch die lautliche Umbildung der Wurzel g e b außer zu dem participialen Begriffe g e g e b e n in nichts bestimmt ist, und dennoch nur die aus dem Flexionslaute offenbar nicht erklärliche Sonderbedeutung des tödtlichen Stoffes hat. Welcher Grund für die düstere Bedeutung der Worte G r a b und G r u f t kann in ihrer Ableitungsform gefunden werden, der nicht ebenso auch auf G r u b e und G r a b e n anzuwenden wäre? Vergleichen wir das Wort e r k e n n t l i c h mit E r k e n n t n i ß, so ist ebensowenig in der Form der mindeste Grund aufzufinden, warum

das Eigenschaftswort eine Beziehung auf empfangene Dienste angenommen hat und die dankbare Einsicht und Anerkennung derselben bedeutet, ganz anders als das im Uebrigen so ähnliche und nur die Geeignetheit gekannt zu werden bezeichnende kenntlich, während sich das Erkenntniß von die Erkenntniß geschieden und die ganz besondere Bahn zur Bezeichnung richterlicher Entscheidung eingeschlagen hat. — Woraus läßt sich der Begriffsunterschied zwischen Bande und Bänder begründen, dem doch kein größerer Formenunterschied zur Seite steht, als der zwischen Lande und Länder? Woraus die feinen, kaum hinlänglich zu umschreibenden Nüancirungen der Begriffe Band, Binde, Bund und daneben der Gegensatz zwischen Stand und Stunde, ein Gegensatz, so groß wie er im Bereiche abstracter Begriffe nur immer möglich ist? Man betrachte Ableitungsreihen, wie wunderlich, wundersam, wunderbar; ehrlich, ehrsam, ehrbar; fürchterlich, furchtsam, furchtbar; sonderlich und sonderbar; und man wird aus den Ableitungsendungen keine genügende und allgemein zutreffende Erklärung für das Besondere der Begriffsschattirung geben können: es ist in allen diesen Fällen nur Ergebniß zufälliger Entwickelung. Wenn alsdann die Analogie zwischen dem gleichmäßig Abgeleiteten eine gewisse Gleichmäßigkeit der besonderen Verwendungen des jedesmaligen Stammbegriffes, eine Kategorie herstellt; wenn von den Endungen lich und isch die letztere z. B. in kindisch und weibisch das Uebermaß oder das tadelnswerthe Vorhandensein der Eigenschaft bezeichnet, die die erste beilegt; wenn Vocalwandlungen wie *λέγω λόγος*, *νέμω νόμος* von der leidenden Participialbedeutung aus zu abstracter Verwendung gelangen, so sind

alle auf solche Weise gewonnenen Hülfsmittel der Nüancirung der Begriffe erst selbst Erzeugnisse des gleichen, auf zufälligen Schicksalen der Lautformen beruhenden Verlaufes, auch abgesehen von der Sonderung, die der Begriff in der Folge außerdem an jedem einzelnen Worte noch erfahren kann. Von der Bildungssilbe isch können z. B. Völkernamen wie griechisch, oder Wörter wo lautliche Gründe die Wahl der Endsilbe lich verhinderten, wie seelisch, himmlisch, die Unwesentlichkeit der tadelnden Beziehung zeigen. — So sehen wir denn die Flexion nicht nur in den allgemeinen Gang der Begriffsentwicklung keine Aenderung bringen, sondern ihn einerseits zu ihrer Entwicklung voraussetzen, andererseits durch ihre eigene Theilnahme nur fördern. Daß es aber irgendwo innerhalb der Geschichte der Sprache einen Punkt gebe, wo dieses Entwicklungsgesetz seinen Anfang nimmt, und aus einem von ihm verschiedenen hervorgeht, daß mit andern Worten irgend einem ältesten Theile der Sprache nicht mehr zufällige, sondern wesentliche Begriffsbestimmtheit eigen sei, sind wir wenigstens durch Nichts berechtigt anzunehmen, und vielleicht nicht einmal von Seiten der Möglichkeit einzusehen im Stande. Die zufällige Entwicklung ist es, von deren Begreifen die Einsicht in das Wesen der ganzen Sprachgeschichte, und von deren empirischer Verfolgung, wenn sie möglich ist, bis zu ihrem Anfange, die endliche Erkenntniß von dem Ursprunge der Sprache abhängt.

Die Sprache ist begreiflichermaßen von Anfang ein gemeinsames Erzeugniß. Was nur von einem Einzigen empfunden oder wahrgenommen werden kann, würde unverstanden verklingen; und wenn auch der erste Keim des Wortes, wie ein Schrei, auf eine bloße Anregung des Organismus von außen erfolgen konnte, so ist doch Nichts, was wirklich

Sprache heißen könnte, ohne alle Wechselwirkung der Menschen auf einander denkbar. Von welchen Eindrücken der Sprachlaut ursprünglich ausgegangen, und ob er nun, wie Schrei und Gesang, von einer unmittelbaren und wesentlichen Naturwirkung auf das Mitgefühl begleitet gewesen sei oder nicht: so ist ihm doch thatsächlich eine zufällige und anentwickelte Wirkung eigen, vermöge deren er nicht sowohl naturgemäß ergreift, als gleichsam durch künstliche Verbindung an seinen Gegenstand erinnert. Erinnerung nämlich (wo sie nicht bloße Mitleidenschaft zwischen Vorstellungen an sich nahestehender Objecte ist) hat ihren Grund in einem vorausgegangenen zufälligen Zusammenauftreten dessen, was erinnert, mit ihrem Gegenstande; Sinneneindrücke, die sich in der Zeit berühren, gesellen sich wie durch Anziehung, so daß einer derselben in der Folge einen Nachklang ihrer aller bewirkt; die Empfindung des Duftes einer bestimmten Blume kann umgebende Gefühle ein für allemal mit sich verschmelzen, und also deren Nachbild fortan immer mit sich führen; Liederklänge, einmal gehört, wecken dann lange oder wohl während der ganzen Dauer des Lebens, so oft sie wiederkommen, eine an sich von ihnen vielleicht unabhängige, zufällig ihr früheres Wirken begleitende Stimmung und Gedankenerregung; und so führt ein gleichmäßig wiederholter Sprachlaut Alles, was je als Gegenstand der Empfindung mit ihm zusammengetroffen, zugleich wieder empor, und entwirft in der Seele, heller und dunkler, als gewaltigen Hintergrund, die ganze Tiefe ihres bisherigen Erleidens. Von dem Augenblick, da der Begriff Baum dem Menschen etwas zu sein beginnt, tritt alles an einem solchen Wesen Wahrgenommene und unter Wahrnehmung desselben

Erlebte, alle unter ihm erfahrene Noth und Freude, zu seinem Bilde hinzu. Das Nichtaufgefrischte kann allmählich wieder erlöschen, oder doch gegen das beständig Erneuerte in Schatten treten. Das Erlebniß des Einzelnen, obwohl mächtig genug um den Begriff dauernd für seine Vernunft mit Wahn oder für sein Gemüth mit leidenschaftlichen Reizen zu mengen (wie denn z. B. das Hören unschuldiger Worte in Folge zufälliger Begebenheiten Einen oder den Andern in Unmuth oder Trauer zu versetzen pflegt), verschwindet doch für die Gesammtheit und auf einander folgende Geschlechter. Aber das bleibende Erlebniß der Völker kann nicht umhin, die Begriffe wahrhaft umzugestalten und nach der Stärke und Zahl des Wiederkehrenden zu bestimmen.

Jedes Begriffsbild hat gleichsam einen dunkelsten Schattenkern, gebildet durch die am mächtigsten wirksam gewordenen Eindrücke, und umgeben von unendlich abgestuften schwächeren Schattirungen, welche bei den fortgesetzten Einwirkungen der Außenwelt in beständigem Schwanken und Wechseln, Verblassen und Erstarken begriffen sind. Es leuchtet ein, daß keines dieser Bilder dem andern, oder sich selbst in zwei Zeiten, vollkommen gleicht, daß das gleiche Wort kaum zweimal den gleichen Begriff in die Erinnerung ruft. Aus diesem Grunde muß es zu allen Zeiten vieldeutig sein und mit jeder Vermehrung seines Daseins in Zeit und Raum immer vieldeutiger werden. Wenn einer der Stämme eines Volkes, welches in Palmenwäldern gewohnt hatte, fortwandert und Eichenwälder kennen lernt, so wird er nun die Eiche Baum nennen, wie seine Brüder und auch er selbst, wenn er sie wieder sieht, die Palme; und je nach der Gewohnheit des Anblicks wird in dem unbewußten Grunde der Phantasie der von dem Worte

entworfene Umriß der Gestalten wechseln. Um so weniger aber werden verschieden lautende Worte jemals in vollkommenerem Sinne gleichbedeutend sein: jedes derselben, auch wenn sie von Gleichheit des Begriffes ausgehen, schaart eine besondere Reihe von Erlebnissen um sich, welche seine Bedeutung immer mehr von der des andern entfremdet. Liegt es nun in der Natur irgend eines Begriffes, nach verschiedenartigen möglichen Anschauungen in Theile zu zerfallen, wie z. B. der des Baumes in den eines lebendigen und eines verarbeiteten, nämlich des Holzes, so wird es nicht fehlen können, daß die Unterbegriffe sich auf jene gleichbedeutenden Worte allmählich vertheilen, weil nothwendig das eine häufiger dem einen derselben dient, und das andere dem andern. Der Sprachgebrauch hat zwischen Roß und Pferd, sowie zwischen diesen beiden und Mähre einen Gegensatz gemacht; von den beiden aus einer Einheit entsprungenen Formen Odem und Athem wird jenes edler und erhabener, dieses sinnlicher gebraucht. Was wir aber hier Sprachgebrauch nennen, ist nichts anderes als die Gewohnheit, ein Wort in einem gewissen Zusammenhange vorzugsweise zu gebrauchen, obgleich dieser Zusammenhang ihm nicht von Anfang an wesentlich eigen war. Eine solche Gewohnheit erzeugt sich aus dem Zahlenverhältniß des Gebrauchs von selbst. Denn unter mehreren gleichbedeutenden Wörtern, welche alle z. B. eine feierliche sowohl als gleichgültige Anwendung zulassen, muß nothwendig eines zu einer Mehrheit feierlichen Gebrauchs und so zu einem Uebergewichte für denselben gelangen; ein Vorgang, welcher in jüngeren Zeiten die Literatur, in früheren den Kreis heiliger Gesänge, und endlich die zum Wortschrei drängenden gemeinsamen Wahrnehmungen selbst zum Schauplatze hat. Daher ist denn,

obgleich im Einzelnen eine besondere Gestalt des Klanges, eine Erinnerung, welche er begünstigt, oder ländliche Unterschiede zu der Richtung der Begriffsentwicklung durch Sprachgebrauch beitragen mögen, doch im Allgemeinen der Mangel aller Ursachen nach der einen und anderen Seite für sich selbst genügend. Und wenn es ebensowohl möglich gewesen wäre, die Begriffe Maid und Magd umzukehren und dieses als das höhere zu gebrauchen, oder unter den Worten Haut, Fell, Balg, das mittlere oder letzte für den menschlichen Leib zu wählen, so ist doch die Nothwendigkeit irgend einer Wahl zugleich mit ihrer Möglichkeit gegeben, und die, wenn sie einmal begonnen, immer steigende Ueberzahl des Gebrauchs für sie hinlänglich bestimmend. Dies aber ist Zufall; denn keine ursachliche Verknüpfung weist alsdann dem Worte unter zwei gleich möglichen sein Object zu, sondern sein häufigeres Zusammentreffen mit demselben. Und da für einen solchen Zufall überall Spielraum entsteht, wo ein Wort aus irgend einem Grunde dem Laute nach in mehrere verschiedene zerfällt, so läßt sich schließen, in welch ungeheurem Umfange die Vertheilung besonderer Bedeutungen auf die gesonderten Laute in der Sprache durch bloßen Zufall möglich ist. Ja dieser ist als das wahre und einzige Princip der Vertheilung der Bedeutungen auf die Sprachlaute zu betrachten.

Wenn ich sage, die Entwicklung, von welcher hier die Rede ist, erfolge zufällig, so glaube ich die Frage nicht umgehen zu dürfen, was der Zufall überhaupt sei? und das um so weniger, als Zufälligkeit nicht blos in diesen besonderen, auch an sich schon großartigen Gegenstand, sondern in Alles was sich entwickelt, und also Alles was wird, und also Alles was ist, auf allen Punkten der Zeit und des

Raumes unauflöslich verflochten, und daher ein immer wiederkehrendes Theilproblem der ewig vor uns entfalteten Aufgabe des Welträthsels ist. Hier aber begegnet uns zunächst als eine vielgehegte Meinung die völlige Läugnung alles Zufalls, oder die Behauptung, daß Nichts zufällig geschehe; eine Meinung welche, wie ich glaube, nicht nur irrig ist, sondern ohne mißbräuchliche Anwendung des zweifelnden Vermögens der Vernunft wohl gar unmöglich wäre. Sie beruht auf einer unrichtigen Schätzung des Gehaltes von Wirklichkeit, welche dem Begriffe im Allgemeinen zugeschrieben werden muß, und geht von der Voraussetzung aus, als sei überhaupt irgend etwas nicht vorhanden, das heißt, als bestände irgend ein Begriff ohne alle Wirklichkeit seines Objectes, welches undenkbar ist. Zwar ist das Denken mit dem Sein keineswegs identisch, noch auch der Begriff das einzige, oder auch nur (wie Plato glaubte) das wahrste Abbild der Wesenheit der Dinge; aber irgend eine Ursache muß hinter jedem Begriffe nothwendig in den Objecten liegen, da das Subject eines, die Begriffe vielfach sind. Wenn auch nicht, wie die Menschen lange, von dem Worte unbedingt beherrscht, zweifellos zu glauben gedrungen waren, der Inhalt eines jeden Begriffes ein Sonderdasein unter den Dingen hat, wenn auch Schönheit an sich nirgends ist, so muß doch Schönes sein und allem andern unterscheidbar gegenüberstehen, damit der Begriff in einem Subjecte aufsteige und an irgend einem Objecte vorzugsweise hafte. Hierbei ist es gleichgültig, ob das Object nur für die Sinne und durch sie sei, und ob es daher, von anderer Seite betrachtet, blos subjectiv durch unseren Bau, so wie es für uns ein für allemal ist, zu Stande komme oder nicht: denn nicht das ist Realität für den Begriff, daß

sein Gegenstand rein, das heißt gelöst von aller Wechselwirkung mit unserer Besonderheit, sondern daß er überhaupt außer dem Begriffe, und sei es nur in der Sinnesempfindung, vorhanden ist. Wir werden daher nicht sagen, daß dem Begriffe grün keine objective Wahrheit unterliege, so lange eine unter bestimmten Bedingungen erscheinende bestimmte Erregung wirklich ist, die diesen Namen führt; darum dürfen wir aber dennoch die Wirklichkeit des Blattes nicht verneinen, von welchem aus jene Erregung veranlaßt wird, wenn das Blatt auch nichts anderes sein sollte, als die Summe aller Eigenschaften des Dinges in der Einheit ihrer Wirkung. Der besondere Begriff muß, als eine Aeußerung der Vernunft auf eine besondere Wirkung von außen her, uns bei der Aufsuchung der Quelle dieser Wirkung Spur und Führer sein. Die Behauptung, daß es kein Grün gebe, wäre unwahr, nicht nur für ein Subject, das vom Grün qualitativ anders als vom Roth erregt wird, sondern auch für die Vernunft, der einzig die quantitativen Unterschiede der Schwingungszeiten gelten. Bei Gegenständen der sinnlichen Anschauung sind wir der Gefahr einer solchen idealistischen Verirrung nicht eben sehr ausgesetzt; die abstracteren, unsinnlicheren Begriffe hingegen, wie z. B. Willensfreiheit, sind wir leichter bereit, kurzweg zu verläugnen, sobald sie um unserer sonstigen Grundansicht willen schwierig werden. Aber die willensfrei genannten Vorgänge müssen sich von den unfreien, die zufälligen von den nicht zufälligen um der Verschiedenheit der Auffassung willen in irgend etwas unterscheiden, welches Etwas aufzusuchen und auf seinen wahren Werth zurückzuführen vielmehr als zu verbergen oder zu bestreiten, die Aufgabe der sich selber und das Weltall prüfenden Erkenntniß ist.

Eine Untersuchung dieser Art, welche aus dem Begriffe selbst sein Object aufzufinden strebt, ist immer empirisch, der Gegenstand sei, welcher er wolle. Wir dürfen nicht glauben, die Kritik der Vernunft oder einzelner ihrer Theile, zum Beispiel ihres Vermögens causaler Anschauung, liege eben darum jenseits der Grenzen der Erfahrung, weil diese Theile selbst, diese Anschauung des Ursachenzusammenhanges nicht durch Erfahrung gewonnen, sondern allerdings vor ihr vorhanden und insofern über sie erhaben sind. Das Bewußtsein, daß die Vernunft ist, daß sie causal anschaut, daß sie überhaupt Bestimmtes auf eine bestimmte uns bekannte Weise thut oder erleidet, ist darum nicht minder aus Erfahrung von ihr entsprungen; die Erkenntniß ihrer Verrichtungen ist von einer empirischen, auf ein bestimmtes, unseren Blicken zugängliches Wesen gewendeten Beobachtung abhängig; die Frage, ob und wann sie erfahrend oder erfahrungsfrei erkenne, ist ihrerseits nur durch Erfahrung zu entscheiden. Der Grundirrthum, als ob es widersinnig wäre, zum Zwecke dieser die Erfahrung prüfenden Zergliederung sie selbst zum Werkzeuge zu nehmen, die Verwechselung des Vernunftobjectes mit dem Vernunftsubjecte, hat die Kritik des Denkens in eine unlösliche Verwirrung geführt, und den Versuch derselben in der Ausführung fast gänzlich scheitern lassen. Denn der speculative Weg auf einem Gebiete, von welchem auch das allgemeinste und unbestimmteste Wissen nur durch Erfahrung vermittelt wird, ist nicht nur falsch, sondern unmöglich, und bloß Selbsttäuschung kann uns vorspiegeln, a priori über Dinge geurtheilt zu haben, welche in den Bereich der Urtheile a priori so wenig, wie Töne in den des Geschmackssinnes fallen. Wie sehr aber die

beständige Behandlung eines Gegenstandes der Erfahrung, als ob er nicht empirisch wäre, und somit die beständige Verschmähung aller Empirie zu seiner Kenntniß, in die Irre führen müsse, ist leicht ersichtlich. Um so gewisser werden wir daher die Frage nach dem Wesen des Zufalls, das ist, nach den Motiven der Unterscheidung zwischen dem Zufälligen und Nichtzufälligen und nach den Objecten beider Begriffe, auf die empirische Selbstprüfung zurückzuführen haben: welche Vorgänge in diesem Worte von uns unterschieden werden oder ursprünglich unterschieden worden sind?

Nun scheint schon dem ersten allgemeinen Eindrucke nach in dem Begriffe des Zufalls eine gewisse Verneinung der Causalität enthalten zu sein; und von dieser Seite aus ist, um der Allgemeinheit des Gesetzes der Ursachen willen, welchem eine solche Verneinung widerspräche, diesem Begriffe die Wahrheit abgesprochen worden, indem nur Unwissenheit über die Ursachen eines Ereignisses die Menschen glauben machen konnte, es sei für dasselbe gar keine Ursache vorhanden. Allein, was diese Unwissenheit betrifft, so sind uns zu allen Zeiten und bis heute die Ursachen unendlich vieler Erscheinungen unbekannt geblieben, ohne daß wir uns des Suchens nach denselben um der Voraussetzung willen, daß sie keine hätten, etwa überheben zu dürfen glaubten: und auf der andern Seite können wir sehr wohl einem Gegenstande, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, jede Ursache absprechen, ohne ihn darum für zufällig zu erklären; wie denn niemand die Gottheit, die er als nicht verursacht denkt, zufällig, sondern gerade darum nothwendig nennen wird, welches den vollen Gegensatz des Zufälligen bezeichnen soll; noch auch jemand die Eigenschaft der Körper, ausgedehnt zu sein, zufällig,

sondern wesentlich, eben weil sie keiner Zurückführung auf Ursachen bedarf und keine zuläßt. Die Anschauung des Zufalls setzt also vielmehr die der Causalität und ihre Gültigkeit für das Zufällige voraus, ja die Ueberzeugung in Betreff der wahren Ursache einer Erscheinung kann erst über ihre wirkliche Zufälligkeit entscheiden. Zufällig kann eine Thatsache nur in Beziehung zu einer andern heißen, von welcher sie verursacht werden könnte. Wenn z. B. Mehrere nach dem Genusse der gleichen Speise sterben, so wird dieses Zusammentreffen zufällig sein, wenn die Speise nicht Todesursache gewesen, eben weil sie es hätte sein können. Zufall ist der Schein causaler Abhängigkeit von etwas Bestimmtem, und zwar in sofern er mit einer gewissen Verwunderung als Schein erkannt wird. Da zeitliche und räumliche Verknüpfung nothwendige Vorbedingungen der causalen sind, so daß sich zwar viele Vorgänge in der Zeit und im Raume folgen mögen, ohne causal verknüpft zu sein, nicht aber umgekehrt; so sind es gerade solche Vorgänge, welche den Schein der Causalität an sich tragen können. Dieser Schein und somit, wenn er falscher Schein ist, der Zufall, wird um so größer, je häufiger das zeitliche und räumliche Zusammentreffen. Hierdurch ist aber immer nur ein unvollkommener Schluß aus der Häufigkeit auf die Beständigkeit möglich, wobei ein einziger Vorgang vernichten kann, was Millionen begründeten, und eine bestimmte Verneinung der Zufälligkeit würde uns daher in keinem einzigen Falle zustehen, wenn es nicht irgendwo eine unmittelbare Gewißheit der Verursachung gäbe, welche nicht erst auf den Ablauf der Ewigkeit warten muß, um vollkommen zu werden, wie alle Empirie, sondern sich selbst genügt, wie erfahrungsfreie Erkenntniß.

Diese Gewißheit findet statt, wo ich selbst Ursache bin. Denn obgleich es immer noch zweifelhaft sein kann, ob denn auch ich gethan, was ich gewollt, und ob nicht etwa der scheinbar erschlagene Feind nur zufällig gleichzeitig gestorben sei, so bin ich mir doch wenigstens dieses Einen unumstößlich bewußt: gewollt zu haben. Die absichtliche Bewegung liegt jenseits aller Empirie. Keine Empirie kann uns darüber belehren, daß wir unsere Glieder in Folge des Willens bewegen; denn der Wille ist der innere Reflex unserer Bewegungen selbst, außerdem aber gar nicht erfahrbar. Wenn also auch der Erfolg der Bewegung, auf welchen sich stets die Absicht richtet, freilich nur empirisch als solcher bekannt ist, so waltet doch über die Verursachung überhaupt kein Zweifel: denn daß die Absicht Ursache sein kann, ist uns über allen Zweifel gewiß. Daher ist Absichtlichkeit die unmittelbar gewissest e Causalität, und zu ihr vor allem Zufälligkeit Gegensatz. So konnte die Entstehung der Welt zufällig genannt werden, das ist: nicht durch Absicht hervorgerufen; eine Ansicht, welche den bloß causalen Ursprung keineswegs ausschließen sollte, übrigens aber weder wahr noch falsch, sondern sinnlos ist, weil die Anschauungen sowohl der Absichtlichkeit, als der Causalität, und folglich auch der Zufälligkeit, auf die Entstehung der Welt selbst gar keine Anwendung erleiden. Es ist nämlich auch hier nicht zu vergessen, daß Zufall nicht das Unabsichtliche überhaupt, sondern der falsche Schein der, jedenfalls also doch denkbaren, Absichtlichkeit heißt.

Diesen Schein, über dessen Wahrheit oder Falschheit in Bezug auf uns selber das eigene Bewußtsein uns belehrt, trägt jede einzelne Handlung an sich, deren Erfolg dem Willen oder Wunsche entspricht; sowie jede Reihe von Handlungen,

die zu einem und demselben Erfolge zusammenstimmen. So scheint das Zusammentreffen mit einem Freunde absichtlich, aber auch das wiederholte mit einem Gleichgültigen: denn eine mehrfache Verknüpfung in Zeit und Raum erweckt den Schein der causalen, welche für willkürlich bewegte Wesen Absicht ist; und die Entstehung eines Kunstwerkes, welche der Erfolg vieler nach einem gemeinsamen Ziele gerichteter Bewegungen zu sein pflegt, ohne Absicht, ist ein fast unendlicher, das heißt, unmöglicher, weil in Nothwendigkeit umschlagender Zufall.

Nach dem Gesagten könnte es nun scheinen, als ob die Vorstellung von der Zufälligkeit eines Ereignisses überall auf ursprünglicher Mißkennung seiner Ursache beruhe, und zugleich mit dieser Mißkennung verschwinden müßte. Es ist aber nicht so, sondern die Verwunderung über den Schein der Causalität wird gerade um so größer, je mehr wir von ihrer bloßen Scheinbarkeit durch Einsicht in das wahre Ursachenverhältniß überzeugt werden. Der Schein der Causalität kann nämlich niemals aufhören; er beruht auf der Nöthigung der Vernunft selbst, Causalität vorauszusetzen, wo sie nicht ist; er führt auch jenen tiefen und ewigen Widerspruch zwischen der Forderung der Vernunft und der Leistung der erfahrbaren Wirklichkeit, von welchen jene will, daß Alles nothwendig und Nichts blos möglich sei: diese aber ganz im Gegentheil nichts Nothwendiges, sondern allein Mögliches gewährt. Wir fragen ewig nach Ursachen und müssen ewig fragen; aber die Natur gibt uns niemals Antwort, sondern nur Stoff zu neuer Frage, und die Welt kann, was wir wollen, uns nicht geben: denn die Vernunft will Einheit, die Welt aber ist mannigfach. Und da alle Mannigfaltigkeit

der Dinge zuletzt nur zeitlich und räumlich ist, so bleibt die Eine ewige Frage, welche immer wiederkehrt, immer an die Welt gerichtet, immer leer und ohne Antwort in unsere Vernunft zurückfällt: warum jetzt hier? So unbegreiflich es uns ist, daß jedes einzelne Geschehen ebensowohl um eine Ewigkeit früher oder später, um eine Unendlichkeit im Raume getrennt hätte erscheinen können, und dennoch ganz grundlos eben hier erscheint, so gewiß entzieht sich gleichwohl das Individuelle in der Bewegung der Nothwendigkeit, und sehen wir die Causalität an der Zeit und an dem Raume scheitern. Nun aber ist das Wann und Wo der Ereignisse für ihr Wie, Was und Ob nicht gleichgültig; denn vieles geschieht nur durch den Ort und Augenblick und würde in einem andern unterbleiben: dies also ist gänzlich ursachlos, es ist wahrer und absoluter Zufall. Je wichtiger, das ist, stärker gewollt oder nicht gewollt, ein solches Ereigniß ist, je mehr wir also sein Nichteintreffen fürchten oder wünschen, um so leichter und lebhafter suchen wir nach der Ursache und wundern wir uns, anstatt ihrer den Mangel aller Ursache zu finden. Denn hätte es nicht anders kommen können, so fragen wir fürchtend oder wünschend, da keine Nothwendigkeit und Ursache vorhanden war, die es gerade so geschehen ließ? Und wahrlich hätte es so kommen können, daß Derjenige, welcher in dem Augenblick über einen Bergpfad gegangen, da eine sich oberhalb desselben lösende Masse herniederstürzte, nicht in diesem Augenblick zu jenem Orte, seinem Verderben entgegen, gewandert wäre; denn obgleich die beiden Wesen bis in alle Ewigkeit rückwärts ihre Gründe hatten, sich so zu bewegen, und das Gestein in einer langsam entwickelten Reihe der Nothwendigkeiten wuchs und alterte und fiel, der Wanderer aber

nach unverbrüchlichen Gesetzen, sowohl im Zusammenhange mit einer unabsehbaren Kette vorgängiger Geschlechter bisher lebte, als auch nun wollte und kam, so liegt doch keine gemeinsame Nothwendigkeit der Vollendung dieser beiden Reihen in einem einzigen Augenblicke vor, und dennoch ist eben dies Zusammentreffen in der Zeit, welches die Vernunft keiner Nothwendigkeit unterordnet, allein die unmittelbare und eigentliche Bedingung jenes Todes. Dieser Erfolg nun, würde er nothwendiger gewesen, oder auch nur um des Mangels der Nothwendigkeit willen etwa mit Recht weniger überraschend zu nennen sein, wenn der Bergsturz nicht einem Menschen, sondern einem Käfer, oder auch selbst leblosen Stoffen zerstörend begegnete? Irgend eine Masse mußte er freilich aus ihrer Lage rücken: dies ist nothwendig. Aber daß er gerade diese traf, daß diese und keine andere Kugel an dem Punkte der Urne liegt, den die Bewegung des Loosenden berührt, welche es auch immer sei, ist jedesmal zufällig, und der Vernunft zufolge hätte es anders kommen können. Denn die Vernunft, von der Natur des einen Wesens ausgehend, vermag nur das Allgemeine seiner Wirkung zu bestimmen, und läßt das Besondere, welches von der Natur der begegnenden Wesen abhängig ist, unbestimmt. Die Erwartung der besonderen Wirkung ist nicht nur aus den Erwartungen der möglichen Wirkung eines jeden der besonderen zusammentreffenden Dinge zusammengesetzt, sondern sie bedarf außerdem auch noch der Erwartung ihres wirklichen Zusammentreffens selbst. Es ist nicht genug, zu wissen, daß der Sauerstoff, dem Stickstoffe begegnend, Luft, dem Wasserstoffe begegnend, Wasser erzeuge, um den Regen vorauszusehen, sondern man muß auch wissen, daß er dem Wasserstoffe wirklich begegnen werde.

Dies könnte nun freilich für gewisse Zeiten und Oerter aus dem bekannten früheren Aufenthalte jener Stoffe geschlossen werden. Ja, da die Begegnungen der Himmelskörper, nachdem ihre Bewegungsgesetze erkannt worden, Berechnung zulassen, so kann die Frage entstehen, ob, nach Anwendung gleicher Erkenntnisse auf das ganze Weltall, die Begegnung der Hand mit der Kugel in der Urne sich nicht eben so bestimmt vorausberechnen lassen, und auf diese Weise aller Zufall ganz und gar in Nothwendigkeit aufgelöst verschwinden würde? — Allein auch alle Kenntniß derjenigen individuellen Eigenschaften zum Beispiel der Planeten, welche zur Bestimmung ihrer Bahnen hinreichen, würde uns nicht in den Stand setzen, etwa den Zeitpunkt einer Conjunction vorauszusagen, falls nicht die wirkliche gegenseitige Stellung der Himmelskörper in irgend einem Augenblicke gleichfalls gegeben ist. Diese Stellung nun ist ihrerseits nicht minder zufällig, als die Conjunction selbst, so daß höchstens nur eine Zufälligkeit auf die andere, eine bekannte auf die unbekannte, den Schluß erlaubt, und der Zufall daher, wie die Ursache, zwar immer höher in die Ferne hinausgerückt, aber niemals beseitigt werden kann. Der augenblickliche Aufenthalt eines im Raume bewegten Wesens wird auch falls alle bewegenden Kräfte hinlänglich bekannt sind, doch hiermit nur auf einen früheren zurückzuführen sein, und dieser wieder auf einen früheren; aber der räumliche Gegensatz verschiedener Wesen, auf welchen wir wie auf eine Voraussetzung uns hier verwiesen sehen, läßt sich, obgleich wir nach der Ursache zu fragen gezwungen sind, nicht ferner in Causalität verwandeln, und keine Nothwendigkeit führt uns dahin, um des Aufenthaltes des einen Gegenstandes an einem

bestimmten Orte willen den eines bestimmten anderen an einem bestimmten anderen Orte zu erwarten.

An einem jeden Ereignisse nimmt also zwar einerseits Nothwendigkeit Theil, insofern nämlich unter den gegebenen, ihm zum Grunde liegenden Bedingungen nur eine bestimmte Wirkung möglich, und von der Kenntniß jener Bedingungen aus eben diese Wirkung mit Sicherheit voraus zu erwarten ist; andererseits aber auch zugleich irgend etwas Zufälliges, enthalten in den bedingenden Ereignissen selbst. Darum ist das, was wir Ursache nennen, von einem höheren Standpunkte aus selber Zufall. Ursprünglich und gemeinhin wird dieser Begriff, wie leicht erklärlich, nur für die höchsten Grade dieses Verhältnisses, in Fällen besonderen Scheines der Causalität, nämlich des Scheines einer besonderen Ursache für das Zusammentreffen, und zur Verneinung einer solchen besondern Ursache, wie etwa einer Anziehung zwischen der Hand und dem Loose, angewandt. Der Versuch der Trennung zwischen dem Wesentlichen und Zufälligen in einer einzigen Wirkung zeigt indessen in immer steigendem Maße die Relativität dieser beiden Begriffe und die Ausdehnung, die der letztere dem ersteren gegenüber immer mehr gewinnen muß. Die Bahn des Planeten, dessen Vorübergang vor der Sonne berechnet wird, ist sicherlich eine wesentliche Eigenthümlichkeit desselben, verglichen mit dem Punkte, auf welchem er sich, wie wir empirisch wissen, im gegenwärtigen Augenblicke innerhalb seiner Bahn befindet; aber fragen wir, warum er sich überhaupt gerade in dieser Bahn bewege, so wird dies aus den im Planetensystem vorhandenen Kräften vollkommen erklärlich werden können, vorausgesetzt, daß er, mit einer bestimmten eigenen Kraft begabt, an einem bestimmten

Punkte des Systems einmal vorhanden war: dies selbst aber hat seinen Grund nicht wieder im Planetensystem, und Alle sind gescheitert und werden scheitern, welche die bestimmende Ursache der Planetenbahnen allein in diesem Systeme selber suchen wollten. Vielmehr, welches diese Ursache auch gewesen sein mag, die zugleich die der ganzen individuellen Gestalt des Planeten war, so muß sie sich zur Sonne, dem Mittelpunkte des Systems, zufällig verhalten haben; und eben dasselbe muß auch von der Sonne, einem höheren Ganzen gegenüber, gelten. Ja, wenn wir, die äußere Beschränkung unserer Natur hinwegdenkend, die Möglichkeit voraussetzen, das große Weltganze als ein einziges System zu überschauen; wenn wir das Schicksal der Vernunft vergessen, und für sie, uns wie in süßen Träumen wiegend, die Macht und Fähigkeit erdenken wollen, die letzten Ursachen des Wellenspieles der Ereignisse, welche wir aus nächster Nähe unverwandt betrachtend vor uns sich durchschlingen sehen, in entlegenen oder längst verwehten und in das Nichts versunkenen Weltsystemen aufzusuchen, und die ungeheure Kette des Daseins ganz zu gewahren, von welchen wenige Ringe ein Lichtstrahl mitten in der tiefen Nacht für uns erhellt: so würde in diesem bis an seine Ufer durchmessenen Meere des Weltalls jeder emportauchende Augenblick das ursachlose Geheimniß des Besonderen in sich bergen, und als ein letztes, ewiges alles Geschehen bedingendes und in sich enthaltendes Phänomen allerwenigstens dieses Eine, der V o r z u g e i n e s R a u m t h e i l e s v o r e i n e m a n d e r e n i n d e r Z e i t, für sie übrig bleiben, wie er sich im Herzen der Natur, verhüllt unter bunten Umkleidungen der Sinnenwelt, und vertausendfacht im Spiegel ihrer Täuschungen, doch einfach

an sich selber wiederholt. Eine Welt freilich, aus welcher Veränderung und Verschiedenheit hinweg genommen würde, eine Welt ohne Werden und Anderssein, das Reich des reinen Seins oder zugleich des Nichtseins würde den Zufall so wenig als die Ursache vor uns entfalten; und würde es der Philosophie gestattet sein, den Wunsch der Vernunft zur alleinigen Herrschaft zu erheben, und zu Gunsten der ewigen Wahrheit, welche sie begehrt, und des eigenschaftslosen, wandellosen Wesens der Dinge, welches sie befriedigt, die Wirklichkeit und Mannigfaltigkeit zu tilgen: dann allerdings würde das Räthsel der Entwickelung entschwunden, und mit dem Wechsel der Erscheinung, mit dem Kreislauf des Entstehens und Vergehens, die Zufälligkeit erloschen sein. Aber was vermögen wir durch Denken und Wollen gegen die unvertilgbare Gewißheit, mit der das außer uns Befindliche seine Gegenwart uns stürmisch verkündet, und was soll es uns, die Befriedigung der Wünsche zu erträumen und den Schmerz, den die erfahrbare Außenwelt dem inneren Bau des Denkens kämpfend bereitet, vor uns selber zu verbergen, so lange kein menschlicher Tiefsinn das ewig Erstaunenswerthe sich verläugnen kann, daß Etwas ist? Wir sehen Individuen vor uns entstehen, Völkergestaltungen einen empirischen Raum in der Vergangenheit erfüllen; nebelhaft steigt aus der Dunkelheit eine Zeit für uns empor, wo auch das Menschengeschlecht zu sein begann; Thiergattungen treten, eine nach der anderen, in den Sehraum sterblichen Daseins, und ziehen vorüber; die Erde erscheint, dereinst unsere Mutter, eine Dunstkugel im Aether; die Sonne, und die Sonne unserer Sonne, und was wir in Entfernungen, mit denen kaum die Phantasie noch spielt, sehen und nicht sehen, ist geworden. Es ist vergeblich für die Vernunft, zu läugnen;

vergeblich vor dem Kampfe, den die Wirklichkeit ihr bietet, sich zu flüchten: möge sie ihn immerhin, so wie sie muß, beginnen.

Die Natur muß sich, dies ist nicht zu verwundern, in undurchdringliche Finsterniß für uns hüllen, so lange wir von ihr verlangen, daß sie sei und beharre, indeß sie wird und wächst, und nicht bloß fließt und sich verändert, sondern sich entwickelt und ewig erschafft. Umsonst ergründet die Physiologie die mechanischen, physischen und chemischen Gesetze des thierischen Organismus; auch wenn sie sein innerstes Triebwerk erkennt, wird sie ihn nicht begreifen, und hinter den zu einem Gesammtbau erstaunlich zusammenwirkenden Bedingungen wird sie verwundert nach einem Grunde, der ihr Zusammenwirken selbst veranlaßt, außerhalb suchen, oder machtlos nach einem übernatürlichen Bereiche zweckmäßig schaffender Gewalten um Hülfe schauen. Ob es Wille, Geist oder Instinct sei, oder Electricität, oder das Räderwerk eines Automaten, wodurch ein Thier, um den in den Functionen des Lebens sich verzehrenden Stoff seines Leibes zu ersetzen, eine Beute erspäht, erjagt und erfaßt, dann sie schlingt und verdaut und in Blut für sich verwandelt, und ob wir die unübertrefflichen Kunstwerke, in denen alles dieses vor sich geht, auch ebenso vollkommen, als die von uns selbst gebauten, in ihrem Ineinandergreifen kennen lernen: der Mechanismus ist nicht, weil eingesehen, auch erklärt. Das Thier sieht seinen Raub, weil das Auge zur Auffassung der Gestalten optisch vorbereitet ist; es hascht ihn, weil das Bild, einmal entworfen, oder ein gewisser Geruch, einmal empfunden, Lust und Bewegung unfehlbar durch mechanische Verknüpfung rege macht; es assimilirt sich seine Speise, weil seine

körperliche Gestalt, nachdem sie mit ihr in Berührung getreten, sich gar nicht anders gegen sie verhalten kann. Aber warum ein Auge vorhanden, und zwar ein solches, welches Bilder der Gestalten entwirft, warum der Sinn mit der Bewegung so verknüpft und der Bau zu dieser umgestaltenden Wirkung auf äußere Stoffe organisirt sei, — diese Fragen sind aus der Betrachtung der Körper und aus der vollkommensten Erforschung ihrer Gesetze nicht lösbar, sogar unter Voraussetzung der Kenntniß, wie das Auge sich aus Blut beständig neu entwickelt, ja der Einsicht in das Wachsthum und die Bildung des ganzen Baues von dem ersten Augenblick seines Entstehens an. Denn Stoffwechsel und selbst Keimentwicklung sind von der vorhandenen Organisation bedingt, und erklären ihre Wiederkehr nur durch sie selber. Der Stoff organischer Körper erklärt für sich allein nicht ihre Form; die Anzahl der Atome belehrt uns hier nicht, wie an Krystallen, über ihre relative Ordnung im Raume: die Zeit ist es, welche diese Ordnung schuf, indem in ihrem Verlauf an das bereits Verbundene das eine früher, das andere später zutrat. Sowie alles Organische ein Alter hat, und eben darum nicht gemacht werden kann, weil nichts anderes die Abstufung verschiedener Dauer der Wechselwirkung unzähliger Elemente zu ersetzen vermag, wogegen ein einfacher Vorgang, wie die Wasserbildung, sich leicht in jedem Augenblicke vor uns wiederholt, so macht auch keine Wissenschaft unveränderlicher Naturbedingungen, unter welchen sich die Erscheinungen fortwährend verschwistern, das Lebendige begreiflich, ohne Beobachtung jenes zeitlichen Verlaufes, welche ebenso streng empirisch jeden Augenblick verfolgt, als die Natur in einem jeden bloß zufällig das nicht Erforderte zur Wirkung und Umgestaltung zuläßt.

Und zwar ist es keineswegs bloß die Gestalt des Organischen, zu deren Begreifen eine solche Wissenschaft der Geschichte erfordert wird, sondern eine jede, die aus vielfachen, nicht selbst wieder von einander abhängigen Wirkungen gebildet ist. Darum sind wir über die Gestalt des Erdballs nur durch eine Kunde von seiner Vergangenheit, wie die Geologie, die einzige bis jetzt versuchte geschichtliche Naturwissenschaft, zu belehren, welche freilich, wie der bei weitem umfangreichste Theil aller Geschichte, nicht unmittelbar beobachtet, sondern nur nach der Analogie des Beobachteten aus den vorhandenen Erfolgen rückwärts erschlossen werden kann. Selbst der allgemeine Umriß der Erde als Himmelskörper, ihre Abplattung und bloße Kugelartigkeit, wird erst durch die geschichtliche Voraussetzung ihres dereinst flüssigen Zustandes erklärlich. Was aber von einem einzigen Gliede des Planetensystems gilt, muß ohne Zweifel auch von der Gestalt des ganzen Systems gelten, welche ihrerseits alle in ihm herrschenden Bewegungsgesetze bestimmt. Aus diesem Grunde ist es nicht zu verwundern, wenn die Astronomie die Bewegung der Planeten, wie die Physiologie die der Organe nicht wahrhaft zu begründen vermag, so lange sie nur Mechanik des Himmels sein will, und nicht Geschichte. Aber eben weil der Mechanismus es ist, welcher selbst nicht wieder durch seine eigenen Gesetze zu begreifen ist, sondern durch die Gestalt; die Gestalt aber, je zusammengesetzter, das ist, je unregelmäßiger, um so mehr nur durch Geschichte: so ist eben darum diese Art der Forschung für diejenigen Gestalten und Mechanismen, welche unstreitig die zusammengesetztesten und künstlichsten sind, nämlich die Organismen, mehr als für alles andere unentbehrlich. Auch der verwitterte Fels und

das bespülte Meeresufer tragen auf unzähligen Punkten ihrer äußeren Gestalten die Spur des Zufalls an sich; auch der Halm, den der Vogel in sein Nest verflicht, und der Baum, welchen der Mensch zu seinem Gebrauche in widernatürliche Formen schnitzt, verfallen einem Schicksal. Was auch immer durch ein wollendes Wesen seine Gestalt empfängt, erleidet etwas Zufälliges, so sehr auch die gewollte Thätigkeit, an dem wollenden Gegenstande selbst betrachtet, und die Gestalt als Plan, ohne Rücksicht auf den bestimmten Stoff ihrer Verwirklichung, das Gegentheil des Zufalls ist: denn warum mußte eben dieses sich diesem Willen darbieten, und innerhalb der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit in den kleinen Bereich des eben Wollenden gelangen? Aber nichts gleicht an Umfang, Dauer und tiefer Wirksamkeit den Umgestaltungen, welche lebendige Mechanismen durch Zusammentreffen mit unzähligen und verschiedenen Wesen von oft unglaublich schwacher eigener Wirkungskraft auf der niedrigsten wie höchsten Stufe ihrer Entwicklung erleiden. Licht, Luft und Nahrung bestimmen die Daseinsformen von Pflanzen oder Thieren so oder anders. Wo dann das Thier zu einer gewissen Höhe emporgestiegen ist, entspringt in der Wahrnehmung und ihren Folgen ein neues Reich des Erleidens von der Außenwelt, je nachdem sie zufällig mit dem zur Wahrnehmung Geeigneten zusammentrifft. Und während Assimilation und Sinnenwahrnehmung die Theilnahme lebendiger Wesen an dem unzählig Verschiedenen vermitteln und sie aus der Einförmigkeit des Elementarischen zu unendlichfacher Bestimmbarkeit hinüberführen, so kommt durch Fortpflanzung für diese Bestimmbarkeit ewige Dauer und zugleich die mächtigste Wechselwirkung der gleichartigen Individuen hinzu, deren

die Gestalt aller Folgegeschlechter bestimmendes Begegniß bis zu einem gewissen Grade ein sich immerfort vervielfältigender Zufall ist. Ein menschliches Wesen trägt daher die Spuren der Schicksale aller seiner Ahnen, die Begegnisse eingeschlossen, welche eben diese ihm zufällig zu Ahnen machten, vereinigt an sich. Welch eine ungeheure Reihe von innerlich unverbundenen Ereignissen häuft sich also auf ein einziges Haupt, und wie unberechenbar an Macht muß ihre durch alle Geschlechter fortgesetzte Wirkung sein, wenn wir bedenken, welch eine geringe Zufälligkeit eigenthümliche Besonderheiten an einem Einzelwesen ausbilden und auf ganze Familien vererben kann! Da nun auf solche Weise einleuchtet, daß die Gestalt des Organischen bei lange andauernden gemeinsamen Schicksalen einer ganzen Gattung in der Zeit einem unermeßlichen Einflusse des Zufalls unterliegen muß, andererseits aber der Organismus keine genügende Erklärung aus der bloßen Gegenwart findet und zuläßt, warum sollten wir es unterlassen, den Spuren dieser geschichtlichen Einflüsse nachzugehen und eine Erforschung der Geschichte der Organismen, eine Entwicklungsgeschichte der Gattungen zu unternehmen? Eine Entwicklung des Organismus aber war es ohne Zweifel, wodurch Vernunft und Sprache aus Unvernünftigem und Sprachlosem hervorging; und mit der Beobachtung dieses Vorganges wird in der That die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gattung, wenn auch vielleicht nur bis zu ihrer jüngsten Epoche rückwärts, selbst verfolgt.

V.

Bedenken gegen die Etymologie wegen der Zufälligkeit in der Sprachbildung. Gegensatz zu dieser. Die Entwickelung der Bedeutung folgt Gesetzen. Bedeutungsforschung. — Meinungen der Griechen über Zufall und Nothwendigkeit; Physis und Thesis. Das Natürliche mit dem Vernünftigen identificirt. Vermeintlicher Gegensatz zwischen organischen und anorganischen Sprachgebilden. Staatliche und religiöse Theorien. Die französische Revolution, ein Kampf der Physis. Veränderte Anschauung unserer Zeit. Verhältniß des Angeborenen und Anentwickelten. Angeborene Ideen. Die Allgemeinheit gewisser Ueberzeugungen ist nur aus übereinstimmender Entwickelung zu erklären. Nothwendigkeit derselben Erklärung für die Begriffsbildung. — Grenze zwischen dem Zufälligen und Gesetzlichen in der Sprache. Erweiterter Begriff der Sprachvergleichung.

Wir haben die Etymologie von ihrer Entstehung bis zu ihrem Endziele zu überblicken gesucht, und anstatt dessen einen Punkt gefunden, wo ihr Verfahren in Stillstand geräth, ohne eigentlich an sein erstrebtes Ziel gekommen zu sein. Sie war dabei von der Voraussetzung ausgegangen, die sie bis zu Ende als unumstößlich, als unentbehrlich festhielt: daß Laut und Begriff von Anfang an in einem Verhältnisse nothwendiger Bedingung zu einander stünden, so daß gewisse Laute gewissen Begriffen niemals entsprechen könnten. Diese Voraussetzung hat sich als ein Vorurtheil erwiesen: die vermeintliche Nothwendigkeit löst sich, wo es sich um wesentliche Grundbestandtheile der Sprache handelt, in Zufall auf; und hiermit scheint die Möglichkeit einer auf

Beobachtung von Gesetzen zu gründenden Aufklärung über die uralte Thatsache der Sprachentstehung und den Urzustand des Begriffes, wovon historische Kenntniß der Natur der Sache nach versagt ist, zu verschwinden. Aber wir müssen noch von einer anderen Voraussetzung sprechen, welche nicht minder allgemein stillschweigend angenommen, und, wie ich glaube, nicht minder irrig als die erste, deren Beseitigung jedoch von ganz entgegengesetzten Folgen für die Hoffnung auf deutlichere Einsicht in die Anfänge der menschlichen Vernunft begleitet ist.

So fest nämlich schon mit den ersten etymologischen Bestrebungen der Irrthum verwebt ist, als läge in dem Zusammenhang zwischen bestimmten Lauten und Begriffen etwas Nothwendiges, so zweifellos sehen wir die Sprachforschung auf der anderen Seite überall voraussetzen, daß zwischen Begriffen und Begriffen ein nothwendiger Zusammenhang nicht stattfinde. Aber gerade die Begriffe bedingen sich in ihrer Entstehung gegenseitig, so daß nicht jeder aus jedem anderen zufällig entstehen kann, sondern nur gewisse aus gewissen gesetzlich: und während es daher keine Wissenschaft geben kann, welche den Zusammenhang zwischen Laut und Begriff gesetzlich feststellt, so muß auf der anderen Seite eine wissenschaftliche Methode gefunden werden, welche die Entwicklung der Begriffe aus einander ohne Rücksicht auf die Laute, in welchen sie erscheinen, ebenso wie die der Laute unabhängig von ihren Bedeutungen bis zu ihrem Anfange verfolgt. Auch würde vielleicht die Wortforschung, trotz aller Sicherheit in der Beurtheilung der Form, bei so großer Vieldeutigkeit selbst des unzweifelhaft Identischen, ein wenn auch in noch so enge Grenzen eingeschränktes Rathen bleiben,

wenn es wirklich gestattet wäre, aus einem jeden Begriff jeden andern als entsprungen anzunehmen, und nicht vielmehr ein anderer Weg uns offen stände, die Entwicklung der Bedeutung abgesehen von der Form, unter der sie in einem bestimmten Falle auftritt, von innen zu verfolgen, und die Erfahrungsgesetze aufzusuchen, nach denen sich Begriffe überhaupt aneinanderzureihen fähig sind, und welche ebenso wie die Lautgesetze über wahre und wesentliche Lautgleichheit, so über wirkliche Begriffsverwandtschaft allein eine vollkommene Entscheidung möglich machen. So lange dieses nicht geschieht und es dem subjectiven und wechselnden Ermessen der Wahrscheinlichkeiten anheimgegeben bleibt, die Bedeutungen beliebig zu verknüpfen, so ist es leicht abzusehen, zu welchen Irrthümern hierin die Phantasie verleiten muß, da nichts verschiedenartiger mit einander verknüpft zu denken ist, als die Gedanken. Man mag oft genug in Folge eines glücklichen Tactes, von einer dunkel vorschwebenden Analogie, in vielen Fällen auch von einem augenscheinlichen und unverkennbaren Zusammenhange geleitet, das richtige Verhältniß finden können; wie denn bekanntlich die Wissenschaft einem solchen Verfahren einen Theil ihrer glänzendsten Errungenschaften verdankt. Allein es scheint mir nicht gerathen, in Betreff der Klarheit über die Einzelheiten des geistigen Inhaltes der Sprache, von deren Beurtheilung ein Gegenstand, wie die Einsicht in das Wesen der Vernunft, bedingt ist, auf der Stufe stehen zu bleiben, auf welcher sie in Betreff der Formenverwandtschaft vor der Kenntniß der Lautgesetze stand, sondern wir bedürfen der Gewißheit, welche in der Kenntniß der gesetzlichen Nothwendigkeit besteht.

Nachdem die Griechen den übernatürlichen Standpunkt,

von welchem ihre (wie jede) Speculation ausgegangen war, in Betreff des Ursprungs der Sprache verlassen und aufgehört hatten, sich bei dem Glauben an ihre göttliche Abkunft zu beruhigen, welcher den Trieb nach Erklärung des Einzelnen, nämlich der Verknüpfung bestimmter Laute mit bestimmten Begriffen, nicht zu befriedigen vermochte: so war es nichts anderes als der Gegensatz des Zufalls und der Nothwendigkeit, welcher ihr Nachdenken bereits zur Zeit des ersten großen Erwachens ihrer selbstständigen Welterkenntniß auf sich zog, und bis zum Uebergang derselben an die Völker der Gegenwart ihre Anschauungen über das Wesen der Sprache stets auf einander entgegenstehende Schulen der Philosophie vertheilte. Zu diesem Gegensatze waren sie jedoch nicht durch sprachliche Untersuchungen zuerst gelangt, sondern sie hatten denselben von sittlichen Fragen auf das Sprachliche bloß übertragen, und schon auf seinem ursprünglichen Gebiete hatte derselbe eine Entwickelung durchlaufen, welche auch auf seine spätere Bedeutung von bleibendem und bestimmendem Einflusse war, und ihn von Demjenigen, was uns heute an ihm wahr erscheinen muß, zu allen Zeiten vielfach schied. Natur oder Kunst, dies zuerst war die Frage, welche die Griechen an alles erscheinende Menschliche richteten, an Staat und Gesetz, Sitte und Religion vor Allem, und bald auch an deren Elemente in der Vernunft, Worte und Begriffe. Denn da Geschaffensein keine Auskunft mehr für das damalige Denken war, so blieb in Betreff der Dinge, sofern sie nicht ewig waren, nur die Möglichkeit, entweder geworden oder gemacht, das ist, entstanden nicht durch den Willen der Götter, sondern entweder durch das willenlose Wirken der Natur, oder durch den Willen der Menschen selbst zu sein.

Wie dem väterlichen Verhältnisse durch Natur ein künstliches zu dem untergeschobenen oder angenommenen Sohne (υἱὸς ϑετός) gegenübersteht, so warfen die Urheber der griechischen Speculation in der frühesten uns zugänglichen Zeit die Frage auf, ob gewisse geistige Gestaltungen gleichsam als natürliche Erzeugnisse der Vernunft, oder ob sie als willkürliche Festsetzung Einzelner aus der Vorzeit überkommen seien[65]. Zu beiden Gegensätzen bedienten sie sich vor Allem zweier Wörter von uralter Geschichte: das eine, Physis, das Werden oder die Natur, ist auch in dem Deutschen bin kenntlich, enthält aber in den verwandten Sprachen, dem Stamme bhû des Sanskrit, dem lateinischen fio, sowie namentlich in dem griechischen φύω selbst, sichtbar die Bedeutung des Wachsens und Werdens; der Stamm des andern, Thesis lebt noch unter uns in dem Worte thun, und hat zwar seine ursprüngliche Bedeutung legen oder stellen in den östlichen Sprachen, einschließlich des Griechischen, in der Folge vorwiegend erhalten, aber schon in den ältesten Dichtungen, den homerischen wie in denen des Veda und Zendavesta, den Begriff des Herstellens und künstlichen Machens, des Schaffens durch Willkür zugleich mit sich verbunden, und zwar ebensosehr, wenn Götter, als wenn Menschen die willkürlich durch Kunstthätigkeit bereitenden Wesen sind. So bildet z. B. dâtare, Schöpfer, eine häufige Anrufung Zarathustra's an Auramazda, und Darius in seinen Inschriften sagt: „Ein großer Gott ist Auramazda, der diese Erde geschaffen (adâ), der jenen Himmel geschaffen, der den Sterblichen geschaffen ...." „.. Er hat den Darajawusch zum König gemacht (adadâ)." In der Ilias wechselt z. B. bei Gelegenheit der Verfertigung des Achillesschildes durch

Hephaistos ἐτίθει als vollkommen sinnverwandt mit anderen Wörtern des Bereitens, Machens ohne Unterschied ab [66]; und gewöhnlicher noch ist bei Homer ein Gebrauch wie: „ein Gott kann jung oder alt machen" (Od. 16, 198), also soviel als reddere, zu etwas machen, in einen andern Zustand versetzen; sowie denn auch dies lateinische Wort eben dieselbe zu da gewordene Wurzel dhâ enthält.

Es ist ersichtlich, daß der so entstandene Gegensatz der Begriffe kein anderer als der des Natürlichen und Positiven ist; denn mit diesem ihrem Worte des Setzens übertrugen die Römer jenes zugleich die absichtlich wirksame Thätigkeit bezeichnende griechische. Doch während gegenwärtig unter uns natürliche und positive, das heißt unmittelbar durch die Willensthätigkeit Gottes gegebene, Religion geschieden werden, so wollten die Griechen, als sie sich fragten, ob Sittengesetz und Recht positiv oder natürlich seien, vielmehr nur, wie die Rechtswissenschaft noch heute, ihren Grund in Uebereinkunft und Menschenwillkür, oder in angeborener Natur erkennen. Das Willkürliche aber war es, was sie zufällig nannten, weil es wechselnd, regellos und nicht durch Gesetze erkennbar schien, und ebenso war ihnen das Natürliche nothwendig, gleichbleibend, gesetzmäßig und der Vernunft gemäß. Diese Frage traf für jene Zeit nicht bloß das kalte, dem Leben fernstehende Gebiet gleichgültiger Beobachtung, sondern das Handeln schwankte je nach ihrer Entscheidung und der Staat wartete ihrer Lösung, um sein Gesetz mit Freiheit und Richtigkeit zu bilden. So erhob sich denn, indeß das Herkommen unter solchen Zweifeln mächtig erschüttert ward, die Frage nach dem Ursprunge der Begriffe des Guten und Wahren selber, deren Inhalt den Einen als

angeboren und objectiv bindend, den Andern aber als durch Willkür festgestellt und nach subjectiver Willkür jederzeit der Veränderung fähig galt; so daß von dieser Seite das anfänglich sich nicht mißtrauende Denken über Natur und Weltall gleichfalls auf Kampf und Ungewißheit stieß, und, auf sich selbst zurückkehrend, seine Unterlagen untersuchte. Nun betraf zwar diese Untersuchung unmittelbar nicht das Verhältniß der Laute zu den Begriffen, aber ein hiermit verflochtenes, nämlich das der Begriffe zu den Dingen und der Wirklichkeit; und da die erste Sprachbetrachtung den nur im Worte wahrgenommenen Begriff nicht von dem Worte schied, sondern ihn, wie dieses, als den Namen des Dinges bezeichnete, so war die den Ursprung des Begriffes betreffende Frage keine andere, als: ob die Dinge ihre Namen der Naturnothwendigkeit oder der Willkür verdanken? in welchem letzteren Falle es keine richtige oder unrichtige Bezeichnung und keine wahren oder falschen Begriffe gab, während im andern Falle nur ein einziger Gebrauch des Wortes, nämlich der ursprüngliche und naturgemäße, auch der richtige, und dann allein auch eine Etymologie, eine Wissenschaft oder Kunst in Betreff der Wahrheit der Worte, der ursprünglichen Richtigkeit ihres Gebrauches, und in Betreff ihres naturgemäßen, unverfälschten Begriffsinhaltes möglich war.

Der Zweck dieser Kunst war zuerst logisch-, nämlich Richtigkeit des Denkens, und nach dessen Anwendung mittelbar verschieden; als er aber bald auch, und nach eingetretener Unterscheidung zwischen Worten und Begriffen fast allein, rhetorisch ward, und auf Richtigkeit des Ausdrucks überging; so knüpfte sich an diese Anschauung die Untersuchung der Formgesetze oder der regelmäßigen Anwendung gewisser

Lautveränderungen für Modificationen des Begriffes, deren Gesetzmäßigkeit, nebst der ganzen Kunst der etymologischen Grammatik, die Bekenner der Zufälligkeit und Willkürlichkeit der Sprache läugneten, da als zufällig die Sprache weder Kunst noch Wissenschaft in dem griechischen Sinn dieser Worte zuließ, sondern nur eine blinde Uebung und sogenannte Empirie. Die Erfahrung entschied gegen die Läugner der grammatischen Sprachgesetzlichkeit, indem sie ihnen nur einzelne Beweismittel für die Abwesenheit einer Alles umfassenden Regel an die Hand gab, aber eine völlige Regellosigkeit der Sprache widerlegte; und der hierauf gegründete Anspruch der Grammatik, der Sprache Gesetze vorzuschreiben, siegte, wenn auch mit einer gewissen widerwilligen Anerkennung der Gewaltherrschaft des Gebrauches, besonders unter den Römern, sowie den ihnen nachfolgenden romanischen Völkern, welche ihre Neigung, gesetzgeberisch zu organisiren und die Ordnung des Verstandes zur Meisterin über die Natur zu setzen, überkamen.

Ja bis auf die jüngste Zeit hat dieser Principienstreit im Kleinen wie im Großen unter uns fortgewirkt. Die neuesten Versuche der etymologischen Grammatik, z. B. in der Orthographie dem Gebrauch entgegenzutreten und auf frühere Zustände zurückzugreifen, entspringen aus der Neigung, das nicht Ursprüngliche darum auch für unrichtig zu halten, und in diesem Sinn einen Gegensatz von Organischem und Nichtorganischem in der Sprache aufzustellen. Wenn die Unterscheidung von wider und wieder, malen und mahlen als willkürlich bekämpft, und in Hülfe das ü, in Löwe, schwören, löschen, zwölf u. a. das ö als unorganisch angegriffen wird[67], so ist dies in neuer Form

derselbe sprachliche Rationalismus, um dessentwillen römische Schriftsteller z. B. lac Milch, in lact verbessern wollten[68], und über welche bekanntlich schon Aristophanes in den Wolken mit so vielem Witze spottet, wo er den Sokrates unter Anderem behaupten läßt, man müsse das Weibchen des Hahnes die Hähnin nennen[69]. Von einem solchen Standpunkte aus gäbe es nichts Unorganischeres, als die deutsche Lautverschiebung; die ganze individuelle Entstehung der germanischen Sprachen müßte rückgängig, ja wohl alle Entstehung in der Sprache überhaupt ungeschehen gemacht, und vielleicht alles Individuelle in der Natur vernichtet werden.

Eine weit großartigere Wirkung, als auf sprachlichem, hat dieselbe Verwechselung von Unrichtigkeit und Unursprünglichkeit auf staatlichem und religiösem Gebiete in der europäischen Geschichte fast noch der Gegenwart ausgeübt. Diese Verwechselung, welche aus der Auffassung der Natur als der vernunftgemäßesten Gestalt der Dinge, die zugleich ihre anfängliche gewesen wäre, und der Willkür als einer diese Gestalt verderbenden Macht entspringt, hat gewaltig in die großen Bewegungen der Völker eingegriffen, und sie zu Versuchen getrieben, den alten und ungetrübten Urzustand in Staat und Gesellschaft wiederherzustellen. Es ist derselbe Gedanke, welchem Rousseau einen so entschiedenen Ausdruck in den Worten gegeben: „Alles geht vollkommen aus der Hand der Natur hervor, Alles entartet unter den Händen der Menschen.“ Dieser glänzende, zu höchstem Einflusse auf die Schicksale von Europa bestimmte ideale Irrthum möchte, neben den gleichzeitigen Bemühungen um die natürliche Religion, wohl das letzte Aufflammen einer auf practische Verwirklichung der Theorie der Physis gerichteten Begeisterung,

das letzte mächtige Auftreten dieses Principienkampfes gewesen sein. Eine fortgeschrittene Erkenntniß der Natur beginnt endlich unsere Ansicht von ihr zu verändern, und zeigt uns ihr Verhältniß zu Zufall und Nothwendigkeit, Vernunft und Willkür gänzlich verwandelt.

Daß die Sprache ein Werk der Natur und nicht des Menschen, daß sie gewachsen sei und nicht gemacht, vermögen wir nicht ferner zu bezweifeln; aber wir verstehen unter diesen, einer Seite der griechischen Ansicht so völlig entsprechenden Worten ganz das Gegentheil. (Denn nicht in einem, oder vielmehr in jedem einzelnen Individuum schafft die Natur die Sprache, sondern nur einmal in der ganzen Gattung; und Begriffe, welche der Natur entspringen, oder Laute, welche auf natürlichem Wege ihr Ausdruck geworden sind, sind nicht dem Individuum angeboren, sondern der Gattung anentwickelt. Daher können uns denn auch Gebrauch und Natur nicht Gegensätze sein, was sie allerdings so lange sind, als diese die angeborene Nothwendigkeit, jener aber die zufällig gemeinsame Gestaltung des unter eine solche Nothwendigkeit nicht fallenden Handelns mehrerer Einzelnen bedeutet. Im Gegentheile bildet vielmehr der Gebrauch selber das Naturproduct der Sprache, ebenso wie das des Staates, der Sitte und des Rechtes, weil er ihre Gestalt zusammensetzt, ohne sie zu machen, nämlich ohne Absicht des bewirkten Ganzen.) Denn obgleich Gebrauch und Willkür gleichmäßig dem angeborenen Handeln entgegenstehen, und beiden nur in dem nicht Angeborenen Raum gestattet ist, so sind sie doch einander auf das Schärffste entgegengesetzt, da nur die Willkür macht, der Gebrauch aber, als eine unbewußte Gewohnheit, gleichsam eine neue Natur während des Lebens

absichtslos entwickelt. Was Gewohnheit dem Einzelwesen, das ist der Gebrauch für die Gesammtheit, und so wenig Grundsatz Gewohnheit, so wenig ist das Gesetz Gebrauch. Aus vielen bewußten Handlungen wird gleichsam eine einzige unbewußte; der willkürlich wirkende Mensch nimmt an dem Wachsthum der Menschheit nicht minder willenlos Theil, als das Blatt an dem Wachsthum der Pflanze. Während also die Gestalt der Sprache, als ein Gesammterzeugniß der Völker, unwillkürlich, und eben darum Naturerzeugniß ist, so ist sie dennoch, und sogar gerade deßhalb, zufällig.

Wenn der Zufall nicht Gegensatz der Natur, nicht nur außer derselben, etwa in der Willkür, zu suchen, wenn vielmehr Willkür selbst ein Theil der Natur, ob zwar nicht derjenigen des Individuums ist, Zufall aber die Natur, als Entwicklung betrachtet, selber: so ist auch weder die Natur an sich das rein Vernünftige, noch auch die Willkür ganz und gar empirisch, sondern empirisch ist an beiden die Seite der Entwicklung. Das Angeborene ist nicht ewig gleichbleibend und gemeinsam; die Gestalten des Körpers und des Geistes sind nicht ewig und allenthalben unveränderliche Typen, wie Diejenigen glauben, welche auch wohl läugnen würden, daß aus dem Keime der Baum, und der Greis aus dem Kinde wird, wenn das allerwunderbarste und unbegreiflichste aller Phänomene, der Inbegriff des Unbegreiflichen selber, das Phänomen an sich, nämlich die Verwandlung, das Werden oder die Bewegung nicht in diesem Umfange während ihres Lebens mit schlagender Gewalt erschiene: und darum ist Freiheit und Verschiedenheit, zum Beispiel der Begriffe oder Worte, gegen ihren Ursprung aus angeborener Natur kein wahrer Einwurf.

Unzerstörbare und ewige Typen könnte nur das vollkommen Einfache an sich tragen; nun ist aber weder die körperliche noch die geistige Gestalt der Organismen einfach. Selbst die Typen einfachster ewiger Urwesen würden nur empirisch sein; denn sie wären verschieden, oder was dasselbe ist, sie wären wirklich: sie wären letzte, nothwendige Principien empirischer Erkenntniß, aber niemals der Vernunft gemäß, das ist apriorisch. Die Griechen unterschieden freilich das apriorische Wissen nicht von dem angeborenen. Plato suchte das, was wir als a priori bekannt bezeichnen würden, auf Erfahrung während eines Vordaseins zurückzuführen, deren wir uns in diesem gegenwärtigen Leben nur erinnerten; während es doch das Wesen des apriorischen Erkennens ist, nicht bloß nicht erfahren, sondern an sich nicht erfahrbar zu sein. So konnte denn den Griechen das Angeborene, Naturgesetzliche, aus der unveränderlichen Form der Dinge Entsprungene als Object eines angeborenen Erkenntnißvermögens erscheinen, welches nichts anderes als die Vernunft selber war. Die Vernunft, als angeboren, galt auch für objectiv und absolut, allen Menschen gemeinsam, und alle beherrschend. Jedoch in Wirklichkeit ist die Vernunft als Ganzes weder zwingend noch allgemein; ja falls sie angeboren wäre, so würde sie dennoch nicht das letztere, sondern nur das erstere sein müssen, was auch ein angeborener Wahn für das durch Geburt und unheilbar mit ihm behaftete Einzelwesen ist.

Weil ein Theil unserer Ueberzeugungen allgemein beweisbar ist, so sind wir geneigt, zu glauben, das Beweisbare sei an sich auch objectiv gewiß. Allein wenn es eine Wahrheit gibt, in welcher alle denkenden Wesen nothgedrungen

übereinstimmen, so thun sie es doch nur in unbewußter Voraussetzung, welche sie mit allen, auch den leblosen Dingen theilen, und nicht durch wirklichen Vollzug des Urtheils. Unbewußt und der bloßen Möglichkeit nach sind gewisse Ueberzeugungen freilich von jeher in der Menschheit vorhanden, und sind es gewesen noch ehe sie Menschheit war; unbewußt kennt die Thierwelt die Lehre von den Dreiecken, kennen die Gestirne die Gesetze von den Kegelschnitten als untrügliche Meister; aber denkend irrt der Mensch über alles dies und ist in Betreff der Axiome und der Anschauungen des Raumes der Unwahrheit sich als Wahrheit bewußt, bis sich das wahre Bewußtsein aus dem unvollkommenen, wie dieses aus dem Unbewußtsein, allmählich entwickelt. Darum ist der Wahrheit und Vernunft gemäß zu sein, kein Grund der Gemeinsamkeit einer Vorstellung für Alle; ja eher vielleicht das Gegentheil.

Es war dereinst auf der Erde eine Zeit, wo ein Beobachter, der sie von dem einen Ende zu dem anderen durchwandert hätte, die ganze Menschheit in der Uebung eines Gebrauches vielleicht einiger gesehen haben würde, als sie es gegenwärtig über irgend eine der höchsten sittlichen Forderungen ist. Das Menschenopfer, ein Gebrauch, den wir in einem Zwange unserer Natur, einem allgemeinen Machtgebote der Vernunft oder unwiderstehlichen Zuge eines menschlichen Gefühles gewiß nicht begründet glauben werden, ist für die Urzeit fast aller Völker durch die Geschichte beglaubigt, und in einer Ausdehnung, die jede auf diesen Umstand zu bauende Erwartung weit hinter sich zurückläßt, in sämmtlichen neuerdings bekannter gewordenen Erdstrichen wiedergefunden worden. Andere Gebräuche, welche noch heute ebenso sehr über die

ganze Erde verbreitet sind, widerstreben weniger der Richtung unserer Anschauung, und erscheinen uns darum nicht in gleichem Grade unvernünftig; aber die Gründe, aus denen wir sie uns begreiflich machen, sind darum nicht, wie man bei einem Gegenstande so großen allgemein menschlichen Einverständnisses erwarten sollte, über allen Zweifel einleuchtend, oder gar genügend, uns auch selbst auf Dasjenige verfallen zu lassen, was wir hinterher vielleicht zu unserer Befriedigung durch sie erklären. Von dieser Art ist das Opfer überhaupt, über dessen Entstehungsgründe mancherlei Vermuthungen bestehen, aber eben darum keine, aus welcher die unbestrittene Naturnothwendigkeit einer Sitte hervorginge, welche sogar noch jetzt, nur hie und da in gemilderter und zu Symbolen oder zu bloßer Erinnerung geschwächter Gestalt, bei allen Völkern der Welt zu finden ist. Vieles dagegen, was uns so vernünftig, so nothwendig und menschlich, so natürlich und unentbehrlich scheint, daß den Weisen unsers Geschlechtes von jeher Gründe zu Gebote standen, zu beweisen, daß es so geschehen müsse, ist in der That nicht überall und immer so geschehen oder für so nothwendig gehalten worden; und gerade Dasjenige, was wir am wenigsten anzweifeln, und wohl auch für objectives Vernunft- oder Sittengesetz betrachten, weil es uns selbst und unsere Anschauung am mächtigsten beherrscht und befängt, ist selten zugleich das vorwiegend Allgemeine in der Menschheit, sondern weit allgemeiner ist, was uns oft seltsam scheint und wundert, und worüber wir lachen oder auch schaudern. Wie für die einzelnen Thiergattungen gewisse Bewegungen, eigenthümliche Weisen des Sprunges auf die Beute, oder, in ihrem unfreien Zustande, des Verhaltens gegen den Menschen

stehend und characteristisch sind, so unterliegt die menschliche Gattung in Meinungen und Gedanken einem inneren Naturzwange, der eine von der Wahrheit gänzlich unabhängige Uebereinstimmung erzeugt, und so weit entfernt ist, ein subjectives Maß der Dinge und ein Instinct der wahren Erkenntniß zu sein, daß vielmehr die Täuschung in derjenigen Periode, welche durch den Verlauf der Entwicklung ihr angewiesen ist, weit unbedingter und allgemeiner, als die Wahrheit in der ihrigen herrscht, und daß, falls das Allgemeingültige eben darum schon für das Objectivwirkliche zu halten wäre, der Schein mehr als die Wirklichkeit Anspruch auf Wirklichkeit erheben müßte. Wahnglaube und Weisheit, Wahrheit und Irrthum, Rechte und Symbole oft tiefsinniger, oft wunderlicher Art, phantastische Gestaltungen der Religion, Speculation und Mythologie wiederholen sich bei den verschiedensten Völkern, auf den verschiedensten Punkten der Erde; doch wer darum die Gattung unbedingt wie von einem absoluten subjectiven Zwange eines solchen Glaubens beherrscht betrachten wollte, den belehrt der ewige Umschwung der Anschauungen, der rastlose Wechsel in allem, was heute als heilige Wahrheit gilt, morgen als ein vorübergezogener Krankheitswahn mit Lächeln, mit Schrecken, mit froher Erinnerung an das gleichsam Ueberstandene, und endlich mit mühsamer Besinnung, wie solche Zustände möglich und wirklich geworden, betrachtet wird. Der Beständigkeit, mit welcher gewisse Gedanken in verschiedenen Völkerindividuen wiederkehren, stellt sich ihre ebenso allgemeine Wandelbarkeit und zeitliche Unbeständigkeit allenthalben an die Seite. Wie die Natur in den Altersstufen eines wachsenden Einzelwesens dieselben Körpergestalten immer ähnlich wiederbringt, wie

Fähigkeiten, Neigungen, Anschauungen, an die Jahre gebunden, unsere Kindheit, Jugend und Männlichkeit wechselnd beherrschen und sodann vorüberziehen, ewig und unverbrüchlich; so ist in der Menschheit Richtungen und Vorstellungen ihre durch die Zeit bedingte Herrschaft festgesetzt, und eine subjective Nöthigung, nicht durch die ewige Form der Vernunft, aber durch ihre im Laufe der von Ewigkeit her vorgeschriebenen Folge von Entwickelungen jeweilen erwachsene organische Gestalt läßt überall, wo immer die gleiche Höhe des Wachsthums der Gattung erreicht ist, dieselbe Gedankenthätigkeit rege, den Glauben an dieselbe Wahrheit gültig werden.

Daß die Täuschung über einen wirklichen Auf- und Untergang der Sonne dereinst allgemein verbreitet gewesen, dünkt uns leicht begreiflich, weil ein dieser Vorstellung gemäßer Schein noch auf uns selber wirkt; aber kaum sind Jahrhunderte verflossen, seit der uns weit ferner liegende Glaube die Herrschaft über alle Gemüther verloren hat, daß Sonne, Mond und Sterne lebendige Wesen seien, ein Glaube, den alle Völker des gesammten Alterthums seit Menschengedenken theilten, dem bis in das fünfzehnte Jahrhundert nur selten ein vereinzelter Denker widersprach, und dessen Kepler selbst sich nicht entschlug. Wir erinnern uns der Wandlung der Anschauungen, durch welche der Himmel aufhörte als ein festes Gewölbe zu erscheinen; hingegen fast vergessen ist der im Hintergrunde liegende, uns befremdende, aber auf einer gewissen Stufe alle Menschen beherrschende Gedanke seines Lebens. Und wie kommt es, um von diesen Gebieten, in welchen gemeinsam fortschreitende Erfahrung als Ursache einer gemeinsam veränderten Weltanschauung vorgeschoben werden könnte, zu Bereichen überzugehen, woselbst

ganz gewiß keine äußerliche empirische Beihülfe dieser Art die Vernunft irreleitete oder förderte — wie kommt es, daß der Glaube des Dualismus in der Gottheit bei so vielen Völkern ganz verschiedenen Stammes angetroffen wird? Warum finden sich Sagen und phantastische Vorstellungen, wie die, welche den Sonnengott mit einem Drachen kämpfen läßt, in der mannigfaltigsten Gestalt bei den Indogermanen wie bei den Chinesen, in Afrika wie in Amerika? Man hat die unzähligen Uebereinstimmungen, welche vielmehr eine allgemeine Gesammtübereinstimmung zu nennen sind, in Vorstellungen, die keine Voraussetzung objectiver oder auch subjectiver Nothwendigkeit zulassen, auf Entlehnung zurückzuführen gesucht; wie etwa der gegenwärtige Glaube einer leblosen Himmelswelt, welche fast ebenso allgemein als der dereinstige einer lebendigen, und vielleicht nicht wahrer ist, als von Newton aus auf seine Zeitgenossen übergegangen gelten kann. Aber wenn schon in diesem uns so nahe liegenden Falle kaum bezweifelt werden darf, daß der einzelne Entdecker nicht freier Schöpfer einer neuen, der vorhandenen feindseligen Geisteswelt im Widerspruche gegen alles Bisherige, sondern nur Vorläufer und Führer der vorschreitenden allgemeinen Ueberzeugung, und gleichsam der zuerst reifgewordene Punkt geistiger Saaten, der zuerst erglühende Gipfel bald im Tageslichte erhellter Fluren ist: um wie viel weniger können wir eine der Entwicklung entgegengesetzte, bloß individuelle Entdeckung und Belehrung Zeiten zuschreiben, in denen zu Beidem weder äußere noch innere Bedingungen vorhanden waren, da einerseits die Völker in höherem Grade abgeschlossen und unzugänglich, andererseits die geistige Thätigkeit, sowohl was das Bewußtsein, als was die Selbstständigkeit der Individuen betrifft, vollkommen unentfaltet war?

Sollten wir gleichwohl hier noch schwanken, und es für möglich halten können, daß die ältesten Gebräuche der Völker, daß die frühesten Vorstellungen der Menschen über Götter und Welt an einem Punkte erfunden und dann nur aller Orten erlernt und angenommen seien, so gibt es doch ein gewaltiges Reich innerhalb des Gebietes der Vernunftentfaltung, gewaltiger selbst als Sittlichkeit und gewaltiger als Religion, welchem gegenüber jeder Versuch äußerlicher Begründung der auf einem Naturgrunde ruhenden Gleichförmigkeit der Entwicklung unterbleiben muß: das der Begriffe.

Bei der Erklärung der Allgemeinheit von Urtheilen theoretischer und praktischer Natur aus Mittheilung wird Gleichzeitigkeit vorausgesetzt, wo nur Gleichheit der Entwicklungsstufe stattfindet. In Beziehung auf die Begriffe kann nicht der leiseste Zweifel obwalten, daß sie als Form des Denkens wirklich entwickelt, und nicht, wie sein bloßer Stoff, das Urtheil, möglicherweise werden kann, mitgetheilt sind. Begriffe sind Möglichkeiten des Urtheils: der Besitz des Begriffes s ü ß, gibt die Fähigkeit zu urtheilen, daß ein gewisses Ding süß sei; das Urtheil aber ist die Wirklichkeit des Begriffes oder die Anwendung der Fähigkeit zu demselben. Nun kann zwar die Anwendung einer Fähigkeit willkürlich hervorgebracht und äußerlich gelehrt werden, die Fähigkeit aber nur entwickelt; und also können wir zwar Denjenigen zu dem Urtheil bewegen, daß etwas Gewisses schön oder gut sei, welcher die Fähigkeit dieses Urtheils besitzt, d. h. diese Begriffe vermöge seiner Entwickelung kennt, sie selbst aber vermögen wir so wenig zu erzeugen, wo sie nicht verstanden werden, wie die Fähigkeit der Gehör- oder Farbenempfindung, wo sie nicht vorhanden ist. Da nun dennoch ein ganz

bestimmter Kreis von Begriffen bei allen Völkern vorgefunden wird, so werden wir vielleicht zunächst geneigt sein anzunehmen, daß die Vernunft auf die Außenwelt allenthalben nothwendig so reagire. Allein diese Begriffe, so allgemein sie für gewisse Zustände sind, treten doch in andern verwandelt auf, nichts destoweniger — und dies läßt sich nur aus einer gesetzmäßigen Entwicklung des Vernunftorgans erklären — auch in ihren Verwandlungen einander überall gleichend. In allen noch so entlegenen und im Uebrigen noch so sehr verschiedenen Sprachen entwickeln sich nicht allein im Wesentlichen die sämmtlichen gleichen Begriffe, sondern gleiche Begriffe gehen immer aus gleichen hervor. Die Sprachen treffen in vier Punkten alle nahezu überein, und verdanken ihre Abweichung von einander nur einem einzigen fünften. Sie gleichen sich mit geringen Schwankungen: im Umfange der Lautmittel; in den Begriffen; in den Gesetzen der Lautentwicklung; und endlich in der Verwandtschaft der Begriffe, welche einem jeden derselben einen bestimmten anderen zum Ursprunge anweist: und sie weichen bedeutend nur in dem Punkte von einander ab, in welchem dem Zufall Spielraum verstattet ist, in dem Zusammentreffen des Lautes mit dem Begriffe.

Noch einleuchtender, als durch die Uebereinstimmung der Sprachen, wird die innere gleichsam pflanzenartige Gesetzmäßigkeit der Begriffsentwicklung durch ihre Erscheinung an einem innerhalb derselben Sprache mehrfach in verschiedenen Formen entwickelten Begriffe. Denn auch innerhalb ihrer selbst verfolgt eine jede Sprache dies Gesetz; wenn auch der Begriff mehreremale und in ganz verschiedenen Jahrhunderten in ihr zum Vorschein kommt, so legt er in diesen seinen

Erscheinungen gleichfalls eine feste Bahn zurück. Obgleich diese Allgemeinheit der Bildungsgesetze nicht so verstanden werden darf, als ob ein bestimmter Begriff sich immer nur auf eine einzige Weise entwickeln müßte, da es vielmehr Begriffe gibt, welche ihrer Natur nach der Wahrnehmung mehrfache Zugänge verstatten, so sind diese doch niemals an Zahl im Mindesten beträchtlich, noch weniger beliebig, sondern in geringer Abwechselung des gesetzlich Möglichen immer wiederholt gewählt. Und so stellt eine Sprache jederzeit in sich selbst den Gegensatz, welchen sie gegen andere bildet, vollständig in kleinerem Maße dar: die in Folge der mehrfachen Entstehung eines und desselben Begriffes in ihr vorhandene Viellautigkeit der Begriffe würde sie bei etwas größerer Ausdehnung geeignet machen, in mehrere Sprachen auseinanderzufallen, auf welche die verschiedenen Benennungen eines Begriffes sich vertheilten. B l i c k e n, s e h e n, s c h a u e n sind in Einer Mundart verbliebene Worte für den fast gleichen Begriff; nur der Zufall hat l u g e n in das Reich eines anderen Dialectes, und die Stämme von look, video, *ὁράω* in das der Sprachverschiedenheit verwiesen: und zugleich ist, was in der lateinischen Sprache mit schauen unter der Form scio, ganz ebenso im Deutschen, Griechischen und Sanskrit mit video vorgegangen, daß nämlich der Begriff des Sehens zu dem des Wissens fortschritt. Auf diese Weise finden wir häufig die Ausdrücke verwandter Sprachen für dieselbe Sache einander paar- oder gruppenweise entsprechend, wo sie einzeln verglichen keinen Zusammenhang verrathen. Im Hebräischen heißt jaschen schlafen, nûm schlummern, im Arabischen umgekehrt; in jener Sprache ist Brod lechem, Fleisch basar, in der letzteren hat lahmun die Bedeutung Fleisch, und für

Brod ist ein drittes Wort im Gebrauch[70]. Verwandte Sprachen ergänzen sich also in einem großen Theile ihres Bestandes gewissermaßen zu einer einzigen, mit gesteigerter Vieldeutigkeit sowohl als Viellautigkeit; schauen und wissen zum Beispiel enthalten, die deutsche und lateinische Sprache vereinigt gedacht, beide je zwei Begriffe, die nun auf je eines der Worte vertheilt erscheinen. Grundverschiedene Sprachen aber, obwohl sie eine solche empirische Vereinigung, welche auf eine wirkliche, historische Spracheinheit zurückführt, nicht zulassen, laufen dennoch in eine Gleichheit des Wesens aus, indem Laute, und noch mehr Begriffe, überall fast die nämlichen, die Entwicklung beider überall nahezu übereinstimmend, die Verbindung endlich, welche beide miteinander eingegangen, zwar abweichend ist, aber auch dieses nicht im absoluten Gegensatze zu dem, was im Schoße der einzelnen Sprache zum Vorschein kommt, da auch hier ein und derselbe Begriff in mehrfachem Laute zum Ausdrucke gelangt, und z. B. ein chinesisches kian der Wurzel von sehen nicht ferner steht, als diese der von blicken.

Wir sind nun hinlänglich in den Stand gesetzt, zu entscheiden, welch eine Seite der Sprache, als Erzeugniß des Zufalls, für keine Forschung außer durch unmittelbares Erfahren dieses Zufalls selber geeignet ist, und welche dagegen, als gesetzmäßig, eine solche erfordert. Aus dem Vorhergesagten kann leicht geschlossen werden, wie ganz unmöglich es ist, anders als unmittelbar zu erfahren, welchem Laute sich ein vereinzelter Begriff in irgend einer Sprache angeschlossen habe. Keine noch so umfassende Kenntniß und Vergleichung der verwandten Sprachen ist genügend, uns errathen zu lassen, daß die griechische Sprache für den Begriff

jung das Wort νέος gewählt hat, aus einem Stamme, den wir nur zu dem Begriffe neu verwenden. Umgekehrt läßt sich eine Sprache daher auch nicht durch bloßes Errathen verstehen; daß dies einem Kenner der verwandten hie und da gelingt, geschieht nur, insofern er die Bedeutung des Lautes beim Lernen jener andern wirklich erfahren hat. Wohl aber ist es möglich, von einem Laute mit gegebener Bedeutung, besonders wenn ein Theil ihrer Entwicklungsgeschichte bekannt ist, sowohl in die Vergangenheit, als in die Zukunft, auf deren Fortsetzung zu schließen: denn die Art, wie sie sich fortsetzt, ist keine vereinzelte, sondern eine vielfach wiederholte, und daher von beobachteten Fällen auf andere schlußweise zu übertragen.

Die Allgemeinheit dieses Gesetzes macht eine Art der Sprachvergleichung möglich, welche in ihrem Umfange weit weniger, als die auf Lautvergleichung der verwandten Sprachen gerichtete, beschränkt ist, da ihr schon in einer einzigen an dem Aehnlichdeutigen ein üppig reicher Stoff, in allen Sprachen des Erdballs aber ein wahrhaft unendlicher zu Gebote steht. Ein seinem Ursprunge nach an sich vielleicht nicht klares oder sicheres Wort kann auf diesem Wege durch ein völlig lautverschiedenes, ja ein deutsches, lateinisches oder griechisches durch ein dem tatarischen oder chinesischen Stamme angehöriges seine entscheidende Erklärung finden. Das Hinausgehen über eine einzige Sprachfamilie ist für die in dem gewöhnlichen Sinne etymologische, das ist ungefähre, Bestimmung der Herkunft der Begriffe zwar selten wirklich erforderlich, für die höchste sinnliche Klarheit über die wahre Gestalt der hinter den Worten liegenden mannigfachen Weltbilder hingegen von der größten Wichtigkeit,

da zuweilen Alles, was innerhalb eines Stammes noch erhalten ist, einen Uebergang vermissen läßt, der, auf einem weit entfernten Gebiete aufgefunden, sofort die ganze Gruppe mit einem Schlage erhellt, oder doch das vorher nur Vermuthete zu hoher Evidenz erheben kann. Zugleich aber wird, was außerdem als Eigenthümlichkeit von Völkerstämmen gelten konnte, und wenn es sich bei unverwandten wiederfand, als ein sonderbares Zusammentreffen ungerechtfertigte Verwunderung erregte, zum Entwickelungsgesetz der Menschheit, zur Naturform der Vernunft.

VI.

Mitwirkung des Zufalls bei der Begriffsbildung. Wunderliche Entwickelungsgeschichte mancher Worte. Begriffswörter aus Eigennamen gebildet. Entlehnung und Entstellung. Umdeutung von Fremdwörtern; deßgleichen von einheimischen. Uebersetzung. Irrthum und Mißverständniß als Quelle der Wortbildung. Großer Umfang der Sprachmischung. Seltsame Wanderungen der Wörter. Völkerberührungen: Mexiko mit Ostasien; Chaldäa mit China und Indien; Indien mit den Arabern und Europa. Persien und Indien; die indischen Casten persischen Ursprungs. Einfluß Babyloniens und Aegyptens auf die Bildung der alten Welt. Sprachliche Spuren in den alten Sprachen. — Kriterium der einheimischen Entstehung eines Wortes. Abweichung von der Gesetzlichkeit der Begriffsentwickelung gehört nur jüngeren Sprachschichten an.

Von dem gleichförmigen, gesetzmäßigen Bau der Sprache in Hinsicht auf Begriffsbildung verräth freilich ein großer Theil ihrer gegenwärtigen Oberfläche, eine beträchtliche Menge ihrer heute in unserem Gebrauche befindlichen Bestandtheile wenig; und nach der gerade hierüber um ihrer Neuheit willen uns um so zugänglicheren geschichtlichen Erfahrung könnten wir weit eher die Vorstellung gewinnen, als beruhe die ganze Entstehung eines Wortes, nicht bloß in dem Verhältniß seines Lautes zu seinem Begriffe, sondern auch in der Gestaltung des Begriffes selbst, lediglich auf einer Kette gesetzloser Zufälligkeiten. Wie die Erdrinde in gewaltigen Strecken aus verstümmelten Resten untergegangener Organismen zusammengesetzt ist, die eine einförmig erscheinende

Außenfläche nur bewaffneten Augen offenbart, so sind auch die obersten Bildungsniederschläge der Sprache, die Worte moderner Schriftsteller und Dichter, so leicht und gefällig in Brauchbarkeit und Wirkung, oft nichts als künstlich zusammengehaltene organische Trümmer. Welch eine seltsame Geschichte hat nicht das Wort Azur! Zu seinem gegenwärtigen dichterischen Gehalt, zur Anwendbarkeit für die Schilderung der Himmelsfarbe ist es zunächst aus der mittelalterlich chemischen oder alchymistischen Wissenschaft gelangt; denn es bedeutet eigentlich den Lasurstein, lapis lazuli, welchen auch persische Dichter, wie Firdosi, ganz eigentlich und wirklich als den Stoff des Himmels betrachteten [71], und aus dessen Namen es durch Weglassung des als Artikel mißverstandenen l gebildet ist. Dieser lateinische Name des Steines aber ist das arabische lâzuvardun, und dieses selbst ein Fremdwort aus dem persischen lâǵvard. Hier bricht die sichere Erklärung des Wortes ab; doch läßt es sich vielleicht mit dem indischen râǵâvarta, dem Namen eines aus Virata stammenden Edelsteines zusammenstellen, welcher auch âvarta, âvartanamaṇi, nṛipâvarta heißt. Âvarta, âvartana enthalten die Bedeutungen: umkehren, umwenden, auch umrühren, quirlen; es könnte daher bei den Benennungen des Steines eine Vergleichung mit dem mythischen Edelsteine Kaustubha beabsichtigt worden sein, welcher bei der zweiten Verkörperung Vischnu's, nach der Erzählung der Epen und Purana's, da Götter und Dämonen das Milchmeer quirlten, zum Vorschein kam. Âvartanamaṇi würde alsdann gleichsam Quirledelstein heißen; Zusätze wie râǵa-, König, nṛipa, Fürst, aber kommen bei Edelsteinen auch sonst vor. Doch kann an eine Anspielung auf ebendenselben Mythus

auch von einer andern Bedeutung des Wortes âvarta aus gedacht werden. Es heißt nämlich auch: gekräuseltes Haar, Locke, und auf der heiligen Haarlocke[72] trägt Vischnu eben jenen wunderbaren Stein. Nach dieser Erklärung würde also râgâvarta Königslocke, d. h. nach unserer Ausdrucksweise (die jedoch den indischen Sinn nicht völlig trifft[73]) etwa Haarschmuck des Königs heißen. — Es bleibt freilich ebenso möglich, daß irgend eine andere unbekannte Beziehung, etwa zu der besonderen Gestalt oder Eigenschaft des Steines, der ursprünglich den in Rede stehenden Namen trug, die Benennung veranlaßt hat; da wir denn die Quelle des Wortes Azur nicht in den Tiefen des Brahmanismus und seiner fremdartigen Mythenwelt aufzusuchen hätten: aber gewiß ist, daß mythische und religions- und culturgeschichtliche Momente aller Art in der That in die Geschichte der Wörter und ihrer Wanderungen allenthalben verwebt sind, welche sicherlich nur errathen oder erfahren, nicht aus einem allgemeinen Gesetze erschlossen werden können.[74]

Manche unserer aus den Sprachen des Alterthums entlehnten Wörter tragen eine ganze Volks- und Wissenschaftsgeschichte an und mit sich. Wir nennen etwas Verständiges logisch, unkluge Handlungen unpolitisch, verfänglich trügerische Reden sophistisch, eine gedankenlose Bewegung mechanisch; diese Worte, für die die Griechen selbst, denen sie entstammen, in dem alltäglichen Sinne ganz andere, schlichte Ausdrücke gebrauchten, sind für uns Producte mittelalterlicher und moderner Studien. Welch eine Masse von wissenschaftlichen Thatsachen ist nicht erforderlich, um ein Wort wie Ideal nach seinem geschichtlichen Inhalte, und bis auf seinen Ursprung aus Plato's Lehre, zu erklären! Das Wort

Almosen würde nicht entstanden sein, wenn nicht politische und religiöse Verhältnisse eine griechische Bibelübersetzung, beruhend auf einer ebenfalls erst unter mancherlei Anregungen und Einflüssen entwickelten Interpretation, veranlaßt hätten; und es würde nicht zu den Europäern gedrungen, auch nicht zu seiner germanisirten Form gekommen sein, ohne die Verbreitung biblischer Worte und Begriffe durch das Christenthum. Und doch sind solche Begriffe von culturgeschichtlicher oder religiöser Bedeutung nicht eben die, in welchen der Zufall seine größte Macht entfaltet; es gibt andere, in denen er mit wahrer Launenhaftigkeit spielt. Was kann im Verhältniß zur Begriffsentwickelung zufälliger sein, als der Name eines menschlichen Einzelwesens? Dennoch kommt es nicht selten vor, daß begriffsbezeichnende Worte aus einem solchen Eigennamen gebildet sind. Die Mansarde ist bekanntlich nach dem Namen des im 17. Jahrhundert gestorbenen Baumeisters Mansart genannt; wenn dieser Umstand nicht als einer so nahestehenden Zeit angehörig offen vor uns läge, wir wären wohl versucht gewesen, das Wort einem lateinischen Stamme einzuordnen. In Cicerone, das die Italiener an die Stelle eines Begriffswortes für Fremdenführer gesetzt haben, ist ein noch seltsameres und willkürlicheres Spiel mit dem Individuellen vorgegangen. „Wenn man," bemerkt Mabillon in der lateinischen Beschreibung seiner Reise durch Italien im Jahre 1685, „nach Puteoli kommt, so stoßen zu den Reisenden Cicerones, id est locorum monstratores et interpretes."[75] Die Bezeichnung ist offenbar aus dem Namen des Marcus Tullius Cicero gebildet worden; aber warum? Nicht wegen seiner Beredsamkeit oder einer sonstigen zunächst bei Cicero's Namen uns

in den Sinn kommenden Eigenschaft. Wenn man sich erinnert, daß bei den romanischen Völkern Plutarch's Lebensbeschreibungen sich früh einer überwiegenden Gunst erfreuten; daß unter den Italienern insbesondere das Interesse für Rom gerade die römischen Lebensbeschreibungen, und unter diesen wieder die Verehrung Cicero's die seinige zu dem Gelesensten machen mußte; so wird die folgende Stelle aus diesem Leben (Cic. VII.) es erklärlich finden lassen, wie man darauf verfallen mochte, einen gewandten Fremdenführer einen Cicero zu nennen. „Eifriger dem Staatsleben zugewandt," sagt Plutarch, „hielt er es für unschicklich, daß, während die Handwerker, die sich lebloser Werkzeuge und Geräthe bedienten, deren Namen sowie ihren Platz und ihre Anwendung sehr wohl kennten, der Staatsmann, der die öffentlichen Angelegenheiten durch Menschen zu erledigen habe, sich leichtsinnig über die Kenntniß der Bürger hinwegsetzen sollte. Daher gewöhnte er sich nicht nur die Namen zu behalten, sondern er kannte auch den Ort, wo jeder einzelne Angesehene wohnte, das Gut, das er besaß, die Freunde, mit denen er umging, und seine Nachbarn; und ganz Italien durchgehend, konnte Cicero mit Leichtigkeit die Aecker seiner Freunde und die Landgüter angeben und aufzeigen." — So hat es denn der Zufall gewollt, daß die Anspielung auf eine vielgelesene, ein höchst nebensächliches Talent erwähnende Stelle dem Namen des berühmten römischen Staatsmannes, Redners und Schriftstellers eine Bedeutung von sehr untergeordneter Rangstufe verschaffte, während der Name seines glücklicheren Zeitgenossen in dem Worte Kaiser Jahrtausende lang mit dem Glanze der höchsten irdischen Würde umkleidet blieb.

Beispiele wie die bisherigen sind allerdings in Sprachen zweiter Bildung, wie den romanischen, gewöhnlicher; aber dennoch gibt es auch in der deutschen Sprache zahlreiche Wörter, sogar von scheinbar ganz einheimischem Gepräge, welche ihre Entstehung dem Verkehre mit zum Theil sehr entlegenen Völkern, oder der Unterlage einer verschwundenen Bildung der Vorzeit, oder einem Mißverständniß, einer Laune, einer Zufälligkeit verdanken. So ist namentlich im Deutschen eine, mehr oder weniger freilich in allen Sprachen vorkommende, Art der Entstellung von Fremdwörtern sehr gewöhnlich, welche dieselben anderen, heimischen ähnlich macht, und ihnen damit den Schein eines ganz anderen Ursprungs gibt, als ihnen wirklich zukommt. Falter oder Zwiefalter z. B. ist aus dem lateinischen papilio, Schmetterling, entstellt, wie noch die Dialectformen Pfeifalter, Pfeifholter und das holländische vijf-wouter, welche wieder anders verunstaltet sind, bezeugen; Mehlthau (wie Benfey bemerkt) aus dem griechischen μίλτος, rothe Farbe, Rothbrand. Platz, Tisch, Kiste und Börse sind ebenfalls griechisch, Pfeil und Banner[76], Kopf und Brief, Speicher, Keller, Schüssel, Schemel und viele andere sind lateinisch; so auch kurz, falsch, zart: letzteres ist aus caritas oder charitas, liebevolle Gesinnung, entstanden. Petschaft ist böhmisch, Liste russisch, eigentlich Blatt (sowohl des Baumes als des Buches) bedeutend; Felleisen und Abenteuer sind bekanntlich französisch, deßgleichen rund und fein. Spenden ist das italienische spendere, ausgeben, oder sein gleichlautender mittellateinischer Vertreter; auch Speise ist ursprünglich die Ausgabe, spesa, also dasselbe italienische Wort, das zum zweitenmale

in der Form Speſe zu uns gekommen iſt. Sack iſt hebräiſch, Laute arabiſch. Laune iſt aus dem Finniſchen, Zinn aus dem Malaiſchen erklärt worden[77]. Meerkatze iſt Sanskrit, nämlich markaṭa, Affe. Hängematte (holländiſch hangmat und hangmak, ſpaniſch hamaca, franzöſiſch hamac) iſt einer Sprache der Urbewohner Südamerika's entlehnt. Man denke unſre Wiſſenſchaft in die Nothwendigkeit verſetzt, dieſe Wörter ohne Kenntniß ihrer Geſchichte bloß analyſirend aus ihrer gegenwärtigen Geſtalt zu beurtheilen: würden wir Bedenken tragen, Hängematte als eine Zuſammenſetzung von hängen und Matte zu erklären? Würden wir auf den Gedanken gerathen, in lärmen ein Conglomerat aus all'arme, zu den Waffen! — alſo aus Präpoſition, Artikel und Subſtantiv einer fremden Sprache — zu vermuthen? Münze könnte ſeiner Form nach ſehr wohl ein Wort deutſchen Urſprungs ſein: es iſt das lateiniſche moneta, von derſelben mit mahnen und meinen verwandten Wurzel, woher auch Monument kommt. Man kann leicht vermuthen, daß wie dieſes Wort, ſo auch Münze ein Denkmal, ein Erinnerungszeichen bedeute: keineswegs, es iſt ein Beiname der Juno, in deren Tempel auf dem Capitol die Münzſtätte ſich befand[78]. — Wer vermöchte in ſchreiben und dichten mit deren Ableitungen Schrift und Dichtung, die äußerlich ganz wie Trift und Richtung gebildet ſind, lateiniſche Wörter zu erkennen? Koſten, verſuchen (gustare, γεύομαι), iſt wie kieſen oder küren Weiterbildung von kauen. Das gleichlautende koſten, werth ſein, iſt das italieniſche costare oder das lateiniſche constare, alſo in Zuſammenhang mit ſtehen. In Koſt ſind ſogar beide Wörter, das einheimiſche und das fremde, in ihren Begriffen in einander übergefloſſen.

Pferd, bei seinem deutschen Klange zugleich ein Wort von so anschaulichem Begriff, daß man es gewiß für einheimisch halten sollte, besonders da die deutschen Sprachen an eigenthümlichen Namen für das Thier keineswegs arm sind, ist bekanntlich ein höchst seltsames sprachliches Gemenge, gebildet aus dem griechischen *παρά*, bei, und dem lateinischen veredus, welches von den Alten als Zusammensetzung von veho, ziehen, und rheda, Kutsche, erklärt wird, jenes mit unserem Wagen, dieses mit unserem Rad verwandt und wahrscheinlich schon im Lateinischen ein Fremdwort. „Die Sprache des römischen Kaiserrechtes," sagt Wackernagel[79], „hatte neben dem schon älteren Worte Veredus noch die halbgriechische Zusammensetzung paraveredus aufgebracht, um, wie es scheint, ein solches Postpferd zu bezeichnen, das nur auf den Nebenstraßen diente. Mit dem Beginne des Mittelalters ließ man, wie überhaupt die umständlicheren Ausdrücke da die beliebteren waren, das einfache veredus fallen, und von Cassiodorus an bis in die Karolinger Zeit hieß jedes Pferd, das dem Landesherrn für Reisedienste zu liefern war, paraveredus oder, nun bereits entstellt, paravredus, parafredus. Aus den Capitularien aber und den Gesetzbüchern trat das Wort in den allgemeineren Gebrauch und zugleich in die Sprache des Volkes ein, das jedoch nur, indem es zugleich noch mehr entstellt und sein Begriff noch um vieles erweitert ward: ohne Rücksicht auf öffentlichen Dienst und nur im Gegensatze zum Streitroß nannte man jetzt so alle Pferde, die man auf Reisen, beim Spazieren, bei feierlichen Anlässen, kurz außerhalb des Kampfes ritt; in diesem Sinne sagte die fernere Latinität paredrus, paledrus, parefridus, palefridus, palafrenus u. dergl., das Italienische palafreno,

das Französische palefroi, das Deutsche aber anfangs parafrid oder parfrit oder farefrit, und noch im dreizehnten Jahrhundert phärfrit, noch im vierzehnten pferft, während übrigens die noch verschliffeneren Formen pherit oder pfert bereits im zwölften aufgekommen waren; endlich unser neuhochdeutsches Pferd hat auch jede Eingrenzung des Sinnes abgeworfen." — Ich füge zu den hier aufgeführten Formen des in reichlich wuchernden Lautgestalten vorhandenen Wortes nur noch aus der alten Wörtersammlung selbst, von deren Einleitung die ebenangeführte Stelle einen Theil bildet, das mit vol (Fohlen) übersetzte poledrus[80], und ferner aus Diefenbach's Sammlungen sparvrit[81] hinzu: beide gehören zu denjenigen, bei welchen wir die Sprache auf dem Wege finden, auch mit diesem Worte einen ihrer abenteuerlichen Umdeutungsprocesse vorzunehmen, der es einem verständlicheren griechischen wie *πάρεδρος*, Beisitzer, oder *πῶλος* Fohlen, oder lateinischen, wie frenum, Zügel, oder auch deutschen annäherte; so daß, wenn etwa der Zufall den Ausschlag gegeben hätte, einen dieser Versuche größeren Anklang finden zu lassen, wir das Thier vielleicht jetzt, anstatt Pferd, Sparfried oder Fahrfried nennen würden.

Eine seltsame Entstellung ist auch das gerade im Volksmunde noch an manchen Orten lebendige Beinhase oder Bönhase, ein Pfuscher oder unbefugter Arbeiter, vermuthlich das griechische *βάναυσος*, gemeiner Handwerker. Unschlitt ist ein italienisches ungento für unguento. Trüffel und Kartoffel gehen (nach Pott) beide aus dem lateinischen terrae tuber, Erdknollen, Erdtrüffel hervor; eine Mittelform bildet das italienische tartufo, tartufola[82]. Erdapfel, woraus Adelung Kartoffel verdorben glaubt, scheint

also, wenn wir die Dialectformen Ertuffel und Herdapfel vergleichen, selbst eine, freilich sehr alte, Verderbung desselben romanischen Wortes zu sein.

Daß es übrigens nicht nur Fremdwörter sind, bei denen eine solche auf Mißverständniß, oder richtiger auf Trieb nach Verständniß beruhende Verderbung eingetreten ist, bezeugt z. B. Sündfluth, das nach eben diesem Gesetz aus Sinfluth (große Fluth, Ueberschwemmung) entstellt, aber eben um dieses Gesetzes willen heute sehr wohl berechtigt ist; deßgleichen Wachholder, Leumund, Feldstuhl, blutjung, Hagestolz, die nichts mit hold, Leu, Mund, Feld, Blut und Stolz zu thun haben; und selbst an Eigennamen (wie Wohlfart aus Wolfhart) läßt sich Dasselbe bemerken.[83]

Eine Menge deutscher Wörter aus höheren abstracten Begriffssphären sind ferner zwar reindeutsch in ihren Bestandtheilen, aber nur durch Uebersetzung künstlich gebildet; so Umstand aus circumstantia, welches selbst ebenso aus *περίστασις* übersetzt ist[84]; wiederholen aus repetere; beschuldigen und entschuldigen aus accusare und excusare, Gewissen aus conscientia, barmherzig aus misericors. Dabei haben sogar zuweilen seltsame Irrthümer über die Bedeutung des zu übersetzenden Wortes eine demselben, besonders wenn die Uebertragung durch mehrere Canäle ging, zuletzt gar nicht mehr entsprechende Neubildung zu Stande gebracht. Ein sonderbares Beispiel dieser Art ist der Pflanzenname Keuschlamm. Als Uebersetzung von agnus castus scheint dieser deutsche Name zutreffend genug; aber in dem lateinischen Worte steckt selbst wieder eine Uebersetzung, indem die griechische Benennung agnos durch das hinzugefügte castus erklärt werden soll. Was also bei der

Uebertragung ins Deutsche für das lateinische Lamm gehalten worden ist, hatte bei der Bildung des lateinischen Namens für das griechische ἁγνός, keusch, gelten sollen; und obwohl nun schon die alten Griechen dieses letztere Wort zur etymologischen Erklärung des Pflanzennamens benutzten, mit Beziehung theils auf die Anwendung seiner Zweige beim Thesmophorienfest, theils auf einen Aberglauben in Betreff seiner Wirkung, der vielleicht selbst erst aus einer solchen Etymologie entstanden ist, so ist doch kein Zweifel, daß ἄγνος, Weide, und ἁγνός, keusch, zwei ganz verschiedene Wörter sind, und somit das deutsche Keuschlamm zwei Mißverständnisse der griechischen Benennung in sich zu einer wunderlichen Mischbildung vereinigt, deren Sinn und vernünftigen Zusammenhang mit dem zu bezeichnenden Gegenstande Niemand errathen könnte, wenn die Kenntniß der Mittelglieder dieser rein zufälligen Entwickelung nicht, und zwar ebenso zufällig (z. B. durch die Ableitungsversuche der griechischen Grammatiker), heute noch möglich wäre. Auch möchte ich glauben, daß eine so sonderbare Benennung trotz alledem kaum hätte entstehen können, ohne die mystische Bedeutung des Lammes in der christlichen Religion, welche wenigstens eine solche Begriffszusammensetzung dem Ideenkreise des Mittelalters einigermaßen erträglich machen mochte.

Das Wort Honigthau beruht vielleicht ebenfalls auf einem weiteren Mißverständnisse gewisser alter Formen des schon erwähnten Mehlthau, die mit μελιτ- oder dem gothischen milith, Honig, zusammenzuhängen scheinen. Aehnlich würden, wenn die oben gegebene Ableitung von Erdapfel die richtige ist, verwandte Bezeichnungen wie Erdnuß, Grundbirne aufzufassen sein. — Ein bekanntes und

sicheres Beispiel des gleichen Vorgangs ist auch die Umdeutung der Königin im Schach, welche von den Franzosen mit einem Worte persischen Ursprungs fierge, dann aus Mißverstand vierge, endlich in fortschreitender Verfeinerung und um eine vermeintlich richtigere Beziehung zum König herzustellen, dame und reine genannt wurde.[85]

Entlehnung, Uebersetzung, Sprachmischung finden wir, soweit wir beobachten, allenthalben zur Neuschaffung von Spracht heilen wirksam. Seit Alexander gingen in das Syrische und Chaldäische griechische Wörter mit der steigenden Verbreitung der griechischen Sprache durch Vorderasien in immer größerer Menge über; lateinische, trotz der römischen Weltherrschaft, nur soweit sie vorher ins Griechische gedrungen waren. Mit syrischen Fremdwörtern gelangten einige von diesen sodann zu den Arabern; und wenn Muhammed betet: „führe uns die rechte Straße, die Straße Derer, denen du gnädig bist“[86] — so bedient er sich in ṣirâṭa desselben aus dem lateinischen strata stammenden Wortes, wie wir, das eigentlich den mit Steinen belegten und gebahnten Weg bezeichnet, und den Arabern in der aramäischen Form isṭerât, isrât zugekommen war[87]. Durch die Erfolge des Islam wurden Sprachen verschiedensten Ursprungs in Asien und Afrika mit arabischen Wörtern überfluthet. Nachdem das Persische dieselben massenhaft in sich aufgenommen, drang es selber mit ebenso großer Gewalt in das Türkische, dessen Wortschatz nun förmlich aus drei verschiedenen sprachlichen Classen besteht. Das Malaische hat sich außer jenen zwiefachen Elementen indogermanischen und semitischen Ursprungs noch dem Sanskrit unmittelbar und mittelbar entstammende angeeignet, von geringeren Beisätzen aus den Sprachen

China's, Japan's und den polynesischen abgesehen. Griechische Wörter und arabische Kunstausdrücke sind im Sanskrit in beträchtlicher Anzahl nachgewiesen worden[88]; Sanskrit-, Prakrit- oder Pali-Wörter im Tibetanischen, Chinesischen, Barmanischen, Mongolischen, ja in den Sprachen der Südseeinsulaner[89]. Das Sanskrit mit seinen eben genannten dialectischen Abzweigungen Prakrit und Pali hat ferner den Boden von Indien, auch den der sogenannten dravidischen Sprachen der Ureinwohner, gänzlich überwuchert und dagegen seinerseits Einzelnes aus ihnen in seinen von Alters her geheiligten Bau zugelassen. Das Chinesische sehen wir vor allem in Japan eine ähnliche Wirkung üben, in Tibet in geringerem Maße. Für die Mandschusprache bedurfte es, um den chinesischen Einfluß in Schranken zu halten, der Verbote von Seiten der dem Mandschustamme angehörigen Herrscher, für Gegenstände des täglichen Lebens gewisse bereits eingedrungene Fremdwörter ferner zu gebrauchen, worauf sogar Körperstrafe gesetzt ward[90]. Der Völkerverkehr der neuen Zeit hat zu solchen Anschwemmungen noch Beisätze aus fast allen modernen Sprachen Europa's gefügt, so daß wir z. B. auf den Sandwichsinseln das Wort kula Gold, auf den Marquesas haneri hundert, das eine wie das andere dem Englischen entnommen; auf beiden genannten Inselgruppen mila, tausend, auf Tahiti und Hawaii haneri für hundert, und tausani, tausend, antreffen. Die Neuseeländer gebrauchen gegenwärtig Wörter wie pukapuka, Buch, Brief, kingi, König[91]. Die Abenaki haben französische und englische Wörter aufgenommen, wie potanie (bouteille), Flasche, manni, Geld, kaus, Kuh; bei den Micmac findet sich dshackit, Jacke, monschapug, mein Hut, ja sogar der Gruß bushurti, guten Tag![92]

Die mehr geistigen Wirkungen, die Umbildungen in dem begrifflichen Inhalt bereits vorhandener Wörter, Herübernahme fremder Anschauungen und Ausdruck derselben durch eine Art von Uebersetzung, welche selbst eine Umbildung der Sprache mit sich führt: alles dies ist, besonders wo neue Literaturen auf Grund von verpflanzten fremden emporgewachsen sind, seinem Umfange nach kaum zu ermessen. Dieser Fall aber ist, auch außer Europa, fast bei allen Völkern der Erde eingetreten, die überhaupt eine Literatur haben; denn von allen noch wahrhaft lebenden hat sich nur etwa die chinesische aus sich selbst und im Wesentlichen von außen ungestört entwickelt.

Es gibt Fälle, in denen Wörter und Begriffe, deren Wiege von uns nicht ferne stand, durch solche Schicksale, aus denen eine ganze Menschengeschichte zu uns spricht, von Volk zu Volk verschlagen, nach langer Irrfahrt endlich wieder zu uns zurückgelangen, und nun theils in dem Gewande auftreten, das sie auf ihrer Wanderung angenommen, ohne von ihrem eigentlichen Ursprung eine deutliche Spur zu verrathen, theils auch unseren eigenen Formen sich so gänzlich anschmiegen, als ob sie ihre gegenwärtige Heimath von Anfang an besessen und nie verlassen hätten. A l c h y m i e ein griechisches Wort, trägt den arabischen Artikel; E l i x i r hat das Ansehen von dem lateinischen elixare, sieden, herzukommen: aber im Arabischen heißt el-ixîr ebensowohl wie wie auch al-kîmija das sogenannte Pulver der Weisen, pulvis philosophicus, welches zum Goldmachen dienen sollte, und ist also das griechische ξήριον, trockenes Arzneimittel, Pulver; vielleicht ursprünglich gerade im Gegensatz zur Alchymie, χυμεία, als der Lehre von den Säften [93].

Tambour und Tamburin kommen ebenfalls aus dem Arabischen; aber auch diese Wörter sind ursprünglich griechisch, nämlich aus *τύμπανον*, Pauke, entstellt. Der kriegerische Gebrauch der Trommel ist im Oriente uralt. Bei den Indern wird die Anwendung der Tympana zu Signalen für das Heer von Strabo geschildert[94]; wie sich denn auch die Kriegstrommel nicht nur in den indischen Epen, sondern sogar an einigen (wenn auch verhältnißmäßig wohl nicht eben alten) Stellen der Rigvedasanhita findet[95]. Ebenso wird sie in China in Schriften aller Literaturepochen erwähnt. Im Tscheu-li, dem Ritualbuche der Dynastie Tscheu, welches von den alterthümlichen Hof- und Staatsformen jenes fremdartigen Reiches ein erstaunlich detaillirtes Bild entwirft, ist unter anderen Arten von einer großen Trommel (fen-ku, nach den Commentatoren von 8 Fuß) die Rede, welche ebenfalls zu kriegerischen Signalen verwendet wird.[96] Bei den Parthern lernten die Römer auf dem unglücklichen Zuge des Crassus die Trommel mit einer Empfindung kennen, die die Schilderung Plutarch's lebhaft ausspricht. „Als sie nahegekommen waren," sagt er, „und der Feldherr das Zeichen zum Treffen gegeben hatte, wurde zuerst die Ebene von einem tiefen Schalle und fürchterlichen Getöse erfüllt. Die Parther ermuthigen sich nämlich nicht durch Hörner oder Trompeten zur Schlacht, sondern sie schlagen von vielen Seiten zu gleicher Zeit auf eherne, mit Leder überspannte Pauken, welche einen dumpfen und schrecklichen Ton von sich geben, ähnlich zugleich dem Gebrüll eines wilden Thieres und dem Schalle des Donners; indem sie richtig einsehen, daß kein Sinn so sehr als das Gehör geeignet ist, die Seele zu erschüttern, und daß die Wirkungen auf diesen

Sinn am schnellsten aufregen und am stärksten die Besonnenheit rauben." [97]

In späterer Zeit bedienten sich die Araber dieses Instrumentes auf ihren Eroberungszügen. Bei Gelegenheit der Eroberung von Thessalonich im Jahre 904 schildert uns der Mönch und Einwohner dieser Stadt Joannes Cameniata ihre „aus Fellen bereiteten Trommeln (τύμπανα)". [98] Im zwölften Jahrhundert treffen wir in Europa, bei den Böhmen den Gebrauch der Kriegstrommel (tympanum, böhmisch buben, aus dem lateinischen bombus) [99].

Was die Form betrifft, so ist das arabische tanbûr nicht viel weiter von tympanum entfernt, als das spätlateinische tymbris, das altfranzösische tymbre Pauke, das gegenwärtige französische timbre, eine von außen angeschlagene Glocke, auch Stempel, ferner timbale Pauke, und das englische timbrel, welche alle aus demselben griechischen Worte, und zwar auf eine der arabischen Umformung ziemlich ähnliche Weise entstanden sind. Vielleicht läßt sich auch tromba oder trompa, das romanische Stammwort von Trommel und Trompete, aus einer Form tymbra oder tympra erklären und also gleichfalls als Entstellung von tympanum betrachten.

Wie wenig wir im Stande sind, den Umfang der Bezüge zwischen oft weit entlegenen Völkern von vorn herein abzugrenzen, zeigt sich in solchen Fällen, wo nur die Resultate das Vorhandensein von Verbindungen erweisen, die ohne dieselben vielleicht nie vermuthet worden wären. Dahin gehört vor Allem der auffallende, immer noch nicht aufgeklärte Zusammenhang, welchen Alexander von Humboldt, unter andern Spuren eines von Asien nach Amerika sich hinziehenden

Culturbandes, zwischen den Namen einiger mexikanischen Monatstage und den chinesischen, oder überhaupt ostasiatischen, Thierkreisbezeichnungen entdeckt hat [100]. Für China hat M. Stern, für Indien Albrecht Weber eine uralte Verbindung mit der astronomischen Wissenschaft Chaldäa's wahrscheinlich gemacht [101]. Unserer Anschauung näher liegend und erklärlicher, wenn auch im Einzelnen noch vielfach dunkel, ist die mächtige Wirkung Indiens auf unsere neuere Cultur. Unsere Ziffern allein und das unschätzbare decadische Stellenwerthsystem sind genügend, uns ihre Bedeutung zu vergegenwärtigen. Die Wechselwirkung zwischen Indien und Arabien, welches für einen Theil von Europa das vermittelnde Glied gebildet hat, ist namentlich in Hinsicht auf mathematische und astronomische Gegenstände festgestellt [102], und für die Musik deuten merkwürdige Spuren einen Einfluß indischer Wissenschaft nach Westen an [103]; der gewaltigen Fülle von Fabeln und Märchen nicht zu gedenken, womit brahmanische und buddhistische Erfindungsgabe eine ganze Welt getränkt hat [104]. In Beziehung auf Grammatik, worin die Inder von Alters her so Ausgezeichnetes, ja Geniales geleistet haben, möchte ein Abhängigkeitsverhältniß der Araber ziemlich wahrscheinlich sein. Ewald spricht von einer wunderbaren Uebereinstimmung der arabischen und Sanskritgrammatiker in Anordnung der Organe, wo die Sprachlaute sich bilden [105]; die Eigenthümlichkeit der arabischen Lexikographen, die Wörter nach den Endconsonanten aneinanderzureihen, trifft noch auffälliger mit der Reihenfolge indischer Wurzelsammlungen zusammen, und erklärt sich vollkommen aus der Natur der Sanskritwurzeln, deren verschiedentliche Umwandlungen überwiegend von dem Auslaute und nicht von dem

Anlaute bestimmt werden. Der Einfluß der syrischen Grammatiker, welche selbst sich nach den Griechen bildeten, auf die Araber steht historisch fest und reicht bis zur Entstehung der arabischen Schrift zurück, die aus der syrischen entwickelt ist.

Die Wirkung, welche Iran zu den verschiedensten Zeiten, besonders in religiöser Hinsicht, auf den Westen geübt hat, ist unermeßlich; eine Rückwirkung hat begreiflicherweise ebenfalls Statt gefunden. Um eine sprachliche Spur dieses Austausches zu erwähnen, so findet sich in gewissen biblischen Büchern die Formel dât va-dîn, Gesetz und Recht; das eine der beiden Wörter ist persisch, das andere semitisch: auf der anderen Seite begegnen wir im Zendavesta dem letzteren Wort unter der Form daena[106]. — Weniger Aufmerksamkeit hat man bis jetzt der Einwirkung der Perser nach Osten geschenkt. Die Wiege des indischen Castenwesens muß, wie ich glaube, hier gesucht werden. Die Aehnlichkeiten, die in dieser Hinsicht zwischen dem Zendvolke und den Indern obwalten, sind eben so groß, als bekannt. Aber diese Aehnlichkeiten lassen sich nicht zwischen dem Zendavesta und den Rigvedaliedern, sondern nur zwischen jenem und dem ausgebildeteren Brahmanismus nachweisen: sie können sich folglich nicht aus einer beiden Völkern gemeinsamen Urzeit, sondern nur aus Uebertragung herschreiben, und es fragt sich bloß, welchem von beiden hier die Ursprünglichkeit zukomme. Nun tritt in Persien das Castenwesen schon in frühester Zeit und mit dem persischen Volke zugleich auf; es ist mit seiner Religion innig verwebt, zudem auch weit weniger unnatürlich gestaltet, und nur eine alterthümlichere Urform der Standesgegensätze: die Stände der Priester,

Krieger und Ackerbauer, zu denen, wie Spiegel bemerkt[107], die der Gewerbtreibenden erst nach der Abfassungszeit der Zendschriften hinzugekommen ist, sind analog der mittelalterlichen Eintheilung in Geistlichkeit, Adel und Volk, oder den sogenannten Lehr-, Wehr- und Nährstand. In Indien dagegen erscheinen die Casten erst nach Ablauf der Literaturperiode, die die Urreligion des Volkes umschließt, und gehören dieser also gar nicht an; denn die einzige Stelle, wo ihrer in den Rigvedahymnen Erwähnung geschieht, befindet sich nicht nur in dem späteren zehnten Buche (90, 12), sondern ist vermuthlich selbst dort bloß eingeschoben[108]. Sie bilden sich erst in der Folge zu einer immer schrofferen und unnatürlicheren Gestaltung, und finden endlich auf indischem Boden selbst im Buddhismus ihre entschiedene Bekämpfung und Verläugnung: Alles Anzeichen, daß ihr Ursprung eher dort als hier zu suchen ist. Um so weniger wird man die Form der Aufnahme in den Verband der Caste durch Anlegung der heiligen Schnur, welche dem Gesetze Manu's mit den Parsen gemein ist und bis auf Kleinigkeiten in beiden übereinstimmt, (wie Spiegel thut[109]) für eine uralte Spur gemeinschaftlicher Entwickelung halten dürfen; und der Charakter der Ceremonie und ihres Verhältnisses zu beiden Religionen spricht gewiß auch hier eher für einen Uebergang von den Parsen zu den Indern, als umgekehrt. — Uebrigens sind die Casten nicht das einzige Element des Brahmanismus, welches auf diese Schlußfolgerung führt. Die übermäßige, abenteuerliche, und man darf wohl sagen die Grenze alles Menschenverstandes überschreitende Verehrung des Rindes ist ebenfalls nicht der arischen Urzeit, nicht den Veden mit dem Zendavesta gemein, wohl aber dem

Gesetze Manu's; und ganz wie in dem obigen Falle, gehen die Brahmanen in demjenigen, worin der Parsismus noch einige Natürlichkeit bewahrt, zur vollen Unnatur vorwärts [110].

Die Vorstellung von dem Einflusse Babyloniens und Aegyptens auf die Nationen, deren Gesittung uns bis an die Schwelle dieses Jahrhunderts noch für das fernste Ziel der Alterthumsforschung galt und beinahe mit der Entstehung des Menschen selbst zusammenfiel, ist durch neuere Entdeckungen bedeutend gestiegen. Aber schon das Alterthum mußte eine Einwirkung Asiens auf die griechische Bildung anerkennen, so alt und tiefgehend, wie sie nicht leicht vorauszusetzen gewesen wäre, ohne den Umstand, daß das griechische Alphabet mit dem semitischen identisch und besonders die Namen der Buchstaben so vollkommen gleich sind, daß es, außer der Kenntniß beider, weiter keiner Entdeckung bedurfte, um die Entlehnung wahrzunehmen.

Wie viele, wie alte und unkenntliche Fremdwörter wird man nun nicht auch in den sogenannten alten Sprachen mit Recht erwarten dürfen! Wirklich gibt es deren von ganz so zufälligem und theilweise auch dunkelm Ursprunge wie in den neuesten Formationen. Den Griechen waren z. B. die asiatischen Namen von Edelsteinen wie Opal, das das indische upala, Stein, oder Onyx, das vielleicht das semitische anak ist [111], gänzlich unklar, und der letztere Name erinnerte sie nothwendig an ihr eigenes gleichlautendes Wort für Kralle, Fingernagel. *Σάκχαρον* war begreiflicherweise seiner Abkunft nach nicht deutlicher als unser Zucker. Für uns ist Kiefer ein der Form nach unkenntlich gewordenes Fremdwort aus cupressus, *κυπάρισσος*; für die Griechen

verhielt sich dieses Wort ebenso zum hebräischen gofer, Cypresse. — Wenn uns das Wort Gaul auf caballus, καβάλλης verweist, so geht dieses selbst vielleicht wieder, wie camelus, auf das semitische gamal, Kameel zurück. Der hebräische Name des Pferdes, sus, ist seinerseits, wie die Sache, ägyptisch. — Noch wissen wir nicht, ob Löwe, (λέων, slavisch lew, althochdeutsch lewo) zu dem semitischen labî und altägyptischen labu (koptisch laboi) in einem Entlehnungsverhältniß steht, und in welchem? — Ob Affe aus dem Sanskritnamen kapi in früher Zeit entlehnt ist, kann ebenfalls bezweifelt werden; aber kein solcher Zweifel herrscht über das griechische κῆπος, das hebräische qof, das ägyptische kaf.[112] Das schon erwähnte aus dem Hebräischen ins Griechische, Lateinische und so viele neuere europäische Sprachen übergegangene Sack findet sich auch im Koptischen; ebenso ein dem griechischen χιτών und hebräischen ketonet, Unterkleid, entsprechendes. — Das obenbehandelte griechische Wort τύμπανον, Pauke, scheint sehr analog aus einer Wurzel des Schlagens gebildet zu sein: aber das Zusammentreffen mit dem hebräischen tof (für tupp) und dem indischen dundubhi läßt auch wenigstens die Möglichkeit einer Entlehnung offen; umsomehr als diese gerade bei Namen musikalischer Instrumente sehr gewöhnlich ist. So ist σεῖστρον, Sistrum, trotz des griechischen Anscheines, ägyptischer Abkunft; νάβλας, ein Saiteninstrument, ist das chaldäische nabla, hebräisch nebel, welches mit Wahrscheinlichkeit auch bei den Aegyptern (mit den Consonanten nfr) vorausgesetzt werden darf. Σαμβύκη findet sich im Sanskrit (çambûka) und außerdem neben der Cither, κίθαρος, dem Psalter (psanterin) und der Symphonia im Buche Daniel[113]; im Koptischen

trifft man ein dem Sanskritwort vîṇâ, Laute, gleichbedeutendes voine.

Die Unregelmäßigkeit und Seltsamkeit in den Begriffsübergängen, die bei Fremdwörtern im Allgemeinen so gewöhnlich ist, zeigt sich in denen der alten Sprachen ganz wie in denen der neuen. So kommt abacus, ἄβαξ, Tafel, Brett, Rechen- und Spielbrett, Prunktisch, Teller, aller Wahrscheinlichkeit nach vom hebräischen abaq, Staub. Wir wissen aus Jamblichus und Martianus Capella, daß die alten Mathematiker bei der Aufstellung von Rechnungen und geometrischen Figuren sich, anstatt wie wir der Kreide, eines feinen Staubes (κόνις, pulvis), einer Art bläulichen Streusandes bedienten, der auf die Rechentafel, abacus, aufgetragen wurde, und in welchen man mit einem Stabe (radius) die auf solche Weise leicht wieder auszulöschenden Zahlzeichen und Linien zog [114]. Daher gelten Stab und Staub, oder Staub und Tafel, pulvis et abacus, sprichwörtlich als Abzeichen des Mathematikers. So läßt bei Martianus (am Anfang des siebenten Buches der „Ehe Mercur's und der Wissenschaft") Minerva für die personificirte Arithmetik „den Abacus stehen und mit bläulicher Decke die Staubfläche für die Züge der Figuren breiten." Ebenso verbindet auch Persius in der ersten Satire (131) „die Zahlen auf der Tafel und die Grenzen in dem durchschnittenen Staub, abaco numeros et secto in pulvere metas." In den Staub eines solchen abacus haben wir jene für die Rettung seiner Vaterstadt entworfenen Figuren des Archimedes gezeichnet zu denken, welche nicht zu verwischen seine ängstliche Bitte an die einstürmenden römischen Soldaten gewesen sein soll, die den Tod des in seine Wissenschaft vertieften Meisters zur Folge gehabt

habe. Wenigstens wird von ihm auch außerdem berichtet, daß ihn seine Sclaven, um ihn zu salben, mit Gewalt von der geometrischen Tafel wegzogen, und er dann auf den gesalbten Leib noch immer weiter Figuren zeichnete [115]. Bei den Hebräern nun findet sich das Wort abaq, Staub, an einer spätestens dem Anfang des dritten Jahrhunderts angehörigen Stelle, offenbar in Beziehung auf den gleichen Gebrauch verwendet. Es heißt nämlich dort (Mischnah, Sabbat XII. 15): „Wer in trinkbare Flüssigkeit, in Fruchtsaft, in Staub auf den Wegen, oder in Staub der Schreiber (abaq soferim), oder in irgend etwas, das nicht Bestand hat, schreibt, ist frei.“ Das hier für Schreiber angewandte Wort heißt überdieß auch: zählend, und ist für Zahlenschrift doppelt geeignet. Auch die Araber haben ein Zahlenschriftsystem gehabt, das nach de Sacy's Entdeckung von A. v. Humboldt geschildert wird und welches gobar, Staubschrift, hieß [116]. Und so mag denn wohl der Abacus, als von Semiten eingeführt, seinen griechischen und römischen Namen, unter Verwechselung der Tafel mit dem darauf gestreuten Staube, aus einem semitischen Worte dieser Bedeutung entnommen haben, wornach dann der Begriff auf den der Tafel oder eines kleinen Tisches auch in allgemeinerem Sinne überging. — Als Prunktisch ist übrigens der Abacus, wie wir aus Livius ersehen [117], ebenfalls von Kleinasien aus zu den Römern gelangt. In späterer Zeit wurde das Wort auch für Bank gebraucht, besonders, wie es scheint, für solche, die, wie noch jetzt z. B. in Hörsälen, mit Schreibtischen verbunden sind. Daher scheint die Meinung viel für sich zu haben, die Ferrari von Hermolaus Barbarus und J. G. Vossius anführt und billigt, daß das

Wort Bank selbst aus abacus entstanden sei; es würde sich daraus die doppelte Bedeutung dieses deutschen und zugleich romanischen Wortes, nämlich einerseits für das Geräthe zu reihenweisem Sitzen, andererseits für gewisse Arbeitstische der Handwerker, wie Drehbank, und besonders (mit der Mehrheit Banken) den Tisch des Wechslers, woher Banquier, sowie auch in Bankett für die Tafel des Mahles, und endlich die übertragene Verwendung für Fläche, z. B. in Sandbank, dem Gebrauche des lateinischen Wortes höchst entsprechend erklären.

Die eben erwähnten Beispiele betreffen Gegenstände, die mit ihren Benennungen auch zugleich selbst aus der Fremde eingeführt waren. Dagegen Wörter für Begriffe wie sechs, sieben, acht für entlehnt zu halten, werden wir uns nicht so leicht verstehen wollen. Aber wenn wir bedenken, daß wir alle einfachen Zahlenbegriffe von tausend aufwärts nur durch Fremdwörter, wie Myriade, Million auszudrücken wissen, außerdem aber selbst Dutzend entlehnt haben; daß auf den Inseln der Südsee dasselbe mit hundert und tausend geschehen ist; ja daß aus der Tupisprache in Brasilien nach dem sechzehnten Jahrhundert alle einheimischen Zahlen über drei verschwunden und die portugiesischen an deren Stelle getreten sind:[118] so werden wir die Möglichkeit eher zugestehen, daß die Semiten ihre Zahlwörter schesch sechs, scheba sieben von den Indogermanen, und schemoneh acht aus dem ägyptischen schmun entnommen haben. In einem ähnlichen Verhältniß scheinen die Zahlwörter der Berbersprachen Nordafrika's fast durchaus gegen die semitischen zu stehn; und selbst in der dem südlichsten Sprachstamme Afrika's, dem Kaffernstamme, angehörigen Sprache

der Suaheli auf der Küste von Zanguebar begegnet man den Zahlwörtern setta und sabaa für sechs und sieben [119].

Was sich aus allen diesen Beispielen ergibt, ist also Folgendes. Eine Menge von Wörtern sind nachweisbar durch ganz zufällige Umstände entstanden oder zu ihren Bedeutungen gelangt. Manche beruhen auf wissenschaftlichen oder religiösen Anschauungen, die zur Zeit ihrer Entstehung geherrscht haben; einige sind aus Eigennamen von Personen gebildet, deren Eigenschaften oder Thaten irgendwie mit ihrem Begriff in Verbindung gebracht wurden. Entlehnungen haben in ungeheurem Maße stattgefunden; und zwar sind die Wörter theils ganz, mit ihrem Laute, theils bloß mit ihrem Begriffe, in übersetzter Form, aus einer Sprache in die andere übergegangen. Neben der Entlehnung läuft Entstellung, Mißverständniß und Irrthum aller Art her; welches alles auf einen Theil der Sprache entscheidend und bestimmend wirkt, und zugleich dessen Ursprung für uns verdunkelt. Solche Vorgänge sind nicht auf die neuen Sprachen beschränkt und betreffen nicht bloß vereinzelte materielle Gegenstände: sie erscheinen schon in der Urzeit und an Begriffen, die wir für integrirende Theile der Vernunft halten müssen. — Bleibt nun, so könnte man fragen, nach alledem in der Sprache noch etwas zurück, was mit Sicherheit für ursprünglich zu erklären, in seiner Entstehung auf Gesetze zurückzuführen ist? Wenn wir von der lateinischen Sprache nichts wüßten, in welche Irrthümer, in welche Unmöglichkeiten würden wir nicht bei jedem Versuch der Erklärung französischer Wörter gerathen? und ist es nicht vielleicht mit allen noch so alten Sprachformen ebenso? — Ich kann es unterlassen, die Beweise für den glücklichen

Umstand anzuführen, daß diese Befürchtung im Großen und Ganzen unbegründet ist. Der Kern der Stammsprachen liegt durch die Sprachvergleichung zu wohl gesichert; der Nachweis von Wurzeln hat ein bestimmtes Kennzeichen der Ursprünglichkeit an die Hand gegeben. Selbstbewußtsein und Wissenschaft scheinen nicht allzuweit hinter der anfänglichen Sprachentwicklung herzugehen, um nicht eine erfolgreiche Wortforschung zu ermöglichen, ehe die alte Sprachform der Erinnerung und Beobachtung ganz entzogen ist. Hinter der Sanskritsprache liegt keine zertrümmerte alte. Es scheint, daß nur Sprachen von einer gewissen Vollkommenheit secundäre Sprachen aus sich erzeugen, einer Vollkommenheit, welche genügt, um in Folge des erweckten Bewußtseins auch die Ursprache vor Vergessenheit zu bewahren; oder mit anderen Worten, die Entstehung secundärer Sprachen gehört einem Zeitraum der Reife des menschlichen Geschlechtes an, in welchem die Art ihrer Entstehung und der Stoff, woraus sie sich bilden, nicht leicht mehr für die Beobachtung verloren gehen.

Ein Wort, das sich innerhalb einer Sprache auf seine Wurzel zurückführen läßt, kann nicht entlehnt sein; aber abgesehen davon wäre es immer möglich, daß es in seiner Ableitung und seiner ganzen Begriffsgeschichte denselben Zufälligkeiten und selbst Willkürlichkeiten folgte, wie wir sie in den neuesten Sprachformationen angetroffen haben. Es handelt sich also noch darum, zu zeigen, daß auch dies nicht der Fall ist, daß diese Zufälligkeiten wirklich nur der Rinde der Sprache angehören, der Kern derselben aber ganz bestimmten Naturgesetzen unterliegt.

VII.

Beispiele analogischer Begriffsentwickelung. Der Begriff Barbar bei den Herero, Griechen, Indern, Germanen und Semiten. Unzulänglichkeit der bloßen Lautforschung für die begriffliche Erklärung vieler Wörter. Donner, Ton, dünn und dehnen; ob wurzelverwandt? — Unvollkommenheit apriorischer Schlüsse über Begriffsursprünge. Das Zahlwort acht. Freiheit innerhalb der Begriffsentwickelungsgesetze.

Das Wort takuma wird in Hahn's Wörterbuch des Herero (einer Sprache kafrischen Stammes in Südafrika) folgendermaßen erklärt: „stottern, undeutlich reden, eine fremde Sprache reden, weil nach der Ansicht der Herero nur ihre Sprache fließend ist, dagegen alle anderen gestottert werden." Vergleichen wir damit, was Albrecht Weber in seinen „indischen Skizzen" von dem indogermanischen Urvolke bemerkt. „Das Stammesbewußtsein," sagt er, „war ein so mächtiges, daß sogar das Wort Barbar, stammelnd, zur Bezeichnung fremder, anders redender Völker jener Vorzeit schon angehört." [120]

Man sieht, daß was hier von zwei Seiten bei so gänzlich verschiedenen Völkern als besondere Stammeseigenthümlichkeit aufgefaßt wird, in Wirklichkeit auf einem allgemeinen Gesetze beruht. Dabei ist die Frage ganz gleichgültig, ob das Wort, welches Weber im Auge hat, wirklich gemeinindogermanisch, das heißt, ob *βάρβαρος* das sanskritische varvara sei, — was freilich zweifelhaft bleibt, da das

Sanskritwort eigentlich nur Eigenname eines bestimmten nicht indischen Landes und Volkes zu sein scheint[121]. Das griechische Wort hat darum immer den angegebenen Ursprung; es ist Verdoppelungsform einer Wurzel bar, von welcher vermuthlich auch Bär abzuleiten ist, mit der Bedeutung brummen, welches Wort selbst nebst anderen bei einer früheren Gelegenheit erwähnten verwandten und zum Theil unter mancherlei Verstümmelungen verdoppelten Stämmen auf diese einfache Gestalt zurückgeführt werden kann. Wir finden bei griechischen Grammatikern[122] noch *βορβορύζω*, gleichbedeutend mit *βομβυλιάζω*, also einer Ableitung der ebenfalls schon besprochenen verdoppelten Wurzel *βρεμ*. Auch murmurare, murmeln, nebst murren stehen nicht allzufern. Kuhn[123] hat auf das Vorkommen des sanskritischen barbaratâ in dem Praticakhja aufmerksam gemacht, jener merkwürdigen, in so mancher Hinsicht der Massora der Hebräer vergleichbaren, grammatischen Bearbeitung des Vedentextes, welche, wie Rudolph Roth in einer seiner berühmten Abhandlungen über die Literatur und Geschichte des Veda zeigt, nicht jünger als der Anfang des vierten vorchristlichen Jahrhunderts sein kann[124]. Es bezeichnet dort einen Fehler in der Aussprache des r, und wird von Böthlingk und Roth mit Murmeln übersetzt[125]. Eine eigentliche Urgemeinschaft mit dem griechischen Worte in dessen engerer Bedeutung (Fremder oder Barbar) folgt hieraus keineswegs[126]; wohl aber gelangen wir damit auf einen gemeinsamen älteren Begriff. In Beziehung auf Bedeutungsanalogie führt eine fernere Vergleichung Kuhn's noch weiter, nämlich mit dem lateinischen balbus, stammelnd. Dies ist ohne Zweifel ebenfalls eine (aus balbal) verkürzte Reduplication, und mit bâlare,

blöcken, blatire und blaterare, schwatzen, letzteres auch Ton des Kameeles, zusammenzustellen. Es ist nicht ohne Wichtigkeit, daß balbus ebenfalls von einem Fehler der Aussprache gerade des r gebraucht wird, nämlich dessen Vertauschung mit l, denselben Fehler, welchen die Griechen *τραυλός* nannten, und der an Alcibiades so liebenswürdig gefunden ward. Demosthenes, sagt Cicero, sei von Natur der Art balbus gewesen, daß er den ersten Buchstaben seiner eigenen Kunst nicht habe sprechen können[127]. Ueberhaupt bezeichnet das Wort in der Regel die unvollkommene Articulation einzelner Consonanten, wie sie auch dem Kindes- und Greisenalter eigen ist. *Βάρβαρος* hat übrigens die Begriffsbeziehung zur Sprache, von der es unbestrittenermaßen ausgeht, und die es in den ältesten Stellen sehr deutlich zeigt, niemals verloren; es hat stets mehr dem Barbarismus als der Barbarei gegolten. „Hier bin ich ein Barbar," klagt Ovid aus seiner Verbannung, „weil ich von Niemanden verstanden werde; und die rohen Geten lachen über die lateinischen Worte."[128] Lehrreich ist für den Begriff des Wortes besonders auch Strabo's Erklärung. „Ich glaube," sagt er, „daß *βάρβαρος* ursprünglich als Schallnachahmung für eine schwere, harte und rauhe Aussprache gebildet worden ist, wie *βατταρίζειν*, *τραυλίζειν* und *ψελλίζειν*. Während man also *βάρβαρος* von Allen sagte, die schwerfälliger Zunge waren, so schienen die Zungen der Ausländer, der Nichthellenen, diese Eigenschaft zu haben, und man nannte nun diese besonders Barbaren, anfangs zum Schimpfe, als seien sie von schwerfälliger und harter Sprache, dann mißbräuchlicherweise als allgemeine Völkerbezeichnung im Gegensatze zu den Hellenen. Denn bei erweitertem Umgang und Verkehr mit den

Barbaren sah man ein, daß es sich hier nicht um Schwerfälligkeit und eine Art von Fehler der Sprachorgane handelte, sondern um Eigenthümlichkeiten der Sprachen. Aber nun ergab sich in unserer eigenen Sprache eine andere schlechte und gleichsam barbarische Aussprache, wenn jemand die Worte nicht richtig hellenisch, sondern wie die Barbaren sprach, die griechisch lernen, da diese den richtigen Accent nicht haben, so wenig wie wir in ihren Sprachen." [129]

Für das Sanskrit kommt außerdem ein anderes Wort für Ausländer, mit ebenso sehr tadelnder und verachtender Nebenbeziehung, nämlich mleććha hinzu, welches von undeutlicher, unverständlicher, unrichtiger Sprache ausgeht. „Der Fremde," sagt Lassen von den Indern der älteren Zeit, „galt ihnen und den übrigen Arja zugleich als ein Barbare; dieser Gegensatz ist von dem Unterschiede der Sprachen ausgegangen, da jeder, welcher die Sprache der Arja nicht spricht, ein Mlecha ist." [130]

Unser welsch, von dem althochdeutschen walah, (woher das polnische włoch, Italiener, entlehnt, und, wohl zunächst bei slavischen Völkern, ebenfalls durch Entlehnung auch der Name der Wallachen gebildet wurde, welcher sie also, wie das Volk sich selbst, als Romanen bezeichnet) hat Leo [131] unmittelbar eben diesem mleććha gleichzusetzen versucht: insofern, daß die Germanen den Begriff des Paria, der in dem Sanskritworte liegt, aus Indien mitgebracht und auf ihre celtische und in der Folge romanische Umgebung angewandt hätten [132], gewiß mit Unrecht. Aber sehr wahrscheinlich geht auch das deutsche Wort von der unverständlichen und, nach der allgemeinen Anschauungsanalogie, als gemein, unvollkommen und gestammelt betrachteten Sprache

aus, wie schon die Zusammensetzungen Rothwelsch und Kauderwelsch (jenes wahrscheinlich so viel als Vagabunden=Welsch[133], dieses von kaudern, d. i. lallen) zeigen; und wenn Leo die slavischen Zeitwörter blekotati stammeln, bleknuti meckern, blejati blöcken, das litthauische bluwanti brüllen, und selbst das lateinische balbus vergleicht, so bieten diese Parallelen der Bedeutung nach keinerlei Bedenken, und würden, wenn man ihren lautlichen Zusammenhang mit welsch und mleććha, sowie den dieser beiden untereinander gelten ließe, sogar wieder zu βάρβαρος zurückführen. Die große Ausdehnung des Begriffes thierischer Laute in den Sprachwurzeln und die zwischen Aehnlichkeit und Verschiedenheit fließende Gestalt derselben läßt die Frage nach einer solchen lautlichen Verwandtschaft mehr oder weniger gleichgültig erscheinen.

Der semitische Sprachstamm hat ebenfalls mehrere Wörter von der Bedeutung welsch, ausländisch, die vom Stammeln kommen; auch hier scheint jene Bedeutung noch nicht der gemeinsamen Ursprache angehört zu haben, sondern erst in der Zeit nach der Sprachtrennung entwickelt zu sein. Im Hebräischen ist das entsprechende Wort loéz, im Arabischen ágam, jenes besonders von den Aegyptern, dieses besonders von den Persern geltend, also, wie man sieht, von gänzlich unverwandten Völkern, deren Sprache durchaus unverstanden bleibt[134].

Ich unterlasse es, weitere Analogien dieses überall leicht kenntlichen Begriffsüberganges zu häufen, um zu andern, in mancher Beziehung entgegengesetzten Fällen überzugehen, wo ein an sich weniger deutliches Verhältniß solcher Analogien zu seiner sicheren Erklärung bedarf.

In Betreff der indogermanischen Benennung des **Donners** lesen wir in **Max Müller's** Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache: „Wer bildet sich nicht ein, im Worte Donner oder im englischen thunder eine Nachahmung jenes dröhnenden, rollenden Geräusches zu vernehmen, das die alten Germanen ihrem Gott Thor zuschrieben, wenn er Kegel schob? Dennoch ist Donner offenbar von dem lateinischen tonitru nicht verschieden. Die Wurzel ist tan strecken, spannen. Von dieser Wurzel haben wir im Griechischen tonos, Ton, indem der Ton durch das Spannen und Vibriren der Saiten hervorgebracht wird. Im Sanskrit wird der Klang des Donners durch dieselbe Wurzel tan ausgedrückt, aber in den abgeleiteten Formen tanyu, tanyatu und tanayitnu bemerken wir keine Spur von jenem dumpfen Rollen, das wir aus dem lateinischen tonitru und dem englischen thunder herauszuhören glaubten. Dieselbe Wurzel tan, strecken, bietet einige Ableitungen dar, die von jeder Rauheit und jedem Lärm weit abliegen. Das lateinische tener, französisch tendre, englisch tender ist von ihr abzuleiten. So wie tenuis, im Sanskrit tanu, deutsch dünn, englisch thin, bezeichnete tener ursprünglich das über eine große Fläche Ausgestreckte, Ausgespannte, danach erst dünn und zart. Die Verwandtschaft zwischen tendre, dünn, und Donner würde schwer festzustellen sein, wenn die dem Donner zu Grunde liegende Auffassung in seinem Rollen und Dröhnen zu suchen wäre.“ [135]

Wenn ich über die hier angeführten Wörter eine in allen Punkten abweichende Meinung äußern muß, so wird ein solcher Widerspruch den Standpunkt, welcher auf Berücksichtigung von Begriffsentwicklungsgesetzen dringt, einer

Autorität gegenüber um so deutlicher vertreten, welcher Sicherheit über etymologische Formgesetze und die umfassendste Kenntniß der indogermanischen Sprachwelt wohl Niemand bestreiten wird. Es wäre gewiß erstaunlich, wenn die Urzeit in einem den Schall bezeichnenden Worte etwas von Spannung oder Vibration angedeutet haben sollte. „Daß der musikalische Klang oder Ton," sagt derselbe Schriftsteller an einer andern Stelle[136], „in seiner einfachsten Form durch Spannung hervorgebracht wird und aufhört, nachdem der klingende Körper jene Spannung überwunden hat, scheinen die alten Bildner der Sprache schon dunkel geahnt zu haben." Allein, wie sollen wir uns eine solche Ahnung denken? — Das Wort Ton *τόνος* ist freilich aus der Wurzel *τείνω*, spannen, gebildet worden; aber wann und wie? Es ist soweit entfernt, der indogermanischen Vorzeit anzugehören, daß es noch nicht einmal homerisch, ja in seiner uns geläufigen Bedeutung kaum überhaupt antik ist. Spannung und Vibration von Saiten ist selbst in diesem so recht eigentlich für das Musikalische gebräuchlich gewordenen Worte nicht enthalten. Es bedeutet die Anspannung, Anstrengung, und wird zunächst mit dem ausdrücklichen Zusatze: der Stimme (*τόνος τῆς φωνῆς*), von dem Anhalten des Lautes in der Aussprache, sowie von der Erhebung der Stimme, dem Nachdruck und Ausdrucke derselben gebraucht. „Was soll das klägliche Geschrei," ruft einmal Aeschines seinem Gegner Demosthenes zu, „was die gewaltig erhobene Stimme — *τίς ὁ τόνος τῆς φωνῆς*?"[137] Xenophon in seiner Schrift über die Jagd, vom Antreiben der Hunde sprechend, erwähnt die verschiedenen Erhebungen der Stimme: hoch, tief, leise, laut (*ὀξύ*, *βαρύ*, *μικρόν*, *μέγα*).[138] Bei den Grammatikern

heißt daher der Accent so, weil er den Gegensatz der gehobenen und der gesenkten Stimme (ὀξύ, βαρύ) darstellt; ἄτονος, schlaff, nicht gespannt, ist zugleich im grammatischen Sinne tonlos, accentlos, ohne Nachdruck gesprochen. In der Musik heißt τόνος eigentlich Intervall des großen ganzen Tones, benannt von der Erhebung der Stimme um diese natürliche Größe. Wie sehr diese Bedeutung die des Klanges überwiegt, sieht man daraus, daß die Entfernung des Mondes von der Erde, als die erste Stufe himmlischer Zwischenräume, von den Pythagoräern übertragenerweise Tonos genannt wurde [139]. Sodann bedeutet das Wort auch den Grad der Erhebung der Stimme überhaupt, die Höhe. Herodot sagt an mehreren Stellen für „in Hexametern, in Trimetern" ἐν ἑξαμέτρῳ τόνῳ, ἐν τριμέτρῳ τόνῳ, also im Sechsmaß-, Dreimaßtacte, welche Begriffsrichtung sich an die des Accentes anschließt. Das Bewußtsein des Zusammenhangs mit der Wurzel τείνω war in dem griechischen Worte so lebendig, daß es in allen Bedeutungen mit τάσις Dehnung, Spannung wechselt. Wir finden für Nachdruck oder Höhe der Stimme ebenso gewöhnlich τάσις τῆς φωνῆς, und der Accent heißt z. B. ὀξεῖα τάσις oder, wie Galen [140] sich ausdrückt, ἡ κατ' ὀξύτητα τάσις τῆς φωνῆς, ebensowohl als τόνος. Vergebens wird man hingegen in irgend einem Schriftsteller des Alterthums das Wort Ton im modernen Sinne für Laut und Klang im Allgemeinen, also gleichbedeutend mit φθόγγος, sonus, suchen. [141] Es kann nicht etwa von dem Tone des Donners, ja nicht einmal von den Tönen der Leier, anders als in streng technischen Beziehungen gebraucht werden; bei Dichtern findet es sich überhaupt nicht, zu deutlichem Beweise, daß es ein bloßer Kunst-

ausdruck gewesen und als solcher über die gelehrte Sprache und die wissenschaftliche Bedeutung nicht hinausgegangen ist. — Die Römer übersetzten das griechische Wort, soweit es grammatischen Accent bezeichnet, mit tenor, worin sich ebenfalls ein richtiges Gefühl von der Grundbedeutung ausspricht. Tenor bezeichnet nämlich, wie τόνος, die Spannkraft, Festigkeit, anhaltende Kraft und Dauer, Fortsetzung ohne Abnahme und Erschlaffung, auch die sich gleichbleibende Haltung, den Grundcharakter eines Gegenstandes; uno tenore heißt in einem ununterbrochenen Zusammenhange fort, in einem Zuge. Der gegenwärtig gebräuchliche musikalische Ausdruck Tenor, aus dem italienischen tenore, bedeutet ursprünglich den in festem Gange fortschreitenden Gesang, der dem mehrstimmigen Discantus untergelegt wurde; dann erst die ihn führende Stimme.

Aus dem Gesagten ergibt es sich schon einigermaßen, daß Ton und Donner, die anscheinend sehr wohl zu einander passen, nicht die geringste Wurzelverwandtschaft haben. So naheliegend und auf den ersten Blick verführerisch eine solche Zusammenstellung sein mag, die Wörter tonus Ton, und tonare donnern, haben nicht das Mindeste mit einander gemein; trotzdem daß uns sogar ein alterthümliches tonus (oder tonum), Donner, bezeugt wird, welches nach Seneca der Redner Cäcinna gebraucht haben soll[142]. Jenes neuere tonus ist im Lateinischen ebenso, wie bei uns Ton und tönen, ein Fremdwort aus dem Griechischen; tonare dagegen (nebst dem entsprechenden veralteten tonus) ist ein gerade im Griechischen nicht vorfindliches indogermanisches Urwort. Für das letztere ist als vollständige Wurzelform stan nachzuweisen, die unserem dehnen entsprechende Wurzel

von Ton zeigt nirgends ein anlautendes s. Daß stan wirklich die ursprüngliche Form ist, geht aus den beiden gleichbedeutenden Sanskritwörtern tanajitnu und stanajitnu, Donner, hervor, da hier nur der Abfall des s in dem ersteren angenommen werden kann, nicht umgekehrt Antreten desselben in dem zweiten, welches bei vollkommen ausgebildeten Wörtern ohne Beispiel ist. Wie sich aber dieses stan dem Begriffe nach zu στένω, stöhnen verhalte, ersehen wir wieder nur aus Analogien. Niemals kann sich ein Wort wie stöhnen aus donnern, niemals ein den Schall bezeichnendes aus dem Begriff der Spannung elastischer tönender Körper, und insbesondere donnern auch nicht, wie Grimm annimmt, aus dem der Spannung der Luft entwickeln. Eine kaum größere innere Wahrscheinlichkeit wird Kuhn's Ableitung zugeschrieben werden dürfen, der das jonische στείνω, eng machen, voll pressen, zu Grunde legt, und hinzufügt: „Wie aber in στενός der Begriff des nur auf zwei gegenüberstehenden Seiten Eingeengten und Gepreßten, daher des Dünnen, Schmalen liegt, so scheint auch dieser Begriff in stanâmi, στένω der vorwiegende gewesen zu sein, und sich daraus der Begriff von stanayâmi, ich mache lang hin tönen, ich donnere, entwickelt zu haben.“ [143]

Die Wurzel der Schallbegriffe ist durchgängig das thierische Brüllen, und das Summen und Tosen eines lärmenden Schwarmes. Beide Richtungen zeigen sich in dem Stamme von βροντή, Donner. Das Zeitwort bhram hat im Sanskrit vorwiegend die Bedeutung des Schwärmens [114], geht aber von da in leicht zu verfolgenden Ableitungen auf den Lärm z. B. der Bremse und anderer schwärmenden und summenden Insecten über, was sich dann an die bereits früher erwähnten

mit Bombe zusammenhängenden Wörter dumpfer Geräusche anschließt; während das im Griechischen selbst zunächststehende *βρέμω* und *βρόμος* das Rauschen der Fluthen, des Sturmes, das Prasseln der Flamme, Tosen des Donners und Erdbebens, *βρομέω* auch das Summen des Mückenschwarmes, und daneben andere verwandte Stämme (wie *βριμάω*, *βρωμάομαι*, *βρυχάομαι*, *φριμάσσομαι*) mancherlei brüllende Thierlaute, sowie auch zorniges Murren und Zürnen überhaupt bezeichnen. Ebenso das entsprechende lateinische fremo: es wird vom Meer und Sturm, von Löwe und Roß, vom Geräusch des Kriegs und der Waffen, vom Murren, besonders dem zürnenden, einer Volksmasse gebraucht.

Wie dieser im Griechischen zu der Bedeutung des Donners entwickelte Stamm mit brummen, und mittelbar auch mit brüllen und brausen, so hängt die slavische Benennung mit dem deutschen Grimm und in zweiter Linie mit grollen zusammen. Es ist dies gremjetj donnern, grom Donner; welche Wörter aber auch allgemeiner jedes Getöse, den lauten Schall, bezeichnen und Ableitungen wie gremutschij tönend, schallend, gromkij laut, im Polnischen gromić, lärmen, schelten, neben sich haben. Diesem slavischen Stamme entspricht im Griechischen *χρεμετίζω* wiehern, *χρόμαδος* das Knarren, Knirschen. Dem letzteren Worte ist *ὅμαδος* so analog gebildet, daß man vermuthen kann, es sei durch Verlust der Anlautgruppe aus ihm entstanden. Die gewöhnliche Ableitung von *ὁμός*, gemeinsam oder zusammen, paßt zu der Bedeutung durchaus nicht, welche keineswegs abgeleitet, sondern eine jener ursprünglichen ist, die sich in den Sprachen, wie primitive Ansätze, überall mit ganz

ähnlichen Schattirungen wiederholen, und auf die wir als auf feste Anhaltspunkte daher immer wieder zurückkommen können. Das Wort bedeutet den Lärm der bewegten Menschenmasse; dann auch beides, Lärm und Menge, gesondert. „Sie gingen zum Kampfe," sagt Homer, „gleich dem Wirbel gefährlicher Winde, welcher vor dem Donner des Vaters Zeus zur Erde herabgeht und sich in gewaltigem Tosen (Schwarm, ὁμάδῳ) unter das Meer mischt." (Il. 13, 795.) Dagegen spricht Plato unter Anwendung desselben Wortes, doch mit etwas ironischer Färbung, von einem Schwarm Bücher[145]. Demnach dürfen wir wohl (wie schon Grimm thut[146]) zu den slavischen Wörtern des Schalles auch gromada Haufen, Menge, ungeheure Masse, stellen. Den Umfang dieser Begriffsgruppe vervollständigt noch die grammatisch überlieferte Bedeutung des Zeitwortes ὁμάζω, brüllen, von Bären und Panthern.[147] Eben wegen der Verbreitung der hier vereinigt gefundenen Bedeutungen, sowie der Flüssigkeit des Begriffes der Wurzelverwandtschaft im Allgemeinen, ist es übrigens schwer zu entscheiden, ob die Wurzel ὀμ wirklich mit χρεμ identisch oder nur sinnverwandt sei; dagegen scheinen aber βρέμω, fremo und χρέμω, die mit br- und die mit gr- anlautenden Wörter des Getöses, unbedingt als einer Einheit angehörig gelten zu dürfen.

Ohne schon hier der sprachlichen Anschauung von dem Laute in ihre gewaltigen Verzweigungen nachzugehen, oder sie gar bis zu ihrer Wurzel durch die Sprachwelt wirklich zu verfolgen, muß ich mich auf die Hervorhebung der Analogie beschränken, die in begrifflicher Hinsicht auch die Wurzel στεν mit den besprochenen verbindet. Στένω und στόνος bedeuten zwar meistentheils: wehklagen, kommen aber auch

von dem Geräusche des Meeres vor; *στενάχω* findet sich bei Homer (Il. 16, 391. 393) auch vom Rauschen der Waldbäche und dem Getöse oder dem Schnauben laufender Rosse, und bei Aristophanes[148] von einer menschengefüllten Halle. Genau entsprechend ist im Sanskrit die Wurzel stan. Sie enthält mit ihren Ableitungen den allgemeinen Begriff des Getöses, nebst den beiden vereinzelten des Stöhnens und Donnerns. Stu, loben, ist eine verwandte Wurzel. Es liegt nahe, (wie Kuhn[119]) einen Zusammenhang auch mit dhvan anzunehmen; wenn wir uns zu einer Vergleichung mit svan, der Wurzel des lateinischen sonus, verstehen wollten, so würden wir uns auch der weiteren mit svar nicht entziehen können, wo dann freilich die der Etymologie auf jedem Schritt begegnende Gefahr, in das Unbestimmte fortgedrängt zu werden, uns aufs Neue nahetreten würde. Es ist daher besser, solche Stämme, welche mit leichter Mühe in fast allen Lautformen der Sprache gefunden werden können, so vereinzelt als immer möglich zu betrachten, bis das specielle gegenseitige Verhältniß der Bedeutungen mit Sicherheit festgesetzt ist.

Was die Vergleichung mit tenuis dünn, tener zart, betrifft, so hängen diese — abgesehen davon, daß von einer Verbindung zwischen dünn und Donner auch selbst dann nicht die Rede sein könnte — mit *τείνω* und dem Begriff „dehnen" schwerlich zusammen. In dem Gebrauch dieser Wörter und der sprachverwandten liegt nichts, was auf den Grundbegriff „durch Ausdehnung dünn geworden" führte; und die wirklich von der Wurzel dehnen ausgehenden Eigenschaftswörter haben keineswegs eine derartige Bedeutung: *τανύφυλλος* z. B., mit ausgedehntem Laube, heißt nicht dünn,

sondern im Gegentheil dicht oder weithin belaubt. Wörter von der Bedeutung dünn gehören zu der sehr zahlreichen, classenbildenden Gruppe, die sich um den Begriff weich schließt und überall von zerreiben ausgeht. Im lateinischen tenuis sprechen die Bedeutungen geringfügig, dürftig, im Deutschen unter Anderem das mit „die Weichen" gleichbedeutende Wort die Dünnen für einen dieser allgemeinen Analogie entsprechenden Ursprung, für welchen sich außerdem eine später zu erklärende Spur in dem Sanskritworte tanu, Haut, Leib, darbietet. Wahrscheinlich ist die hierfür vorauszusetzende Wurzel tan wesentlich gleich mit tam, woher τέμνω, schneiden; und wir haben demnach in Dunst, in tenebrae Finsterniß, welche ebenfalls ein aus m entstandenes n zeigen, vielleicht Verwandtschaft mit dünn und tenuis zu suchen, nicht aber in Donner.

Beispiele, wie die eben behandelten, zeigen außer der Möglichkeit einer von den Lauten unabhängigen Bedeutungsforschung auch zugleich deren Nothwendigkeit. Der Laut tan kann spannen, reiben, donnern, der Laut stan drängen, donnern und stöhnen bedeuten: daß donnern nicht mit reiben, spannen oder drängen, dieses nicht mit stöhnen zusammenhängt, dagegen donnern mit stöhnen aus einer gemeinsamen Urbedeutung hervorgeht, kann aus dem Laute allein nie geschlossen werden.

In anderen Fällen widerspricht die Analogie einer mit den Lautgesetzen ganz wohl verträglichen, übrigens jedoch ohne weitere Vergleichung angenommenen Vermuthung über das Verhältniß zweier Begriffe zwar nicht geradezu, aber bringt doch noch andere, außer Acht gelassene und vielleicht gerade sehr in Anschlag kommende Möglichkeiten zur Erwägung.

Das Zahlwort acht hat, wie fast mit Sicherheit anzunehmen ist, (z. B. in ὀκτώ, Sanskrit asch au) eine ursprüngliche Dualendung. „Ist diese Erscheinung einmal außer Zweifel gesetzt,“ sagt Lepsius (in einer im Jahre 1836 gedruckten Abhandlung [150]), „daß wir in 8 eine Dualendung finden, so ist der nothwendige Schluß der, daß sich in dem Hauptheile des Wortes 4 wiederfinden müsse, denn nur 4 im Dual gibt 8. Dieser, wie mir scheint, unabweisbare Schluß gibt uns das Recht, in den verstümmelten und ohne diesen bestimmten Hinweis schwer kenntlichen Formen die ursprüngliche Gestalt noch aufzusuchen.“ Daß dieser hier für nothwendig und unabweisbar erklärte Schluß dennoch unvollkommen ist, sehen wir z. B. aus den Sprachen gewisser samojedischer und ostjakischer Stämme. Bei diesen wird acht wörtlich durch „zwei weniger als zehen,“ ebenso wie neun durch „eins weniger als zehen“ ausgedrückt (z. B. in Narym: schittetschan gut köt, okurtschan gut köt [151], im Symischen am Jenisei: ynä bese chuos, chusä bese chuos, wo bese heißt: es fehlt, es ist nicht da [152]) — eine Bezeichnungsweise, die wir, nur meistens nicht mehr ganz so kenntlich, in einer großen Zahl von Sprachen wiederfinden. Wo sich neben dem Zusammenhang von acht mit zwei auch der von neun und eins zeigt, werden wir über die Erklärung nicht zweifelhaft sein können. So ist bei den Esthen: eins üts, zwei kats, acht kattesa, neun üttesa; bei den Aino auf Kamtschatka: eins sinep, zwei tuup, acht tubis, neun sinepis, zehn upis [153]. Das malaiische dulapan, acht, erklärt W. v. Humboldt als: zwei genommen, in Analogie von sambilan, neun, welches nach Crawfurd „eins weggenommen“ bedeutet [154]; und Bopp

erinnert in Beziehung darauf an das römische Zahlzeichen IX, bei dessen Bildung ebenfalls die subtrahirende Methode angewendet ist; sowie auch an die lateinischen Zahlwörter undeviginti neunzehn, duodeviginti achtzehn, wo die Subtraction, gerade wie bei den erwähnten Benennungen der Zahl acht, noch einen Schritt weiter geht.[155] — Auch die Tungusen und Mandschu haben für zwei und acht verwandte Wörter; außerdem sehen wir in diesen Sprachen ein Beispiel von dem Zusammenhang auch zwischen zwei (dschuwe) und zehn (dschuwan), indem nämlich dieses sich aus dem Begriff zwei Hände entwickelt. In Amerika ist die subtrahirende Methode z. B. bei den Nutka und Krähenindianern zu finden. Die Tschipwei gehen mit der Subtraction bis auf sieben; ja die Willamet scheinen dieselbe sogar auf sechs zu erstrecken, denn ihre Zahlenreihe von eins bis zehn lautet: waan, keen, upschin, taope, huwan, taf, pschinimua, keemua, wanwaha, tinifia; wo die Verwandtschaft zwischen eins und neun, zwei und acht, drei und sieben, vier und sechs nicht zu verkennen ist[156]. Auch in dem Kreise der oceanischen Sprachen findet sich ein deutlicher Fall der gleichen Entstehung für die Zahlen sieben, acht und neun[157].

Für eine andere, an sich leicht denkbare Bildung des Zahlbegriffs acht aus zwei, nämlich durch Addition zu sechs, möchte man der Sprache keine Veranlassung zuzuschreiben geneigt sein; dennoch kommt sie in vereinzelten Fällen vor, wie in dem Adangme in Mittelafrika, wo ko eins, enjo zwei, ekpa sechs, und kpago, kpanjo sieben, acht heißen[158]. Wollte man das indogermanische acht dieser Analogie gemäß erklären, so würde (um auch diese, etwas

entfernte Möglichkeit nicht unerwähnt zu lassen) das sanskritische aschtau als Verstümmelung von schasch dvau, sechs zwei, gelten müssen, wofür sich etwa die griechische Form ὄγδοος der achte, mit d, anführen ließe.

Unvergleichlich häufiger ist die bei Erklärung des deutschen Zahlworts acht nicht in Anschlag kommende natürlichere Art zu addiren, wonach sechs, sieben, acht, und oft auch neun durch „fünf und eins" u. s. w. dargestellt werden. So verfahren die meisten amerikanischen und afrikanischen Sprachen. Bei den Eslen in Neu-Californien z. B. ist 1 pek, 2 ulhai, 3 julep, 4 jamajus, 5 pamajala, 6 pegualanai, 7 julajualanai, 8 julepjualanai, 9 jamajusjualanai [159]. Bei den Pani (am Platte und Kansas) sind sechs, sieben, acht deutlich addirend, dagegen neun subtrahirend gebildet; ebenso bei den Lutuami im Oregongebiete, sowie in der algonkinischen Sprachfamilie [160]. Von afrikanischen Beispielen vergleiche man die Zahlenreihe von Mampa: bul, tring, ra, hiol, men, menbul, men tring, men ra, men hiol, wang — oder die von Eregba: unje, ifa, ita, ini, itke, itinje, itafa, itita, itini, ubo [161]. Da in Dahome uwo zehn, uwe aber zwei heißt, so ist wohl auch das Eregbawort für zehn auf zwei zurückzuführen. Bei den Woratta ist 2, 3, 4: laha, hezza, hoida, und 7, 8, 9: lapona, hospona, hodupona; bei den Falascha 2, 3: linga, sigha, 7, 8: langatta, saghotta; bei den Galla: 3 sadi und 8 sadeti. [162] Im Koptischen kann ebenso schmen oder schmun, acht, aus schoment, drei, erklärt werden. — Auch in Asien ist die addirende Methode durchaus nicht ungewöhnlich. Wir finden z. B. auf Engano bei Sumatra alimei-adoea, alimei-agoloe, alimei-aopa, sieben, acht,

neun, aus den unveränderten Zahlwörtern für eins, zwei, drei mit alima fünf zusammengesetzt. Die Korjäken und Kamtschadalen zählen eins fünf, zwei fünf, drei fünf, vier fünf. Die Abaschen und Kotten am Jenisei bedienen sich für 6, 7, 8 der addirenden, für neun der subtrahirenden Methode; die Ostjaken haben für acht und neun doppelte Ausdrücke, den addirenden und subtrahirenden [163]. — Bei Papuavölkern in Neucaledonien und Neuguinea ist die Addition ebenfalls anzutreffen. Eigenthümlich verhalten sich gewisse australische Stämme, die in ihrer Zählung noch nicht einmal bis fünf gelangt sind. Die Kamilaroisprache zählt bis drei: mal, bularr, guliba; und addirt schon von vier an: bularrbularr, bulaguliba, gulibaguliba; Grey führt in seiner Wörtersammlung der Dialecte Südwestaustraliens die drei Zahlwörter gain, gudschal und ngarril an, mit der Bemerkung, daß jede andere Zahl durch ngarril, drei oder einige, oder durch bula, viele, ausgedrückt werde. Ja in andern Dialecten wird nur bis zwei gezählt, z. B. in Wellington: ngungbai, bula; drei heißt bula-ngungbai [164]. Man sieht überdies, daß sogar das Zahlwort für zwei noch im Uebergang aus der allgemeinen Bedeutung mehrere begriffen ist. Hiermit ist die letzte Grenze erreicht, über die hinaus von einer Fähigkeit zu zählen begreiflicherweise nicht mehr die Rede sein kann; und selbst die denkbar niedrigste Stufe dieser Fähigkeit ist also noch heute nicht ganz von der Erde verschwunden.

Die multiplicative Entstehung von acht aus zweimal vier ist übrigens, obwohl selten, doch auch durchaus nicht ohne Analogien, und die unbedingte Abweisung einer ähnlichen Erklärung für das deutsche Wort würde daher

ebenso voreilig sein, als ihre unbedingte Voraussetzung. Der samojedisch-ostjakische Sprachzweig, der uns schon von den beiden anderen Methoden Beispiele geliefert hat, kann deren auch von dieser dritten aufweisen: die Koibalen und Matoren, die Stämme von Obdorsk, Pustosersk u. a. setzen acht aus zwei und vier zusammen. Bei den Wogulen ist nila vier, nilonu acht; neun ontolu, von lu zehn. Die Battasprache in Centralafrika zeigt für acht farfat (vier vier) von fat vier, während neun aus zehn und eins, also subtrahirend, und sechs, sieben addirend gebildet scheinen. Im Tarahumara, einer der sonorischen Sprachen Mexico's, ist guossanaguoca, acht, deutlich aus guossa, zweimal, und naguoca, vier, zusammengesetzt, während das letztere Zahlwort selbst wieder an guoco, zwei, erinnert; neun heißt kimacoek von macoek zehn, welches ebenfalls auf zwei zurückgeht [165]. — In einigen Sprachen wird außer acht auch sechs durch Multiplication mit zwei gebildet. So in Amerika bei den Tahkali: 3 taki, 4 tingi, 6 ölkitake, 8 ölkitingi, 9 lanizi etchlahula d. i. (nach Buschmann) „10 einlos." Bei den Netela: 2 wehe, 3 pahe, 4 watsa, 6 paoahe (dreimal zwei), 8 weheswatsa (zweimal vier), 10 wekkunmahar (zweimal fünf, von mahar fünf). [166] Bei den Jukagiren in Nordostasien 3 jälon, 4 jelahlon, 6 malhijalon, 8 malhielechlon [167]. Auch im Japanesischen weist die Verwandtschaft von mits drei, und muts sechs, sowie von jots vier, und jats acht, deutlich auf die gleiche Entstehung. — In Afrika findet sich Aehnliches zu Logon [168].

Trotz dieser Analogien halte ich die allgemeine, auch von Grimm und Pott [169] getheilte Annahme, daß das deutsche Wort acht aus einer mit vier gleichbedeutenden Wurzel

stamme, für die unwahrscheinlichere, besonders da die Voraussetzung einer solchen Grundbedeutung durch keinerlei Thatsache zu unterstützen ist. Allem Anscheine nach ist acht eine Participialform; als eine solche leitet es Benfey von der Sanskritwurzel aç mit der vermutheten Bedeutung: theilen. Er sagt: „aschtau, die beiden getheilten, wäre: die beiden Theile. Diese Etymologie fände ihre Erklärung darin, daß man, wie schon von Anderen bemerkt, ursprünglich an vier Fingern der Hand mit Hülfe des Daumens zählte, wodurch die Zahl acht in zwei Ganze von je 4 zerfällt." [170] Wohl ebenso gerechtfertigt ist die Annahme von abbrechen, abreiben, als Grundbedeutung der Wurzel aç, so daß acht, den zahlreicheren Analogien entsprechend, zwei abgebrochene, d. h. zwei weniger bedeutete. In manchen Fällen mag es gestattet sein, zwei jedesmal um eins verminderte Theile von je fünf, vielleicht die beiden um einen Finger verminderten Hände, unter der Zahlbenennung vorzustellen; aber wir haben auch hinlängliche Beispiele ganz deutlicher Anlehnung an den fertigen Begriff zehn.

Die Gewohnheit der subtrahirenden Methode für acht und neun hat besonders darum Interesse, weil sie für die Begriffe dieser Zahlen eine spätere Entstehung nicht nur als fünf, sondern auch als zehn voraussetzt. Ebenso ist zwanzig ohne Zweifel früher entwickelt, als die dazwischen liegende Reihe von zehn aufwärts; höchstens elf und zwölf mögen sich an dieses unmittelbar und ohne Rücksicht auf eine höhere Zahl angeschlossen haben. Ueberhaupt verdienen die Ruhepunkte in dem Fortschritte des Zählens Beachtung, wie sie in verschiedenen Sprachen an einer schichtenartigen Bildung der Zahlenreihe noch zu erkennen sind. Bei zwölf ergibt sich

mehrfach eine solche Ablagerungsgrenze aus der Verschiedenheit der Formation, in welcher Lepsius scharfsinnig die Spur eines Duodecimalsystems gefunden hat. Vergleicht man den durch mehrere verwandte Sprachen hindurchziehenden Gegensatz zwischen viginti und triginta, quadraginta u. s. w., so läßt sich schließen, daß auch bei zwanzig ein längerer Stillstand eingetreten, und die Zehner von dreißig bis neunzig erst später nach Einer Norm geschaffen worden sind. Noch stärker tritt dies in den semitischen Sprachen hervor, wo zwanzig aus zehn, die übrigen Zehner aber wie bei uns aus der Einerreihe, also dreißig aus drei u. s. w. gebildet werden. Hier sehen wir also auch Anfänge des Vigesimalsystems, das namentlich in Amerika bei den Trägern der einheimischen urweltlichen Cultur jenes Erdtheils einst lebendig war, und dessen gewaltige Verbreitung uns Pott mit dem ihm eigenen Reichthum an einer Fülle von Thatsachen vor Augen führt [171].

Im Ganzen stellen die Zahlen ein auffallendes Beispiel einer zwar mehrfachen, aber dennoch nicht regellosen und unbeschränkten Möglichkeit der Begriffsentwicklung in sich dar. Schon die erstaunliche Uebereinstimmung, die überall eintritt, sobald Völker sich über das erste Element des Zählens zu erheben anfangen, nämlich die Rücksicht auf die Zahl der Finger, beweist ein Gesetz. Sollte die Erklärung aus dem technischen Kunstgriffe so vieler Naturvölker beim Zählen, wo die Hand die Stelle einer primitiven Rechenmaschine versah, bis auf die Entstehung einfacher Zahlwörter selbst ausgedehnt werden dürfen? Zu der ungemeinen, für uns beinahe unbegreiflichen Wichtigkeit, welche der menschliche Körper für die Anschauung der Urwelt und die Schöpfung der Sprache gehabt hat, stimmt es ebensowohl, anzunehmen,

daß die Zahlwörter ursprünglich überhaupt nicht die Aufgabe hatten, zu einer anderen Zählung verwandt zu werden, als eben nur zu der der Finger. Es war dem Menschen ohne Zweifel ein eben so interessantes Bewußtsein, fünf Finger, als zwei Hände oder zwei Augen zu haben; und das Interesse an dieser Kenntniß, welche einmal einer Entdeckung bedurfte, war ihm der Schöpfung eines zu deren Zählung eigens verwendbaren Ausdruckes wohl werth; von hier aus mag der Gebrauch auf andere zu zählende Dinge übertragen worden sein, zunächst solche, bei denen es auffallen mochte, daß sie in eben so großer Zahl vorhanden waren, als die Hand Finger hat. Doch wie dem sei, unter allen Umständen ist das in der Zahlenbenennung so stark sich ankündigende Gesetz schon durch sein Vorhandensein lehrreich, — um so lehrreicher, je weniger es selbstverständlich ist; und es kann uns namentlich von der innerhalb der Gesetzmäßigkeit immer doch vorhandenen Freiheit und Vielfältigkeit der Begriffsentwicklung eine deutliche und umfassende Anschauung gewähren.

VIII.

Die übereinstimmende Begriffsentwickelung und ihre Bedeutung für das Verständniß der Vorwelt. Der Begriff Meister. Semitische und romanische Analogien. Gesetz der Titelbildung. Chinesische Bezeichnung des Lehrers. Begriffszusammenhang zwischen Dienstbarkeit und Jugend. Das Bruderverhältniß der Urzeit und seine sprachlichen Reflexe. Pflichten des jüngeren Bruders nach der chinesischen Sittenlehre. Reste der gleichen Auffassung bei Homer. Desgleichen bei Hebräern und Indern. — Jünger und Herr. Die Brüderschaften und das Vasallenverhältniß. Caedmon. Der Satan ein Jünger Gottes. — Fernere asiatische und afrikanische Analogien. Eine mythologische Gestalt der Kaffern. — Licht, das aus der Etymologie auf Anschauungen heutiger Naturvölker fällt. Verwandtschaftstitel der Indianerstämme. Rede des Häuptlings Canassatigo. Parabel der Tschiroki über die Schöpfung der rothen und weißen Menschen. — Ein finnischer Göttername, nach Castren. Wichtigkeit des Bruderpaares in der Sagenbildung. Kain und Abel bei den Tonga-Insulanern. Ursprüngliche geistige Einheit des Menschengeschlechts.

Das Wort Meister, welches die Begriffe des Herrn oder Vorgesetzten sowohl, als auch des Lehrers und vollendeten Künstlers oder Kenners in sich vereinigt, kann ein Beispiel von einem nach gewöhnlichen Forderungen nicht dunkeln Bedeutungsübergange geben, welcher sein wahres Licht erst aus einer Sprachvergleichung in dem angedeuteten erweiterten Sinn, nämlich der Begriffsvergleichung empfängt, und selbst für unsern eigenen, uns so vertrauten und zugleich so reichen Sprachstamm zur vollkommenen und unzweifelhaften

Aufklärung seines Ursprunges sogar in so hohem Grade uns fern liegender und armer Sprachen wie der chinesischen bedarf.

Daß Meister aus dem lateinischen magister entlehnt ist, daß dieses den Befehlshaber oder Vorgesetzten, z. B. der Reiterei, eines Schiffes, den Lehrer der Schule, den Kenner z. B. der Gesetze, und in der Ableitung magistratus die bürgerliche Obrigkeit bedeutet, daß dasselbe mit magnus, groß, etymologisch zusammenhängt, ist bekannt; allein wird der Lehrer als Vorgesetzter der Schule, der Kenner aber etwa als Lehrer, oder vielleicht der Kenner als der in einem Fache Große, und unter ähnlichen Anschauungen der Vorgesetzte mit diesem Worte bezeichnet? Und sollte man nicht glauben, daß es zur Bezeichnung des Lehrers passendere Begriffe, als den des Vorgesetzten, der ihn nur als Aufseher oder Beherrscher seiner Schüler auffaßt, sowie auch wohl für den Vorgesetzten passendere, als den des Großen geben müsse? Um so auffallender muß es nun gerade in Hinsicht dieser letzteren Erwägung sein, wenn wir eine scheinbar so willkürliche Bezeichnung nicht hier vereinzelt auftreten sehen, sondern auf einem ganz entfernten Sprachgebiete wiederfinden. Das semitische, und zwar uralte, allen Semiten gemeinsame Wort rab entspricht der Bedeutung nach dem so eben hier behandelten. Das Verhältniß des Herrn zum Knechte wird im Arabischen und Aramäischen durch dies Wort, wie in den Töchtersprachen des Lateinischen durch maestro, maître, master bezeichnet. Die Gottheit nennt der Koran als den Herrn der Welt rabbu 'l álamina, und läßt Gläubige sie häufig rabbi, mein Herr oder Meister, anrufen; daher denn bei den Kabylen rabbi gradezu Gott heißt. Vorgesetzte, z. B. der Leibwache, der Mundschenken, der Verschnittenen führen

bei den Chaldäern und Assyrern den Titel rab in Verbindung mit dem betreffenden, die Untergebenen bestimmenden Worte; hebräisch findet sich der Schiffsoberste, magister navis, rab chobel genannt. Auch dies semitische, und zwar namentlich aramäische Wort entspringt aus dem Eigenschaftswort rab, welches gerade in der aramäischen Sprache als das eigentliche, im Hebräischen durch gadol vertretene Wort für groß erscheint, während es seinerseits im Hebräischen nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend den Begriff viel bezeichnet. Nun hat das in seiner sonstigen Begriffsentwicklung dem lateinischen magister so ähnliche aramäische rab auch die Bedeutung Lehrer ebenso wie dieses entwickelt, und von hier aus denn auch zu jenem durch die Juden so bekannt gewordenen „Rabbi", d. i. mein Lehrer oder Meister, Veranlassung gegeben. Es wird gewiß zugegeben werden, daß die gleichen Erscheinungen in beiden Sprachstämmen einer gemeinsamen Erklärung bedürfen, und wie sie nur eine auf die beiden anwendbare zulassen, so auch nur eine einzige, vielleicht zunächst aus einem beschränkten Kreise aufzusuchende, erfordern.

Die nächstliegende Frage, nämlich nach dem Mittelgliede, das aus der Bedeutung des Eigenschaftswortes in einen der erwähnten Hauptwortbegriffe mit einer gewissen Nothwendigkeit überführte, löst am deutlichsten eine lehrreiche hebräische Stelle des frühesten Alterthums. „Der Große wird dem Kleinen dienen," heißt es in dem Liederspruch, in welchem die Geburt des Brüderpaars Jakob und Esau verkündet wird (1. M. 25, 23); und während, wie bereits erwähnt, der Begriff groß überall sonst durch gadol ausgedrückt ist, lesen wir hier ve-rab, und als Gegensatz sair, beide ganz

aramäisch. Bei den Aramäern sind die beiden Ausdrücke stehend für den Gegensatz älter und jünger, so daß bei Eigennamen rabba den Aelteren, zeira den Jüngeren des Namens bedeutet; ṣaír heißt auch im Hebräischen vorzugsweise so viel als jung. Daß nun hier die beiden Brüder durch die Beiwörter als älter und jünger bezeichnet werden sollen, ist einleuchtend; aber das in dieser Bedeutung so seltene Beiwort rab ist mit Berechnung gewählt worden, um die seltsame und wunderbare Umkehr der Verhältnisse, durch welche der Aeltere dem Jüngeren dient, anstatt ihn zu beherrschen, durch den Widerspruch der Worte selbst auszudrücken: denn die Worte rab jaȧbod führen dem Hörer augenblicklich den Gedanken vor die Seele, daß der Herr Knecht sei, mit jenem angeführten Gegensatze der Worte rab und ėbed, Herr und Knecht. Und dies ist kein bloßes Spiel mit Worten, sondern in den Wörtern rab und ṣaír sind die Begriffe der Herrschaft und des höheren Alters, der Unterwürfigkeit und zarteren Jugend wahrhaft und von Natur verschmolzen, keineswegs aber zufällig zusammengetroffen; sowie denn rab, außer „viel", im Hebräischen nur noch „mächtig", ṣaír aber in fast allen Stellen „gering geachtet, untergeordnet" heißt. Nun hat die hebräische Sprache zwar, wie die aramäische und wie unzweifelhaft die ursprüngliche gemeinsemitische, keine Comparativform, aber sie drückt den Comparativ syntactisch, z. B. eben durch den correlativen Gebrauch zweier Eigenschaftswörter aus, so daß also die beiden hier vor uns liegenden genau den Begriffen des Aelteren und Jüngeren entsprechen, was denn in der That die europäischen Uebersetzungen auch wiedergeben: die Siebenzig, durch *ὁ μείζων δουλεύσει τῷ ἐλάττονι*; die Vulgata: major serviet minori; Ulphilas:

sa maiza skalkinoth thamma minnizin; Luther: der Größere wird dem Kleineren dienen, und Notker: der altero dienot demo jungerin [172].

Da nun die lateinische Sprache für diese Begriffe gleichfalls die Correlativen major und minor hat, welche sie selbst zuweilen durch den Beisatz natu erklärt, so können wir nicht zweifeln, daß magister und minister ursprünglich Correlative derselben Bedeutung gewesen sind, mit einer Comparativendung, welche sich in sinister, und zur Hälfte auch in dexter, für die Paare der Glieder erhalten hat, und welche aus den zwei gleichbedeutenden Endungen ius und ter zusammengesetzt ist, von denen die erstere sich zu is verkürzt z. B. auch in magis, die letztere in dem griechischen τερος findet; sowie sich in umgekehrter Folge interius und ähnliche zusammensetzen. [173] Minister aber zeigt in seinen Ableitungen mit magister die größte mögliche Analogie, und ist in seiner Bedeutungsentwicklung sein sichtliches Gegenstück: es bezeichnet den Untergeordneten, Nebendienste Verrichtenden, wie jenes den Uebergeordneten und Lenkenden. Diese Begriffsübergänge wiederholen sich, um uns jedes Bedenken über ihre Erklärung und ihr Zeitverhältniß zu benehmen, in einer späteren streng geschichtlichen Periode nicht allein an dem zu Tage liegenden Comparativ der ausgebildeten lateinischen Sprache, nämlich major selbst, so daß dieser zur Zeit ihres Verfalles und der daraus entspringenden Neubildungen z. B. in major domus, maire, Meier, Major, ganz an die Stelle des alterthümlichen magister tritt: sondern während hier die Beziehung auf das höhere Alter zweifelhaft bleiben könnte, noch allgemeiner und deutlicher an einem fernern, selbst erst in später Zeit an die Stelle von major in dem Sinne von „älter"

getretenen Comparativ senior, welcher zuletzt nicht nur den Vorsteher gewisser Gemeinschaften, sondern geradezu, namentlich in mehreren romanischen Töchtersprachen, wie in signore und seigneur, sieur und monsieur, sire und sir, „Herr“ zu bedeuten und, wie z. B. don und madame neben solchen Formen zeigen, ein Wechselbegriff für dominus zu werden anfing.

Auch das Herabsinken des Wortes zu einem immer geringfügiger und allgemeiner werdenden Titel, der endlich als bloße Form jedem Eigennamen vorausgeht, findet bei Herr und magister wie bei senior statt. Es ist überhaupt Gesetz für alle Titelbildung, von oben nach unten vorzudringen, da ein Beiname zunächst, und das nach dem allgemeinen Gesetze des Ursprungs der Begriffe in Contrasten und höchsten Graden, nur Wenigen als Auszeichnung beigelegt wird, und mit dem Verschwinden der Contraste in der Gesellschaft, welches nur eine thätliche Folge ihres Verschwindens in der anfangs phantastischen Anschauung von ihr ist, sich immer weiter verbreitet; ein Vorgang, von dem das Wort sire neben dem doppelten Gebrauche von sir deutliche Spuren an sich trägt. Wie also diese und ähnliche aus senior, so ist aus magister das englische Mr u. s. w. geworden; doch scheinen die Höhepunkte, von denen diese Titel auf alle Glieder der bürgerlichen Gesellschaft herabflossen, nicht wie bei jenen weltlicher, sondern geistlicher Art gewesen zu sein. Begabung in den gerade geltenden Wissenschaften oder auch Künsten war nachweislich hier der Gegenstand der Auszeichnung, wovon noch manche Reste sich erhalten haben, auch das italienische maestro; und dieser Verlauf findet wieder in dem schon erwähnten rabbi seines Gleichen, welches andererseits durch

das Fürwort einer Form wie das französische monsieur näher tritt.

Dies führt uns auf die zweite Seite der Begriffsgruppe zurück. Ein chinesischer Sprachgebrauch, welcher auf den ersten Blick und ohne Vergleichung der uns bekannteren Sprachen befremdlich für uns ist, zeigt, daß dieselbe ebenso unmittelbar aus der Grundbedeutung selbst entspringt, wie die besprochene. Sian-seng, Zuvorgeborener, ist noch in der heutigen Umgangssprache der Chinesen sowohl eine eben solche allgemeine Anrede wie monsieur u. dgl., als auch die gewöhnliche Bezeichnung des Lehrers. Die Form der Umschreibung des Begriffes älter, welcher also hier unmittelbar dem des Lehrers zum Grunde liegt, durch „zuvorgeboren", findet sich in einer der neuesten Sprachbildungen Europas, in dem französischen aîné, d. i. antenatus, wieder, und hat hier noch einen entsprechenden Gegensatz puîné, postnatus, gleichbedeutend dem chinesischen heu-seng, darnach geboren. Der chinesische Ausdruck hat also mit dem indogermanischen und semitischen dieselbe Wechselbeziehung zwischen Zweien gemein, und ist gleichfalls comparativisch aufzufassen. Die Verbindung zwischen Alter und Würde ist zwar auch sonst vielfältig in der Sprache wahrzunehmen; aber hier handelt es sich nicht von einem Ehrfurcht einflößenden Greisenalter, sondern nur von dem Uebergewichte eines in noch gebietender Kraft der Reife stehenden Erwachsenen um eines bloß verhältnißmäßig höheren Alters willen. In der That knüpft sich an dies Wechselverhältniß der Altersstufen eine gegenseitige Empfindungsweise, die zu den tiefsten und unauslöschlichsten Zügen der menschlichen Seele gehört, und mit dem Geheimnisse auch des sinnlichen Zusammenhangs der Generationen

verwoben ist. Eine ehrerbietige Scheu gegen das ältere Geschlecht, welcher von dessen Seite eine Art hülfreichen Wohlwollens entspricht, scheint so unwiderruflich an die jugendliche Natur des Menschen gebunden, daß selbst künstliche Umgestaltungen der Geistes- und Gemüthszustände kaum eine Umkehr hervorzubringen und ein ähnliches Gefühl der Ehrerbietung für Jüngere in Erwachsenen aufkommen zu lassen im Stande sind. Denn es ist nicht der sittliche oder geistige, etwa einer Altersstufe vorzüglich anhaftende Werth, der dies Gefühl erweckt, und daher auch trotz der Altersstufe erwecken müßte: es ist das Sinnenleben der Jugend und des Alters selbst, es ist der Zug des Vaters gegen den Sohn, des Sohnes gegen den Vater; es ist ein überaus mächtiges, uraltes, unerschütterliches, aller Widersprüche der Menschensatzung und der Verhältnisse spottendes Naturgebot. In Spracherscheinungen, wie die so eben behandelte, kommt diese Gefühlsrichtung noch ohne jeden solchen Gegensatz gegen die Verhältnisse zum Vorschein: der Unterwürfigkeit des Jüngern, welche unbefangen gläubig als selbstverständliche Naturnothwendigkeit vorausgesetzt wird, steht von der Seite des Aelteren Führung und Belehrung gegenüber, eine Belehrung, welche in uralter Zeit freilich nicht Kenntniß und Wissen, sondern Fertigkeit und Handlungsweise betraf, und daher auch nicht in etwas vom Handeln Gesonderten, Beabsichtigten bestand, sondern durch das absichtslose Beispiel der Ausübung, sei es der Kunst oder der Tugend, von selbst erfolgte, und nur der Umgang zwischen dem Meister und dem zugleich lernenden und dienenden Lehrling war. Es ist merkwürdig, mit welcher Bestimmtheit die Sprache das Verhältniß der Knechtschaft aus Unterschieden des Alters entspringen läßt: die

Worte Knecht, Magd, puer, ancilla, παῖς sind Beispiele dafür. Das zärtere Doppelverhältniß indessen, welches in jenen comparativischen Ausdrücken enthalten liegt, birgt noch eine tiefere Seite: es scheint in der That ursprünglich das Verhältniß des älteren und jüngeren Bruders, nicht des älteren und jüngeren Menschen überhaupt zu sein. Da die Urzustände der Menschheit keine künstlichen Verbindungen kennen, da es innerhalb derselben keine Staaten außer dem Stamme, keine Stände abgesehen von Geschlechtern, keine staatlichen oder kirchlichen Gliederungen als durch die Familie gibt, und alle Genossenschaften dereinst wirkliche Brüderschaften waren; da also das menschliche Geschlecht in seiner Kindheit, wenn ich so sagen darf, Nichts durch Satzung, sondern Alles durch Natur in sich erschuf; wird es uns Wunder nehmen, wenn auch die sittliche Gestaltung des Gegensatzes der Reife und Jugendlichkeit, wenn Vorrang und Untergebenheit, Meisterschaft und Nacheiferung in dem Naturverhältnisse der Brüder ihre erste Verwirklichung gefunden haben sollte? Wer für die menschliche Gattung von Anfang an ein brüderliches Band zärtlicher Art, eine Bruderliebe, ja auch selbst eine vorwiegend zarte Beziehung zwischen Vater und Sohn voraussetzen wollte, würde ihre Entwickelung und die rohe Energie, von welcher sie ausgeht, mißkennen; diese nicht im eigentlichen Sinne natürlichen, im Thierreiche unbegründeten und unbekannten Verbindungen bedurften des Ueberganges aus einer weit strengeren und zum Theil gewaltsamen Stellung. Ein helleres Licht auf Zustände aus so dunkler Ferne scheint eine höchst bedeutsame Sonderbarkeit zu werfen, welche uns, sobald wir die uns zunächstliegenden Sprachgebiete verlassen, auf den verschiedensten Punkten

unabhängig von einander begegnet. Die chinesische Sprache z. B. hat für den Begriff Bruder gar kein Wort, und dagegen zwei einfache Wörter, hiung und ti, für die beiden zusammengesetzten Begriffe: älterer Bruder, jüngerer Bruder. Der gleiche Umstand wiederholt sich, wenn auch nicht überall mit derselben Strenge, in so vielen verschiedenen Sprachen, daß man es, bloß nach dem Zahlenverhältniß zu urtheilen, vielleicht mit mehr Recht eine Sonderbarkeit nennen kann, wenn ein Sprachstamm den Gegensatz des Alters vernachlässigt und sich an der Bezeichnung des gegenseitigen Verwandtschaftsbandes der Brüder allein genügen läßt. So unterscheiden die Ungarn den älteren und jüngeren Bruder durch die Wörter batya und ötse; dieselbe Begriffstrennung findet sich bei vielen andern finnischen Völkern, zum Theil neben zusammenfassenden Ausdrücken für Bruder überhaupt. Auch die samojedischen Stämme haben meist grundverschiedene Bezeichnungen. Die türkischen Dialecte haben theils Sonderbezeichnungen, theils Gesammtausdrücke; ebenso die gewaltig ausgedehnten Bevölkerungen mongolischen und tungusischen Stammes, sowie die der äußersten Nordostgrenze Asiens. In dem großen malaiischen Sprachzweige zeigt sich die Sonderbenennung mit größerer Entschiedenheit durchgeführt; und da es sich mit dem Tibetanischen und den andern einsilbigen, dem Chinesischen verwandten Sprachen, sowie mit den dravidischen der muthmaßlichen Urbevölkerung Indiens nicht anders verhält, so kann dieser Sprachgebrauch im Allgemeinen für die asiatischen, mit Ausschluß der semitischen und indogermanischen, als bewiesen gelten. Aber auch innerhalb der letzteren finden sich Spuren desselben: so (vom Sanskrit abgesehen) in dem hindostanischen dâdâ und dem persischen Dialectwort

dâdar, welches für den älteren Bruder z. B. in Buchara gebräuchlich ist, wo das allgemein indogermanische birâdar auf die Bedeutung jüngerer Bruder herabgesunken erscheint[174].

Für Afrika erinnere ich unter vielen anderen an die Sprachen der Akugruppe, sowie an die von Bornu und Wolof; desgleichen an den weitverzweigten Kongo- und Kaffernstamm. Für die Indianer Nordamerikas mögen uns die Sioux oder Dakota zum Beispiel dienen. Sie nennen den älteren Bruder eines Mannes tschingje, den eines Weibes timdo, den jüngeren sungka; Bruder wird umschrieben durch: von Einem Ahnen, hungkawangshi; die Mehrheit Brüder durch: hungkawangshinkitschijapi, gemeinsame Ahnen Habende, oder sungkakitschijapi, gemeinsam einen jüngeren Bruder Habende[175]. Viele Sprachen, z. B. das Mongolische, schlagen, um den Begriff Bruder zu umschreiben, denselben Weg wie die chinesische Sprache ein, indem sie ihn durch „älterer und jüngerer Bruder" zusammensetzen, und verhalten sich daher zu dem uns geläufigen Gesammtausdrucke, wie z. B. das französische frère et soeur zu Geschwister; das Malaiische hat für Bruder sowohl als Schwester bloß das Fremdwort sudâra aus dem sanskritischen sôdara, eigentlich aus Einem Schoße. Auch sehen wir den Gesammtbegriff sich zuweilen auf Wörter festsetzen, die ursprünglich nicht die zusammenfassende, sondern bloß die gesonderte Bedeutung, sei es des älteren, sei es des jüngeren gehabt zu haben scheinen. Oft findet sich die ältere Schwester mit gleichem oder nahe verwandtem Worte, wie der ältere Bruder bezeichnet, und ebenso die jüngeren Geschwister beiderlei Geschlechts, während der Altersunterschied durch grundverschiedene Benennungen aus einander gehalten erscheint; bei den Ungarn nennt sogar die ältere Schwester

die jüngere ötse, welches auch jüngerer Bruder heißt, während der Bruder die jüngere Schwester hug nennt. Nach alledem scheint die Zerlegung des Begriffs Bruder das Ursprünglichere und Allgemeinere, und erst bei fortgeschrittener Cultur von dem Gesammtbegriff völlig verdrängt worden zu sein.

Warum sollte nun so vielen Sprachen der Begriff „älterer Bruder" für den einfacheren gelten, wenn nicht die Auffassung des Verhältnisses selbst durch die des Altersunterschiedes vermittelt wäre? Wirklich zählen die Chinesen unter den fünf stehenden Pflichtverhältnissen ihrer Sittenlehre das brüderliche, ganz wie das des Vaters und Sohnes, als ein wechselseitiges des hiung und des ti auf, und erklären für die Pflicht dieses, des jüngeren Bruders, die ehrfurchtähnliche Achtung, wie sie von hier als einem Ausgangspunkte aus der Jugend überhaupt gegen Aeltere unaufhörlich zur Pflicht gemacht wird. Ti selbst bedeutet diese Unterwürfigkeit des Bruders, die brüderliche Liebe mit dieser besonderen chinesischen Färbung; so daß sich sogar ti ti neben einander findet, um eine solche brüderliche Gesinnung des jüngeren Bruders auszudrücken. So im Li-ki (Abschnitt Li-jün): „des Vaters Milde, des Sohnes kindliche Liebe, des älteren Bruders Güte, des jüngeren Bruders Unterwürfigkeit (ti ti), des Gatten billiger Sinn, der Gattin Folgsamkeit, des Aelteren Wohlwollen, des Jüngeren Gehorsam, des Fürsten Menschlichkeit, des Dieners Treue: diese zehn heißen der Menschen Pflichten." Das erste Lesebuch der chinesischen Jugend, das „Dreiwortbuch", indem es diese zehn Pflichten erwähnt, fordert: „zwischen Vater und Sohn Wohlwollen, zwischen Gatte und Gattin Verträglichkeit, vom älteren Bruder Liebe, vom jüngeren Bruder Ehre, von Aelteren Güte, von

Jüngeren Folgsamkeit.“ Dasselbe Buch sagt: „zuerst Elternliebe und Bruderverehrung (ti), dann erst viel sehen und hören.“ Der Li lehrt ferner (im Abschnitte Kio-li), einen um zwanzig Jahre Aelteren wie einen Vater, einen um zehn Jahre Aelteren wie einen älteren Bruder zu ehren. Unter den zahlreichen Tugendermahnungen chinesischer Weisen findet man kaum eine, wo nicht die Verehrung der Eltern und die des Bruders oder Aelteren überhaupt als Erstes an die Spitze gestellt wäre. Auch wird die Pflicht, die dem Jüngern obliegt, das Betragen und der Anstand, den er dem Aelteren gegenüber beim Gehen, Sprechen, Essen u. s. w. zu beobachten hat, genau vorgeschrieben. So sagt z. B. Meng-tse: „Wer langsam hinter dem Aelteren hergeht, der heißt ti; wer schnell dem Aelteren zuvoreilt, der heißt Nicht-ti.“ [176]

Daß es sich aber hier durchaus nicht um etwas Specifisches handelt, daß vielmehr die Chinesen in dieser Auffassung nur eine ältere Stufe darstellen, auf welcher sie zurückgeblieben sind, geht anschaulich genug aus der Abentwicklung hervor, in welcher wir eben diese Auffassung sogar im Griechischen bei Beginn der Literatur noch begriffen sehen. Das alte Wort ἠθεῖος ist nach der ausdrücklichen Erklärung der Griechen Anrede des jüngeren Bruders an den älteren; es findet sich als solche noch viermal in der Ilias [177], einmal (23, 94) ἠθείη κεφαλή, brüderliches Haupt, als Anrede des Achilleus an den Schatten des Patroklos, seines älteren Pflegebruders; in der Odyssee (14, 147) sagt Eumaios von Odysseus, er scheue sich auch in seiner Abwesenheit ihn mit Namen zu nennen, ἀλλά μιν ἠθεῖον καλέω, sondern ich nenne ihn — wir können hier den Sinn des Wortes nicht wiedergeben: die Stelle zeigt, welch ein Ausdruck von Verehrung mit

demselben verbunden, und welches die Stellung des älteren Bruders auch bei den Griechen der Urzeit gewesen sein muß. Auch bei Pindar (Isthm. 2, 69) kommt das Wort für „ehrwürdig" vor.

Bei den Hebräern wird die Verehrung des älteren Bruders in das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, als unmittelbar mit eingeschlossen betrachtet, in Folge eines in der nachbiblischen hebräischen Literatur besonders ausgebildeten Verfahrens der Ausdeutung, welches aber die ganz allgemeine alterthümliche Behandlungsweise aller heiligen Bücher auf Erden und die Urform der Interpretation und Exegese ist, der ebenso Homer, wie die Veden und Kings unterworfen wurden, und welche die Hauptquelle der Ueberzeugungen, die wesentlichste Grundlage der Institutionen für einen großen Theil der Welt, und überhaupt das eigentliche Element einer Anschauungsstufe in Religion und Staat bildet, die man, im Verhältniß zu der selbst schon secundären Periode der Entstehung heiliger Schriften, die tertiäre nennen könnte[178].

In dem Gesetze Manu's wird das Verhältniß des ältesten Bruders zu den jüngeren ausdrücklich dem elterlichen an die Seite gestellt. „Wie ein Vater seine Söhne," heißt es daselbst, „so schütze der Aelteste seine jüngeren Brüder, und wie Söhne auch sollen sie sich, dem Gesetze gemäß, gegen den ältesten Bruder betragen. Ein Aeltester, der sich, wie ein Aeltester soll, beträgt, der ist der Mutter, der ist dem Vater gleich; und auch derjenige, der sich nicht so beträgt, ist doch verwandtschaftlich zu ehren[179]."

Ti-tse, eine Ableitung von ti, der erwähnten chinesischen Benennung des jüngeren Bruders, bedeutet Schüler. Daß, wie hier, der Gegenbegriff zu Meister sich auf das

Schülerverhältniß bezieht, findet sich nicht allgemein: heu-seng, der Danachgeborene, gegen sian-seng, welches den Lehrer als Zuvorgeborenen bezeichnet, heißt seinerseits nicht Schüler, sondern Sohn und Jüngling. Jedermann muß hier auf die Analogie des erwähnten Wortes mit dem deutschen Jünger verfallen, welches nachweislich ein reiner Comparativ ist, von „der Jüngere" auch der Form nach ursprünglich nicht geschieden; und es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß wir den wahren Sinn der Wahlverwandtschaft, welche zwischen den Wörtern Meister und Jünger stattfindet, und den Grund der Vorliebe, mit welcher unsere eigene Sprache eben diese beiden als Gegensätze für ein solches Verhältniß einander entsprechen läßt, erst nach der Betrachtung der mannigfachen verwandten Spracherscheinungen auf so entfernten Sprachgebieten mit einigem Bewußtsein seiner tieferen Voraussetzungen begreifen.

Aber noch überraschender erscheint diese Analogie, wenn wir gleichzeitig sowohl die ältere Gebrauchsweise von Jünger, als auch den Ursprung des Wortes Herr ins Auge fassen. Herr fällt bekanntlich im Beginne der althochdeutschen Literatur mit dem Comparativ hehrer, das ist höher, in den Formen heriro, heroro zusammen, woneben sich für das Substantiv die ihm späterhin ausschließlich zukommende verkürzte Form herro entwickelt. Der Begriff Herr geht aus dem des Vorgesetzten, Höherstehenden, Oberen hervor, und dem Comparativ steht daher auch ein Superlativ herosto zur Seite, wohl zunächst mit dem Begriffe des Höchsten oder Obersten unter Mehreren, im Sprachgebrauche jedoch kaum merklich von jenem unterschieden. Nun bezieht sich aber gerade in einigen der frühesten Stellen die Ueberlegenheit, die die beiden

Steigerungsformen andeuten sollen, offenbar auf das Alter, so daß sie geradezu, und, wie es scheint, ihrer ursprünglichen Bedeutung gemäß, mit älter und ältest wiederzugeben sind. So heißt es in dem Hildebrandsliede von Hildebrand, der seinem Sohne im Kampfe gegenüber steht ohne ihn zu kennen: er war hêrôro man ferahes frôtôro, der ältere Mann, der an Lebensalter vorgerücktere. In der althochdeutschen, dem Anfange des 11. Jahrhunderts angehörigen Uebersetzung des Martianus Capella entsprechen den lateinischen Worten: Jovis maximus filiorum, die deutschen: ter hêrôsto iouis sunô [180]. In dem fast ältesten Denkmale der hochdeutschen Literatur, der dem 8. Jahrhundert zugetheilten Uebersetzung der Benedictusregel von Kero (22) steht dem Texte: adolescentuli fratres juxta se non habeant lectos, sed permixti cum senioribus, gegenüber: duruhmiste mit herirom. — Eine andere Stelle (63) eben dieser Ordensregel ist sowohl dem Texte, als der Uebersetzung nach für die hier behandelte Frage in mehrfacher Hinsicht so bedeutend, daß ich mich nicht enthalten kann, sie auszuziehen. Die Stelle erklärt sich nämlich über den in dieser Schrift beständig gebrauchten Gegenbegriff von älter und jünger, indem sie ausführt, daß derselbe nur übertragenerweise, nämlich als bloße Anciennetät des Eintritts in den Orden zu fassen sei: „et in omnibus omnino locis aetas non discernit ordines, nec praejudicet; quia Samuel et Daniel pueri Presbyteros judicaverunt. Ergo exceptis his quos, ut diximus, altiori (demu herorin) consilio abbas praetulerit vel degradaverit certis ex causis, reliqui omnes, ut convertuntur, ita sint; ut verbi gratia qui secunda hora diei venerit in monasterio, juniorem (iungirun) se noverit illius esse qui

prima hora venit diei: cujuslibet aetatis vel dignitatis sit. Pueris per omnia ab omnibus disciplina conservata. Juniores igitur priores suos (iungirun inunu heriron iro) honorent. Priores juniores suos diligant. In ipsa autem appellatione nominum nulli liceat alium puro nomine appellare; sed priores juniores suos fratrum nomine, juniores autem priores suos nonnos vocent; quod intelligitur paterna reverentia . . . Ubicunque autem sibi obviant fratres, junior a priore benedictionem petat (iungiro fona herorin uuihi dicke). Transeunte majore minor (merorin minniro) surgat: et det ei locum sedendi. Nec praesumat junior consedere nisi praecipiat senior suus (heriro siner)."

„Und überhaupt unterscheidet das Alter den Rang nicht, und soll ihn nicht beeinträchtigen; da Samuel und Daniel als Knaben Aelteste gerichtet haben. Daher sollen, mit Ausnahme Derjenigen, welche, wie wir gesagt, der Abt durch höheren Rathschluß aus bestimmten Gründen vorzieht oder heruntersetzt, alle Uebrigen in dem Verhältnisse stehen, wie sie sich bekehrt haben; z. B. wer zur zweiten Stunde des Tages in das Kloster gekommen ist, soll sich als den Jüngeren dessen betrachten, der zur ersten Stunde des Tages gekommen, welchen Alters oder Standes er sei. Doch bleibt den Knaben in jeder Hinsicht von Allen die Zucht gewahrt. Die Jüngeren sollen also ihre Aelteren ehren; die Aelteren sollen ihre Jüngeren lieben. Bei der Anrede darf Keiner den Anderen mit dem bloßen Namen nennen, sondern die Aelteren sollen ihre Jüngeren Brüder, die Jüngeren aber ihre Aelteren nonni anreden, was väterliche Verehrung bedeutet." (Also das Masculinum von Nonne: nonno und nonna

heißen im Italienischen Großvater und Großmutter; νέννος oder νάννας und νέννα, νάννη sind Oheim und Tante, besonders mütterlicherseits; das bengalische nânî und hindostanische nânâ bedeutet: mütterlicher Großvater.) „Wo sich die Brüder begegnen, da soll der Jüngere den Aelteren um seinen Segen bitten. Geht der Größere vorbei, so soll der Kleinere aufstehen; er soll ihm Platz zum Sitzen machen; und der Jüngere soll sich nicht eher niedersetzen, als bis sein Aelterer es ihm gebietet."

Diese Stelle ist für unseren Zweck erstens darum merkwürdig, weil hier mehrmals die Gegensätze älter und jünger (priores — juniores, junior — senior) durch heriro — iungiro wiedergegeben sind. Sie ist es aber in noch höherem Grade, weil das Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, welches in diesem Falle sehr wohl auch als ein solches zwischen Meister und Jünger gefaßt werden kann, hier ganz deutlich aus dem des Alters entwickelt, und durch das Vorbild desselben gleichsam begründet wird. Durch die Worte: „die Jüngeren sollen ihre Aelteren ehren, die Aelteren sollen ihre Jüngeren lieben" werden wir an die oft wiederholten Maximen chinesischer Schriften erinnert, denen sie an Form und Inhalt so auffällig begegnen, daß man sie für eine Uebersetzung derselben halten könnte. Ja es ist unverkennbar, daß das brüderliche Verhältniß selbst dem Verfasser bei diesem Gegensatze vorschwebt, — man vergleiche z. B. den Ausdruck quemquam fratrum suorum, einen seiner Brüder (70) — indem in der That die fratres anfangs eine Schaar wirklicher Brüder und in ihrem Prior oder Senior das verehrte und liebevoll lehrende sowohl als herrschende Haupt des älteren Bruders, oder des Aeltesten, des herostin, wie der Prior

auch (40) heißt, darzustellen beabsichtigten, welches nur eine andere Form der, wie das Wort abbas wahrscheinlich macht, bei den orientalischen Brüderschaften geltenden Auffassung des Abtes als eines Vaters ist.

Das Wort presbyter, welches in unserer Stelle vom Alter verstanden wird, steht an Ursprung und Schicksalen dem Kreis von Worten, von dem wir hier sprechen, und insbesondere dem Worte Herr, sehr nahe. Der Comparativ πρεσβύτερος heißt nämlich zunächst nur älter, der Superlativ ältest, wenn auch mit dem Nebenbegriff der dem Alter zukommenden größeren Würde. Ganz dasselbe aber bedeutet bei Homer auch das ungesteigerte Wort πρέσβυς, indem wahrscheinlich der Begriff des Voraussein, nämlich an Alter und somit an Rang, schon in dem Stamme enthalten ist. Daher z. B. πρεσβυγενής, erstgeboren, πρεσβεία, Recht der Erstgeburt oder des Alters, und mit Aufgabe der ursprünglichen Beziehung auf das Alter, πρεσβήϊον, als Auszeichnung gespendete Gabe, πρέσβος, Gegenstand der Ehrfurcht. Dasselbe Verhältniß findet zwischen hehr und seinem Comparativ hehrer statt; der comparativische Sinn tritt schon im Positiv hehr deutlicher oder minder deutlich hervor. Auch wird πρέσβα, πρέσβειρα (von Göttinnen) am füglichsten durch hehr übersetzt; und wenn in dem homerischen Hymnus Hermes die Götter besingt, τοὺς δὲ κατὰ πρέσβιν τε καὶ ὡς γέγαασιν ἕκαστος, nach ihrer Altersfolge und wie ein Jeder geboren war, oder wenn bei Plato nach dem Alter sitzen κατὰ πρέσβιν heißt, so entspricht dies so genau als möglich dem althochdeutschen Ausdruck bi hêri, z. B. sizzen, in der oben angeführten Uebersetzung des Martianus.[181] In dem griechischen Worte scheint der steigernde Begriff durch den ersten

Theil des Wortes adverbial ausgedrückt zu sein, wie in dem oben erwähnten ante-natus und sian-seng, wenn es auch vielleicht nicht angenommen werden darf, daß das indische prabhu, voraussciend, überlegen, Herr, wirklich verwandt sei. Das deutsche Wort hehr muß ich, trotz allem was Entgegengesetztes über seine Ableitung gesagt worden ist, für eine wirkliche Comparativform von einer sehr alten Verderbung des Stammes hoch halten [182]. Es würde demnach einen Vorzug überhaupt, ein Höherstehen, aber nach den gesellschaftlichen Verhältnissen der Urzeit von selbst mit dem Alter verknüpft, bedeuten, während πρέσβυς, schon in seinem Ursprung zweideutig, sowohl vorausgeboren, als voraussciend geheißen haben könnte. Nachdem in der Folge die Comparativform in hehr eben um der Verderbung willen verkannt war, wurde eine neue Steigerung gebildet, wie von mehr meriro und mehrere, und wie aus dem angelsächsischen Comparativ near, näher, von neah, nah, das englische nearer und nearest. Wenn wir nun den Comparativ πρεσβύτερος mit dem substantivischen Doppelcomparativ Herr vergleichen, so finden wir beide schon im frühen Mittelalter mit senior zusammengestellt, mit dessen romanischen Umgestaltungen das deutsche Wort die Anwendung als Titel gemein hat. So schreibt einerseits im 7. Jahrhundert Isidorus [183]: presbyter graece latine senior interpretatur, non pro aetate vel decrepita senectute, sed propter honorem et dignitatem; — und andererseits entspricht dem senior z. B. in den von W. Grimm herausgegebenen deutsch-lateinischen Gesprächen überall herro. Nach allem Diesem, und wenn wir ferner erwägen, daß senior, wie Diez bemerkt, schon in dem ältesten Mittelalter für dominus auch im Gegensatz zu

vasallus gebraucht wird, wenn wir insbesondere auf die Verbindung senior suus achten, die in der Benedictusregel, wie oben angeführt, im Sinne von „sein älterer Bruder“ mit heriro siner übersetzt ist, und in anderen, demselben 6. Jahrhundert angehörigen Schriften geradezu „sein Herr“ bedeutet: so wird uns in dem Worte Herr das rein germanische Gegenstück zu jenen romanischen Bezeichnungen einleuchten, welche mit ihm auf einen auch den deutschen Stämmen dereinst fühlbaren Zusammenhang von Herrschaft und Bruderverhältniß hinweisen.

Zur Vervollständigung dieser Einsicht, soweit sie die germanische Färbung dieser Anschauungsweise betrifft, und namentlich zur Aufklärung über das Wort Jünger, sind einige höchst bemerkenswerthe Verse aus einem der ältesten angelsächsischen Denkmäler, dem unter dem Namen Paraphrase des Caedmon bekannten biblischen Gedichte, vorzüglich geeignet. Die Empörung Satans gegen Gott wird geschildert: Gott hatte vertraut, heißt es, daß die zehn Engelchöre „seiner Jüngerschaft (his giongerscipe) folgen, seinen Willen thun würden,“ aber Satan „erhob sich wider seinen Herrn (his hearran), konnte in seinem Sinne nicht finden, daß er Gott sollte in Unterwürfigkeit (geongerdome) als Herrn dienen (theodne theovian). Er sagte, ihm dünke zweifelhaft, daß er Gott sollte Unterthan sein (geongra veordhan); warum soll ich arbeiten, sprach er, mir ist es nicht nöthig einen Oberen (hearran) zu haben, ich kann mit Händen ebenso viele Wunder wirken. Ich habe Gewalt genug, einen besseren Stuhl zu bereiten, einen höheren (hearran) im Himmel, warum soll ich um seine Gunst dienen (theovian), mich ihm beugen in solcher Unterthänigkeit (geongerdomes)? ich kann Gott

sein, wie er; es stehen mir tapfere Genossen bei, die in diesem Kampfe nicht von mir lassen werden, kriegerische Helden, die mich zum Herren (hearran) erkoren haben, berühmte Recken; mit solchen kann man Rath pflegen, Rath fassen mit solchen Heeresgenossen. Sie sind mir eifrig freund, günstig in ihren Gesinnungen: ich kann ihr Herr (hearra) sein, walten in diesem Reiche. So dünkt es mich denn nicht recht, Gott um irgend eines Gutes willen zu schmeicheln: ich will nicht länger sein Unterthan (his geongra) sein [184]."

Hier, wo also Satan ein Jünger Gottes genannt ist, sehen wir vollkommen unzweideutige Gegensätze zwischen hearra und geongra, dem Höheren und Jüngeren, im Sinne des Herrschers und Unterthanen, Oberen und Vasallen, Herren und Knechtes; denselben Gegensatz, den wir in der althochdeutschen Uebersetzung auf die älteren und jüngeren Ordensbrüder bezogen fanden. Es ist ferner geongerdom und geongerscip ein ebenso deutlicher Gegensatz gegen die hochdeutschen hertuom, herscaft; jene bezeichnen den unterwürfigen Zustand des Jüngeren, diese die Würde und Herrschaft des Aelteren: genau wie majestas, welches, wie schon Pott bemerkt [185], gleichfalls unmittelbar von dem Comparativ major, majus stammt. Es ist demnach unzweifelhaft, daß Jünger ursprünglich nicht bloß den Schüler, sondern auch den Untergebenen bezeichnet, ganz wie Meister zugleich den Lehrer und den Herrn.

Verfolgen wir nun noch die Begriffsreihen, welche sich in einigen anderen Sprachstämmen an die entsprechenden Wörter knüpfen, so werden dieselben schon darum in ihrem Gedankenzusammenhange auf den ersten Blick verständlich sein, weil, woher wir sie auch nehmen mögen, sie den der bisher

betrachteten Beispiele fast gleichförmig immer aufs Neue wiederholen. So begegnet uns zunächst in dem türkischen aga, Meister, Herr ein von den Grenzen Europa's bis an das äußerste Ostende des asiatischen Festlandes mit geringen Lautschwankungen gebräuchliches Wort, welches in den finnischen, türkischen, mongolischen und tungusischen Sprachen und Dialekten die geschilderte Begriffsreihe mit großer Vollständigkeit entwickelt. Bei den Mandschu lautet dasselbe age und ahôn. In der zuletzt erwähnten Sprache ist age außerdem Sohn des Kaisers, Herr als Anrede, wofür auch agu gebraucht wird; ahôn heißt auch bloß älter, ahôngga jui der ältere Sohn, ahotschilambi älter sein, sich als älterer Bruder benehmen, wie einen älteren Bruder ehren. Mit diesen Wörtern lassen sich noch als verwandt vergleichen: aji der Erstgeborene, der ältere Sohn, ejen Herr, Fürst, Meister, ejelembi herrschen, usurpiren. Im Malaiischen ist das gewöhnliche Wort für älterer Bruder und ältere Schwester: kâkâ und kâkaq, welches auch Freund, Freundin heißt; kakanda älterer Bruder, ältere Schwester, Geliebter, Herr als Anrede. Das Javanische zeigt eine Reihe verwandter Wörter mit den Bedeutungen: älterer Bruder, Freund, Großvater und Urgroßvater, Herr, Meister (als Titel für Bejahrte), Mann, Liebhaber, Gemahl. Auch roko heißt in derselben Sprache älterer Bruder und Gemahl, und dagegen raji, jüngerer Bruder, jüngere Schwester, Hausfrau.

Die Zulukaffern nennen den älteren Bruder umkuluwe, im Gegensatz zu umnawe, jüngerer Bruder; um ist in diesen Wörtern hauptwortbildende Vorsilbe. Die Wurzel ist kula, wachsen; davon unter anderen: kulu groß, ein Großer, Vornehmer; kulisa wachsen machen, aufziehen, erheben,

verherrlichen; kuleka wachsen machen, verehren, grüßen, huldigen; groß und mächtig sein; ikulu hundert (eigentlich: viel). Eine reduplicirte Form ist unkulunkulu, der Urahne oder erste Mann. Es ist dies eine mythologische Gestalt und Gegenstand einer gewissen Verehrung. Als ein Beispiel derselben führt Döhne (in dem Wörterbuch der Zulusprache) den Streich an, „den gierige Mütter ihren Kindern spielen, wenn sie ein leckeres Mahl bereitet haben und es allein zu essen wünschen, zu welchem Zwecke sie die Kinder wegschicken, indem sie sagen: geht und ruft Unkulunkulu, daß er euch gute Sachen gebe; die hungrigen Kinder thun, was ihre Mütter sagen, und werden für ihren Gehorsam ausgelacht." Daneben stehen die Wörter umkulunkulu, inkulunkulu, mit dem Begriffe geistiger Größe und Fähigkeit, also ganz entsprechend unseren Wörtern Meisterschaft und Meister. In dem naheverwandten Dialekte der Betschuana heißt das geschilderte mythologische Wesen mogolugolu von golu, mogolu groß. Im Herero ist die entsprechende Wurzel und Wortreihe: kura, wachsen, altern, groß werden; kuru alt; ongura Wachsthum; ekura Altersgenosse; omukuru der Alte, Ahne. „Jeder Stamm," sagt Hahn, „hat seinen omukuru, Stammvater, dem sie alle ihre Ceremonien und abergläubischen Gebräuche zuschreiben und dem sie Opfer bringen." Wir begegnen also hier derselben mythologischen Anschauung wie bei dem Zuluvolke, unter verwandtem Worte. Ferner ist im Herero omukururume Greis, omukurukaze alte Frau. Noch ein anderes Wort dient in demselben südafrikanischen Sprachstamme für den Begriff älterer Bruder. Es ist umune im Zulu, omunene im Herero; das letztere heißt auch überhaupt der Große, von dem Eigenschaftswort nene, groß:

im Zulu bedeuten inene und umnene: Herr, Großer, besonders sofern er gastlich oder wohlthätig ist.

In der Akra- oder Gangsprache, welche von einem Volke der Goldküste von Westafrika zwischen dem Voltaflusse und dem Akwapimgebirge gesprochen wird, heißt onukpa als Adjectiv alt, älter, ältest; der ältere, z. B. Bruder — in verwandten Sprachen ist das Wort für älterer Bruder egba[186] —; als Hauptwort wird onukpa (von Zimmermann) erklärt: old man, elder; alderman; grandee of a town, land or nation; principal; ruler; magistrate; first of a company etc. Auch sagt man Nyongmo dschi onukpa, Gott (oder der Himmel) ist der Alte, Aeltere, d. h. Ueberlegene — ein merkwürdiges heidnisches Allah akbar! das mit dem muhamedanischen auch im Gebrauche zusammenstimmt. „Wird Gott kommen? fragt man sich (d. h. wird es regnen?) „Ich weiß es nicht, er ist onukpa, er thut was er will.“[187]

Wenden wir unsere Blicke über den Ocean zu den Indianerstämmen der neuen Welt, so wiederholen sich die gleichen Entwicklungen. In der Dakotasprache wird tschingje, älterer Bruder, auch gebraucht für ältere Vettern von Vaters Seite; es scheint mit tschingtscha Kind, Junges, tschingkschi Sohn, Kind, tschingsch mein Sohn! zusammenzuhängen: denn ebenso steht tschung (nur mit Fürwörtern gebräuchlich), ältere Schwester eines Weibes, neben tschungkschi Tochter, tschungsch meine Tochter! — welche also gewissermaßen Feminina jener Wörter mit i sind. Neben diesen Bezeichnungen findet sich aber noch hungka, Ahne, älterer Bruder und (nach Riggs) „wer, gleichviel ob Mann oder Weib in der Volksmeinung so hoch gestiegen ist, daß er als eine Art Wohlthäter oder Vater Aller angesehen wird.“ Hungkake

heißt Ahne; hungkaja einen als hungka betrachten und ehren; im Gegensatz dazu: sungkaja zum jüngeren Bruder haben, von sungka jüngerer Bruder und Vetter; hungkajapi einer der hungka genannt wird; „auch gebraucht für deacon, elder," sagt Riggs, aus dem wir auch ersehen, daß beide Wörter, hungka und hungkajapi, zu Beinamen der Sonne verwendet werden.

Während die bisher aus unentwickelten Zuständen entnommenen Beispiele zur Aufklärung von Spracherscheinungen unserer ausgebildeten, aber eben darum ihrer Ursprünge nicht immer bewußten Stufe dienen konnten, so gibt es dagegen auch ebenso wichtige umgekehrte Fälle, wo die etymologische Begriffsvergleichung, rückwärts gewandt, uns über die Anschauungen der auf alterthümlicherem Standpunkt zurückgebliebenen Völker erst belehren muß, weil dieselben uns auf den ersten Blick ebenso fern zu liegen scheinen, als sie, durch Vergleichung auf das allgemeine Gesetz zurückgeführt, mit unserer eigenen Gedankenwelt, besonders in ihrer ursprünglicheren Form, oft überraschend zusammentreffen. Ein solcher nicht uninteressanter Fall, wo die Vorstellungsweise der Naturvölker theils verkannt, theils zum Mindesten fremdartig gefunden werden konnte, und doch im Grunde nur unsere weniger verdunkelte eigene ist, bietet sich eben in dem Gebrauche des Ausdrucks älterer Bruder bei vielen Indianerstämmen Nordamerika's dar. „Eine wesentliche Veränderung der Verhältnisse," erzählt z. B. Waitz in der Anthropologie der Naturvölker, „trat um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein durch die Kriege, welche den Irokesenbund zum Gipfel seiner Macht führten. Die Algonkins unterlagen, und mit ihnen die Völker der Irokesenfamilie, die sich ihnen verbündet hatten, vor

Allem die Huronen. Diese wurden theils zerstreut, theils zurückgedrängt über den Nipissingsee bis gegen den Oberen See hin, und obgleich sie sich als den ursprünglichen Stamm der gesammten Irokesen betrachteten, wie ihre Sprache bestätigen soll, und von den anderen Irokesenvölkern „die Väter" genannt wurden, mußten sie es sich gefallen lassen, nun die Völker des Bundes ihre „älteren Brüder" zu nennen." „Aus einem Dokumente vom Jahr 1791 geht hervor, daß fast 200 Jahre früher von allen Völkern, die mit den Delawares in Beziehung standen, ihnen der Titel „Großväter" durch einen feierlichen Vertrag (wie dies mit solchen Titeln geschieht) verliehen wurde. Nur die Irokesen waren hiervon ausgenommen; diese wurden von den Delawares „Oenkel" genannt, und zugleich erhielten die letzteren den Auftrag, ihren mächtigen Einfluß zur Vermittlung eines allgemeinen Friedens unter den Indianervölkern aufzubieten, einen Auftrag, den sie jedoch nicht auszuführen vermochten. Als „Großväter" wurden die Delawares angeredet von Mohikans, Schawanoes, Cherokees, Kikapus, Chikasaws, Chippeways, Ottawas, Potowatomies u. s. f., und dieser Titel bezeichnet nur eine durch glückliche Kriege erlangte Würde, wogegen die Anrede als „Vetter" eine gewisse Unterthänigkeit bedeutet; Verhältnisse der Abstammung oder des höheren und geringeren Alters der Völker werden dadurch nicht ausgedrückt, daher alle ethnographischen Folgerungen aus solchen Titeln unzulässig sind, zu denen Prichard geneigt war, da er zu bemerken glaubte, daß von stammverwandten Völkern immer die westlicher lebenden von den östlicheren als „ältere Brüder" angeredet würden. Die richtige Auffassung jenes Titels geht vor Allem daraus hervor, daß selbst die weißen

Ansiedler von den Eingeborenen als die Stärkeren nicht selten die älteren Brüder genannt wurden; ebenso daraus, daß die besiegten Huronen, wie oben bemerkt, obgleich bisher „Väter", nun „jüngere Brüder" der Irokesen wurden." Die Winebagoes gelten den Stämmen Missouri, Jowa, Otoe und Omaha als „ältere Brüder." Derselbe Schriftsteller führt in Betreff der Schawanoes an, „daß die von den Irokesen geschlagenen bei den Mohikans Schutz und Hülfe fanden, als deren „jüngere Brüder" sie sich bezeichnen ließen, weil sie durch diese, wie es heißt, einst vom Untergange gerettet wurden." [188]

Eine etwas andere, aber immerhin verwandte Gebrauchsweise findet sich in der Rede Canassatigo's an den Gouverneur von Maryland, die dieser Häuptling im Jahre 1744 in der Stadt Lancaster in Pennsylvanien gehalten hat, und wo es heißt: „Ihr seid aus der Erde gekommen in einem Lande jenseits des Meeres: dort möget ihr einen gerechten Anspruch haben; aber hier müßt ihr anerkennen, daß wir eure älteren Brüder sind, und daß das Land uns lange gehörte, ehe ihr etwas davon wußtet." [189] Hier scheint von einer Bezeichnung, die an sich nichts anderes als Herr und Meister heißen soll, ein rhetorischer Gebrauch gemacht zu sein, um die Berechtigung der Herrschaft aus dem älteren Anspruch abzuleiten; wiewohl auch dies vielleicht nicht einmal in der Absicht des Redners liegt.

Eine derartige Gegenüberstellung der rothen und weißen Menschen beruht übrigens auf einer auch sonst vorkommenden wirklichen Ueberzeugung der Indianer. Sie findet sich z. B. auch in der Tschiroki-Sage ausgesprochen, die ein Schreiben Bondinots, eines Tschiroki von Vatersseite [190], erwähnt,

und in dem die Ueberlegenheit der Bildung und der den Europäern aus der Schrift erwachsende Vorzug in Form einer Parabel auf eine Weise dargestellt wird, welche in dem Munde eines Stammes, der sich bekanntlich in diesem Jahrhundert selbst eine eigne Schrift zu schaffen wußte, doppelt interessiren muß. „Zu Anfang," sagten sie, „schuf Gott den Juwejahe (ein Name, den sie den Indianern geben, einen wirklichen, echten Menschen bedeutend), und den Juwenagu, oder weißen Menschen. In die Hände des Aelteren, des Indianers, legte der Schöpfer ein Buch; dem jüngeren Bruder gab er Pfeil und Bogen, mit dem Befehl, daß sie beide guten Gebrauch davon machen sollten. Der Indianer war saumselig, das Buch zu nehmen, und zeigte sich so gleichgültig dagegen, daß der Weiße kam, und es ihm wegnahm, während gerade seine Aufmerksamkeit wo anders hin gerichtet war. Er mußte nun nach Pfeil und Bogen greifen und seinen Unterhalt durch die Jagd gewinnen. So hatte er sich selbst um das von dem Schöpfer ihm geschenkte Buch gebracht, das nun mit Recht seinem weißen Bruder gehört."

Im Allgemeinen aber wollen jene Stämme mit solchen Titeln, wie älterer Bruder und dergleichen, dasselbe Verhältniß der Oberherrlichkeit gegen unterthänige sowohl als schutzbedürftige Vasallen bezeichnen, welches wir bei den Germanen vorgefunden, und zwar in ursprünglich gleichbedeutenden, nur in ihrem Zusammenhange mit der Grundvorstellung verdunkelten Ausdrücken vorgefunden haben. Wenn dabei neben dem brüderlichen auch andere Verwandtschaftsgrade, wie Vater, Großvater, Oheim, Vetter, zur Anwendung kommen, so erinnert auch dies wieder an den etymologischen Zusammenhang, der zwischen allen diesen Begriffen stattfindet und

uns schon mehrfach z. B. in malaiischen und Dakotabeispielen entgegengetreten, aber ebenso auch in näherliegenden Fällen gewöhnlich ist.

Vetter geht auf Oheim zurück, da dies bis zu einer gewissen Zeit die äußerste noch von der Sprache bezeichnete Verwandtschaftsstufe zu sein scheint; es bedeutet dies noch bei Luther, während wir Vetter nennen, was Luther Vetterssohn. Ebenso ist Base ursprünglich so viel als Muhme, nämlich Vaters- oder Mutterschwester. Schwenk sagt über dieses Wort: „Da niederdeutsch Baas Herr heißt, holländisch baas Meister, und sich in Deutschland noch unter dem Volke an einigen Orten der Brauch findet, den Großvater Herrchen zu nennen, so läßt sich vermuthen, daß Base eigentlich die Herrin bedeute, und der Muhme, ebenso wie Herr dem Großvater, als ehrende Benennungen im Munde des Jüngeren gegeben worden sei; wenigstens hieß bas Herr, Hausvater, und baesine Herrin, Hausmutter." Was den hier angeführten Gebrauch von Herrchen (Herrle, Heirli) betrifft, so ist, wenn wir den ähnlichen für Vorsteher, Geistlicher vergleichen, wahrscheinlich ein Rest der ursprünglichen Bedeutung älter darin zu finden. Muhme steht zu Mutter wie Vetter (πάτρως, patruus) zu Vater in unverkennbarer Beziehung. Es bedarf übrigens kaum der Bemerkung, daß der Unterthänigkeitstitel Vetter, den wir bei Indianerstämmen erwähnt finden, nur von dem jüngeren Vetter, dessen Namen bei den Dakota mit dem des jüngeren Bruders zusammenfällt, zu verstehen sei. Dagegen sind älterer Bruder, älterer (oder väterlich verwandter) Vetter, Oheim, ebenso nahe stehende Begriffe: das ungarische batya umfaßt sie sämmtlich, wie nena die ältere Schwester, Muhme und Base.

Die griechischen θεῖος (gewöhnlich Mutterbruder), θεία Tante — Wörter, welche nicht nur bei den Griechen, sondern auch im spanischen tio und italienischen zio, zia noch jetzt lebendig sind — könnten sehr wohl mit ἠθεῖος, dem obenerwähnten homerischen Reste indogermanischer Benennung des älteren Bruders, zusammenhängen.[191] Dieser Zusammenhang findet seine vollständige Aufklärung, wenn wir annehmen dürfen, daß beides Abkürzungen einer reduplicierten Form τηθειος (für θηθειος) seien. Denn τήθη heißt Großmutter, τηθίς Tante, nach Suidas so viel als θεία; dasselbe heißt τηθία, welches auch ehrende Anrede an alte Frauen überhaupt ist. Nun bedeutet in modernen Sprachen Indiens, dem Hindustani und Bengali, dâdî väterliche Großmutter, dâdâ (das Gegenstück zu dem obenangeführten, den mütterlichen Großvater bezeichnenden nânâ) sowohl väterlicher Großvater als älterer Bruder, und in der letzteren Bedeutung haben wir auch bereits das bis auf die Endung gleiche ostpersische dâdar kennen gelernt. Im Russischen ist djadja Oheim, djädj Großvater, djädy Voraltern; polnisch dziad Greis und Großvater. In avunculus, woraus bekanntlich Onkel stammt, haben wir eine Verkleinerungsform von avus, Großvater, sowie ja auch Neffe aus nepos hervorgegangen ist. Vorfahren im Allgemeinen heißen lateinisch majores die Aelteren, italienisch antenati, die Zuvorgeborenen, und wir selbst gebrauchen Aeltervater für Großvater, Aeltern für Vater und Mutter. Die Verbindung der erwähnten indogermanischen alten Verwandtschaftsnamen sogar mit dem gothischen atta, Vater, dem sanskritischen tata Vater (neben nanâ Mutter) und den fast zahllosen damit zusammenhängenden Formen wird darum ebenfalls nicht wohl bezweifelt werden können.

Ich kann es mir nicht versagen, als einen weiteren Beleg, wie genau die Völker in der Entwicklung solcher Vorstellungen übereintreffen, noch eine Stelle aus Castrén's Vorlesungen über finnische Mythologie anzuführen, wo derselbe die Bedeutung des Götternamens Ukko untersucht, und dabei in Bezug auf den bestimmten, von ihm geschilderten Kreis Vielerlei berührt, was wir schon bei verschiedenen Völkern ebenso vorgefunden haben, und was zum Theil erst aus seiner Allgemeinheit seine volle Verständlichkeit gewinnt.

„In andern Bedeutungen," sagt Castrén, „ist dasselbe Wort sehr weit unter den verwandten Völkern verbreitet. Es wird in der Sprache der Magyaren in der Form agg, die „Greis, alt" bedeutet, angetroffen. Bei den ugrischen Ostjaken lautet dasselbe Wort jig und hat in ihrer Sprache die Bedeutung „Vater", wird jedoch auch als Epithet für den mit göttlicher Würde verehrten Bären gebraucht. Im Jakutischen gibt es ein verwandtes Wort aga, welches auch einen Vater bezeichnet. In anderen osttürkischen Sprachen drückt aga oder aka die verschiedenen Begriffe eines älteren Bruders, Vater- oder Mutterbruders, Großvaters von väterlicher oder mütterlicher Seite und eine ältere Person überhaupt aus. Die Osmanen kennen diese Bedeutung des Wortes aga oder aka nicht, sondern brauchen es als einen Ehrentitel für höhergestellte Personen, besonders für solche, welche dem Kriegerstande angehören. Bei den Osttürken und Mandschu's sollen agu, age die Bedeutung „Herr" haben. Im Mongolischen gibt es auch ein verwandtes Wort aka, acha, welches nach Kowalewski eigentlich einen älteren Bruder bezeichnet, aber auch von einer älteren

Mannsperson überhaupt gebraucht wird und überdies zur Bezeichnung eines höhergestellten Individuums dient. „C'est une expression respectueuse, comme en français Monsieur.“ Der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Bedeutungen in den genannten Sprachen ist leicht einzusehen. In seiner Grundbedeutung drückt das Wort einen für älter geachteten Anverwandten männlichen Geschlechts aus, einen Großvater, Vater, Vater- oder Mutterbruder, einen älteren Bruder. Hieraus hat sich später die Bedeutung einer entweder durch ihr Alter oder durch ihr Amt geachteten Mannsperson entwickelt. Beide Bedeutungen hat auch im Finnischen das Wort ukko; denn es bezeichnet einen Großvater von väterlicher oder mütterlicher Seite, auch einen verheiratheten Mann; einen alten Mann, einen Greis, einen Altvater.“

„Durch die über die wirkliche Bedeutung des Wortes angestellten Betrachtungen wird man unwillkürlich auf den Gedanken gebracht, daß Ukko ursprünglich nicht ein persönlicher Göttername, sondern nur ein ehrfurchtsvolles Epithet (une expression respectueuse) für eine oder mehrere Gottheiten gewesen sei, gerade ebenso wie die verwandten Wörter im Türkischen, Mongolischen und im Mandschu Ehrentitel angesehener Männer ausmachen, oder wie das Wort jig von den Ostjaken und äsä (Großvater) von den Jakuten dem Bären als ein ehrendes Epithet beigelegt wird. . . .“

„Ganz deutlich geht aus unseren alten Liedern in Betreff der mächtigen Götter die Vorstellung hervor, daß sie nicht nur, wie bereits oben bemerkt worden ist, entweder Höfe oder Schlösser besaßen, sondern auch eine mehr oder minder zahlreiche Familie um sich hatten. Unter den Gliedern einer solchen Familie wird fast immer ein Ukko oder Hausvater

und eine Akka oder eine Hausmutter genannt. Ukko wird auch isäntä, Hauswirth, vanhin, der Aelteste, taatto oder isä, Vater, bisweilen auch kuningas, König, valtiainen oder hallitsia, Herrscher u. s. w. benannt. Die Benennung akka wechselt ihrerseits ab mit eukko, eine ehrwürdige Alte, emäntä, Wirthin, emo, emonen, Mutter u. s. w." [192]

Wir finden also auch hier alles wieder, was wir über die Entwicklung der Verwandtschaftsworte anderweitig beobachtet haben, von der Ausdehnung eines und desselben Verwandtschaftsbegriffes über Bruder und Großvater — aus dem Ungarischen ist auch ük, Urgroßvater, hierherzuziehen — bis zur Verwendung als Titulatur und zum Uebergang in mythologische Eigenbenennung. Ich muß der Versuchung widerstehen, in das wunderbare und grenzenlose Gebiet der Mythologie hier tiefer einzugehen, und zu zeigen, wie die Bezeichnungen eines göttlichen Wesens als älterer Bruder nicht bloß aus den späteren Entwicklungsphasen dieses Begriffes geflossen sind, um dasselbe nach unserer Anschauung als Herr anzuerkennen, sondern daß sie einer viel bestimmteren und getreueren Auffassung des Verhältnisses angehören. Es ist überhaupt ein Beweis von der Wichtigkeit des brüderlichen Bandes der Ueber- und Unterordnung für die Vorzeit, von dem Ernste, mit der es aufgefaßt worden sein, und von der Bedeutung, die es im Leben gehabt haben muß, daß wir ein Brüderpaar, einen älteren und jüngeren Bruder in der Sagenbildung eine so große Rolle spielen, der Phantasie der Naturvölker so beständig vorschweben sehen. Als Beispiel einer solchen Sage diene die oceanische von den Söhnen des Gottes Tangaloa, wie sie Wilhelm von Humboldt als tongische Sprachprobe (nach Mariner) mittheilt.

„Als noch überall nichts vorhanden war," erzählt Humboldt,[193] „als Himmel und Wasser und der Sitz der Götter, die Insel Bolotu, wollte der Gott Tangaloa, dem alle Erfindungen angehören, und dessen Priester auf Tonga immer Zimmerleute sind, eines Tages im großen Ocean fischen, und ließ seine Schnur und seinen Angelhaken vom Himmel in das Wasser hinab." Er erzählt dann, wie Tonga von dem Gotte aus dem Meere geangelt worden sei, und fährt fort: „Das felsichte Eiland war bald durch die Gunst der Götter mit Kräutern und Gräsern bedeckt, und mit allen Arten von Bäumen und Thieren ausgestattet, alle, wie sie im Göttersitz Bolotu waren, nur von geringerer Trefflichkeit, und der Vergänglichkeit und dem Tode hingegeben. Allein es fehlten noch Menschen. Wie der Gott diese nach Tonga versetzte, beschreibt die nachfolgende Erzählung.

Erste Bevölkerung des Landes. Der Gott Tangaloa mit seinen beiden Söhnen, sie wohnten in Bolotu. Sie wohnen und wohnen (d. h. sie wohnen lange), und Tangaloa spricht zu seinen beiden Söhnen: Gehet hin mit euren Weibern, und wohnet beisammen im Irdischen, in Tonga. Theilet das Land in zwei Hälften, und bewohnet es geschieden. So gingen sie hin. Des Aelteren Name war Tubo, des Jüngeren Waka-Akau-uli. Der (jüngere) Knabe war sehr klug, er verfertigte zuerst Beile und Schmuckkügelchen und Papalangi-Zeug und Spiegel. Der (ältere) Knabe, Tubo, handelte ganz anders, er war träge. Er ging immer spazieren und schlief, und beneidete sehr die Werke seines Bruders. Müde, seine Sachen zu erbetteln, beschloß er ihn zu tödten, und versteckte sich, daß er vollbrächte sein Bubenstück. Seinem Bruder also begegnend, schlug er ihn todt.

Zu dieser Zeit kam ihr Vater von Bolotu und zürnete sehr, fragte demnach: warum hast du deinen Bruder getödtet? konntest du nicht arbeiten, gleich ihm? Pfui des Bubenstücks! Gehe von hinnen! Sage den Angehörigen Waka-Akau-uli's, sage ihnen hierher zu kommen. Sie kamen also; da befahl ihnen Tangaloa: Gehet, stoßet ein Schiff ins Meer, und segelt gen Morgen, zu dem großen Lande dort, und wohnet daselbst bei einander. Und eure Haut sei weiß, wie euer Gemüth; euer Gemüth ist gut. Ihr werdet klug sein, Beile verfertigen und allerlei Geräth und große Schiffe. Indeß geh' ich, zu sagen dem Winde, daß er komme von eurem Lande gen Tonga. Durchaus nicht sollen sie segeln zu euch mit ihren schlechten Schiffen. Zum Erstgeborenen darauf sprach Tangaloa: Du sollst schwarz sein, dein Gemüth ist schlecht; und du sollst freudlos sein. Du sollst nicht viel Gutes haben, du sollst nicht gehen zum Land deines Bruders. Wie könntest du dahin gehen mit euren schlechten Schiffen? Dein Bruder allein soll nach Tonga kommen, mit euch Handel zu treiben."

Der Begriff „älterer Bruder" wird in dieser Erzählung theils durch „der Große", theils durch „zuerst geboren" gegeben. Ueber den Inhalt der Erzählung fügt Humboldt hinzu: „Die ältesten Leute versicherten, sie sei eine uralte, einheimische Sage; und erst als Mariner ihnen die Geschichte Kain's und Abel's erzählte, stimmten ihm einige bei, daß die Sage von den Söhnen Tangaloa's wohl nichts, als eine Umbildung der, vielleicht erst vor wenig Menschenaltern von Europäern dorthin gebrachten, Mosaischen Erzählung sei. Andere aber blieben bei der Behauptung des einheimischen Ursprungs."

Es würde nicht schwer fallen, durch Vergleichung zahlreicher Sagen verwandten Inhaltes aus allen Erdtheilen, diesen Zweifel gänzlich zu zerstreuen und als einen uralten Kern der tongischen Erzählung, über welche im Uebrigen manche neuere Einflüsse umgestaltend hingegangen sein mögen, jedenfalls die Brüdersage nachzuweisen. Ich reiße mich mit Widerstreben von der überaus wundervollen Region urweltlichen Menschenglaubens los, dessen Gründe einfach, aber, wie sich uns in der Folge ergeben wird, nur aus einem von dem gegenwärtigen physiologisch verschiedenen Zustande unseres Organismus begreiflich sind; und begnüge mich damit, an diesem von selbst sich darbietenden Beispiele aufs Neue eine Erinnerung an die Gemeinsamkeit der menschlichen Begriffs- und Anschauungsentwickelung, an die ursprüngliche geistige Einheit des Menschengeschlechtes gefunden zu haben.

IX.

Absterben der Begriffe. Umwandlung der Functionen. Sprachliche Unterscheidung zwischen Belebtem und Leblosem. Geschlechter im Telinga, bei Semiten, Aegyptern und Hottentotten. Die 18 Genera der Kaffernsprachen. Das Weib als Sache. Kampf der Sprache gegen die Widersprüche des Genusprincips. — Der Dual, seine Verbreitung und sein Schwinden. — Der Comparativ. — Urweltlicher Ueberfluß; er geht bei glücklicher Entwickelung in mäßigen Reichthum über. Pronomina der Australneger. Zweifaches Wir in verschiedenen Sprachkreisen. Trial und Vierzahl in den melanesischen Sprachen, neben mangelhafter Entwickelung der Zahlbegriffe. Vater-, Bruder-, Schwager- und Gatten-Dual der Australier. Hottentottische Pronomina. Formenreichthum der amerikanischen Sprachen. — Imperativ und Vocativ. Mangelhafte Zeitanschauung der Sprache. — Reste urzeitlichen Denkens in heutigen Sprachformen. Allgemeines Interesse der Begriffsgeschichte. In wiefern das Verständniß durch sie erhöht werde? Idealistischer Gehalt der Worte. Analytischer Weg zur Aufstellung eines Kanons der Begriffsentwickelung.

Blicken wir auf die Thatsachen zurück, welche die überall ähnlich verlaufende Geschichte des zuletzt behandelten Begriffs vor uns vorübergeführt hat, so wird es uns anschaulich, wie beim Vordringen in die Vergangenheit hinter der gegenwärtig lebendigen Generation von Begriffen eine andere ausgestorbene zu Tage tritt, und wie auch dieser geistige Theil der Sprache einem Verschwinden und Absterben unterworfen ist. Mit der veränderten Wirkung des Bruderverhältnisses auf das Gemüth der Völker gehen der Sprache die Begriffe verloren, die aus dessen alterthümlicher Auffassung entsprungen waren. In einzelnen Fällen lassen sich

die speciellen Umgestaltungen der menschlichen Familie noch nachweisen, die im Zusammenhange mit dem Vor- oder Zurücktreten und einer gleichsam durch Wachsthum herbeigeführten Metamorphose der Wortbedeutungen stehen. Das Verhältniß des Schwagers ist nur in wenigen Sprachen auf ein einfaches allgemeines Wort reducirt; nicht nur wird, was natürlich und berechtigt ist, der Bruder des Gatten von dem Gatten der Schwester häufig unterschieden, sondern auch für den Schwager eines Mannes und den eines Weibes, und ferner für den Altersunterschied finden sich verschiedene Benennungen. Die deutsche Sprache selbst hat noch in der Form zeichor das Wort besessen, welches in δαήρ und levir dem Begriff „Bruder des Gatten" vorbehalten bleibt. Diesen Wörtern entspricht im Sanskrit devṛi mit dem noch specielleren Begriff: jüngerer Bruder des Gatten. Der Grund dieser auch in den modernen Sprachen Indiens geltenden Vereinzelung liegt in einer längst erloschenen Sitte der indischen Urzeit erweislich vor, welche nämlich dem jüngeren Bruder die Pflicht auferlegte, die bräutliche Wittwe des älteren zu heirathen, und ehedem sich auch auf dessen kinderlos hinterlassene Gattin bezog. Diese Sitte, welche mit einer bekannten biblischen auffallend übereinstimmt, und in ihrer späteren Gestalt sich darum auf den jüngeren Bruder beschränkt, weil das Gesetz die Ehe der Brüder nach der Reihenfolge des Alters fordert, wird von den Brahmanen schon seit vielen Jahrhunderten als abgeschafft, ja als lediglich für eine vorgeschichtliche Urzeit bestimmt angesehen; längst gilt die zweite Ehe der Wittwe ihnen als ein Gräuel, und in den meisten Fällen selbst ihr Ueberleben für verdammlich[194].

Es ist überhaupt etwas in der Geschichte des Denkens Gewöhnliches und Allgemeines, daß in Folge einer veränderten Welt- und Naturanschauung die Sprachen mit ihren alten Begriffen nichts mehr anzufangen wissen. Oft bleibt ein solches in die neue Ideenwelt nicht mehr passendes geistiges Erbe der Vergangenheit, ein Wort, dem keine berechtigte Bedeutung mehr zur Seite stehen kann, eine grammatische Form, die ihren Sinn und ihre naturgemäße Anwendbarkeit verloren hat, als ein unnützer oder wohl gar lästiger Reichthum zurück, wie Gebräuche aus einem untergegangenen Glauben; aber noch weit häufiger tritt, wie uns wieder der Begriff Meister lehrt, Verwandlung der Function ein, indem die alte Form einer neuen Idee dient, das alte Organ sich einer neuen, ihm ursprünglich fremden Lebensverrichtung anpaßt. Daher kommt es, daß den Sprachformen ihre Functionen niemals logisch vorzuzeichnen sind, so wenig wie den thierischen Organen. Sie sind nicht so, wie sie sind, weil sie zu ihren bestimmten Verrichtungen gebraucht werden sollen; zu diesem Zwecke mögen sie sich wohl auch anders, vielleicht sogar geeigneter oder sparsamer construirt denken lassen; ein Theil von ihnen ist bloßer Niederschlag der Geschichte, von dem Triebe des Wachsthums noch nicht verdrängt und abgestoßen, mitunter, bei der innigen Verbindung, zu welcher er mit dem ganzen lebendigen Bau nun einmal verwachsen, einer Beseitigung solcher Art gar nicht fähig, aber für die Gegenwart und ihre Zwecke gleichgültig.

Die neuen sprachlichen Wunder, die sich den Blicken aufthun, sobald wir von den gewohnten Formen hinweg zu dem Begriffsbau der Naturvölker übergehen, bezeugen uns diese Wahrheit aufs Eindringlichste. Man hat bis in dies

Jahrhundert herab für die Sprachen der Wilden Armuth und Rohheit als Regel vorausgesetzt; man war höchlich erstaunt, ganz das Gegentheil zu finden. Du Ponceau in seiner geistreichen Denkschrift über das grammatische System der Sprachen einiger Indianervölker Nordamerika's (Paris 1838) entwarf zuerst ein allgemeines und richtiges Bild von der interessanten Eigenthümlichkeit, welche den Sprachen jenes Erdtheils im Wesentlichen von Grönland bis zum Cap Horn gemeinsam ist, und nur im Baskischen noch ihres Gleichen findet. Der in ein einziges Wort gedrängte Ausdruck vielseitiger Begriffsmodificationen, welcher es z. B. erlaubt, in der Conjugation des Zeitwortes außer der Person und Zahl des Handelnden auch die des Objectes, außer Modus und Zeit noch die Negation, sowie die Abwesenheit oder Anwesenheit des Sprechenden bei der erzählten Handlung und eine Menge von Unterschieden in der Art und Beziehung des Handelns zu bezeichnen, verräth eine zusammenfassende Kraft des Geistes, die den cultivirteren Völkern abhanden gekommen zu sein scheint, und um derentwillen der Charakter jener Sprachen als polysynthetisch bezeichnet worden ist.

Eine andere Eigenheit, die Unterscheidung zwischen Belebtem und Unbelebtem ist wichtig wegen der Analogien, die bei genauerer Betrachtung anderwärts für sie zum Vorschein kommen, und der Beziehungen zu unserer eigenen Sprachform, die in ihr verborgen sind. „In den algonkinischen Sprachen," sagt Du Ponceau, „wird die grammatische Genusform nicht durch das Geschlecht bestimmt; geschlechtliche Formen und Endungen werden nicht auf Gegenstände angewendet, die für dieselben nicht geeignet sind.

Man sagt nicht: ein Tisch, eine Bank, ein Spiegel, eine Scheibe; man benennt nicht Weib und Mädchen sächlich, macht nicht aus dem Monde ein männliches, aus der Sonne ein weibliches Wesen: alle diese Schwierigkeiten, die aus der Annahme eines falschen Princips der Eintheilung der Dinge bei der Entstehung der Sprache entspringen, sind in denen unserer Wilden nicht vorhanden. Da Alles in der Natur entweder belebt oder unbelebt ist, so haben sie diese beiden Hauptclassen angenommen, und die Grammatik hat sie alsdann durch eigene Formen unterschieden und sogenannte Genera daraus gebildet [195].

„Den Ursprung des Princips," ist das Urtheil Schoolcraft's über diese sprachliche Eigenthümlichkeit, „finden wir in der Natur selbst, welche lebendige Körper mit lebendigen, und leblose mit anderen Eigenschaften begabt. Aber die Stämme, die diese Sprache reden, haben eine Reihe von Attributen erfunden, welche den ersten vorbehalten, und eine andere Reihe, welche ausschließlich auf die letzten anwendbar sind; sie haben die Wörter: gut und bös, schwarz und weiß, groß und klein, schön und häßlich mit Formen versehen, die die allgemeine Natur der Gegenstände, auf die sie sich beziehen, als beseelt oder unbeseelt unterscheiden, und sogar in Folge eines bildlichen Gebrauchs unbelebte Massen in die Kategorie der lebenden Wesen erheben können, ein Mittel, welches für ihre öffentlichen Redner von hoher Wichtigkeit ist [196]. Steinthal schildert die Natur der in Rede stehenden Unterscheidung treffend mit folgenden Worten: „Dieser Unterschied" (nämlich der Namen lebendiger Dinge von denen der leblosen) „zeigt sich in der Bildung des Plurals und in dem Gebrauche, gewisse Verba und Adjectiva

nur mit belebten, andere nur mit unbelebten zu verbinden. Das Wort für „essen" in Bezug auf Fleisch ist im Odschibbwe verschieden von dem in Verbindung mit Obst; auf ein Thier schießen ist etwas Anderes als nach einer Zielscheibe schießen. In dem, was für lebend und was für todt gilt, stimmen aber die Sprachen nicht überein. Für lebend gelten bei manchen Indianern auch Bäume, die Gestirne, Gold und Silber, Getreide und Brod und viele der von den Europäern eingeführten Mechanismen, wie die Uhren, die Wagen, Flinten; daher wird das Schießen, wenn es mit der Flinte geschieht, anders bezeichnet, als wenn es mit dem todten Pfeil geschieht. Andererseits gelten auch bei einigen Stämmen nicht alle Thiere für lebend, z. B. nicht die kleineren Fische. Die Glieder des thierischen Körpers gelten bei einigen für todt, bei anderen für lebend, wenn der Körper lebt. Ueberhaupt herrscht über Leben und Tod der Wesen mannigfach eine ebenso individuelle Ansicht, wie bei uns über ihr Geschlecht: die Erdbeere lebt, die Himbeere ist todt, die Bohne lebt, die Erbse ist todt [197]."

Während also die Indianersprachen den Vorzug naturgetreuer Consequenz keineswegs wirklich so sehr in Anspruch nehmen können, stehen sie auf der anderen Seite ebensowenig mit dem auf das Leben und seinen Mangel begründeten Gegensatze allein. Nicht nur finden sich selbst in modernen Sprachen indogermanischen Ursprungs (wie dem Neupersischen und den slavischen) grammatische Unterschiede in der Behandlung des Lebendigen und Leblosen, die im Persischen sogar ebenfalls die Pluralbildung betreffen; sondern das Neutrum unseres ganzen Sprachstammes hat (nach Bopp und Ewald [198]) seiner Urbestimmung gemäß

die leblose Natur zu vertreten, und wird also mit Recht durch seinen deutschen Namen als sächlich bezeichnet. Zu dieser Bestimmung sind z. B. im Englischen auf der modernsten Entwicklungsstufe die schwachen Reste desselben wieder zurückgekehrt, wo it mit wenigen Ausnahmen für alles Leblose und nur für dieses gilt. Im Lateinischen wird, ohne daß ein ausdrückliches Gesetz dieser Art bekannt wäre, doch kein lebendiges Wesen mit sächlichem Geschlechte aufzufinden sein; und was, wie ich glaube, gegen eine Zufälligkeit dieser Erscheinung entscheidet, Thiernamen, welche nach sonstigen Regeln Neutra sein würden, bilden überall Ausnahmen. So glis Ratze, lepus Hase, mus Maus, vultur Geier, welche den Endungen des Stammes nach zu einer sächlichen Kategorie gehören [199]; pecus, welches in der Bedeutung Vieh, d. i. Eigenthum, Heerdenbesitz, (ebenso wie armentum und jumentum) sächlich ist, bekommt eine dem weiblichen Geschlechte zugewiesene Endung, wenn der Begriff des Thieres an sich gegen sein Verhältniß als bloße Sache stärker hervortreten soll. Auch das ächt lateinische allgemeine Wort für Thier, bestia, ist weiblich; animal ist nur philosophische Uebersetzung aus dem Griechischen. Wenn daneben die Bäume weiblich und deren Früchte Neutra sind, wie malus Apfelbaum, malum Apfel: kann es etwas der indianischen Anschauung Entsprechenderes geben? — Eine bedeutsame Spur davon, daß das indogermanische Neutrum ursprünglich nicht für lebendige Wesen bestimmt war, liegt auch darin, daß die Nominativendung s auf die beiden anderen Geschlechter beschränkt ist, und ebenso der Artikel sa, ὁ sein Neutrum von demjenigen Stamme entnimmt, der bei uns auch in der, die den älteren verdrängt hat. Wenn

nämlich dies s und sa, wie früher erwähnt, ungefähr so viel als selbst bedeutete, so war es nur für das Selbstthätige geeignet, und vielleicht gerade zur Auszeichnung des lebendigen Subjectes entstanden.

Schleicher, indem er die Arten der Genusbezeichnung im Indogermanischen prüfte, gelangte zu dem Resultate, daß diese in den vorliegenden Sprachen nur durch Mittel geschieht, welche nicht ursprünglich diesem Zwecke dienen. Er schließt, „daß in einer älteren Lebensperiode der indogermanischen Ursprache das Genus noch gar nicht zum lautlichen Ausdrucke kam. Die gesammten Genusbezeichnungen sind secundär im Indogermanischen. Bis zu einer durchgreifenden Genusbezeichnung hat es trotz Anwendung mehrfacher Mittel keine indogermanische Sprache gebracht[200].“ Das dem Neutrum vorenthaltene s des Nominativs allein macht hiervon eine Ausnahme; denn wenn Schleicher auch einige lateinische Fälle von sächlichen Nominativen wie felix, ferens, virus, vulgus anführt, so hält er doch selbst solche (übrigens erklärliche) Fälle nicht für ursprünglich. Sollte aber jene Nominativendung gar nicht Genusbezeichnung in demselben Sinne wie die übrigen, sollte sie nur Bezeichnung des Lebens sein, so ist ihre Ausnahmsstellung völlig begreiflich, und für eine einstige Scheidung zwischen Lebendigem und Leblosem mit Vernachlässigung derjenigen des Geschlechtes, auch in dem indogermanischen Stamme, nahezu beweisend.

Die Telingasprache, welche, mit den indogermanischen nicht verwandt, sich über große Strecken Ostindiens ausdehnt, kennt drei Geschlechter; das Neutrum umfaßt hier außer den leblosen Gegenständen auch die Thiere. Aber auch in dieser Sprache finden Unterschiede statt, die sich auf die Theilung

in die belebte und unbelebte Natur beziehen. Die semitischen Sprachen und das Aegyptische unterscheiden nur zwei Genera, das männliche und weibliche; sie haben dieses Princip nicht nur bei den Haupt- und Eigenschaftswörtern durchgeführt, sondern es außer der dritten auch auf die zweite Person des Für- und Zeitwortes ausgedehnt. Die Sprache der Hottentotten übertrifft (wie Pott in seiner trefflichen Abhandlung über das grammatische Geschlecht[201] nicht ohne Verwunderung erwähnt) in mancher Hinsicht alle genannten: sie hat ein dreifaches Genus, ein männliches, weibliches und gemeinsames — nicht sächliches; z. B. choip, Mann, chois, Frau, choii, Mensch; xkûp (der erste Consonant ist Schnalzlaut), Vater, xkûs, Mutter, xkûi, einer der beiden Eltern, parens. Diese Unterscheidung geht durch Haupt-, Für- und Zeitwörter, — die Adjectiva sind keiner Abänderung unterworfen — und erstreckt sich selbst auf die erste Person, deren Einheit ausgenommen. Dagegen findet sich in den Kaffersprachen etwas formell dem Genusunterschied durchaus Aehnliches, wobei die Substantiva sogar, anstatt in zwei bis drei, in bis zu achtzehn Classen zerfallen, mit denen Adjectiva und dritte Personen der Pronomina und Zeitwörter in Uebereinstimmung gesetzt werden; und bei alledem keine Spur der Unterscheidung nach dem natürlichen Geschlecht. Es hat diesen Völkern wichtig genug geschienen, z. B. das Adjectiv groß, je nachdem es auf eine Kette oder auf einen Spaten geht, mit verschiedenen Präfixen zu versehen, so daß es im Herero in jenem Falle orunene, in diesem Falle otjinene heißt[202]; aber zwischen Bruder und Schwester wird kein Unterschied gemacht, und Begriffe, wie Mann und Frau, werden durch grundverschiedene Wörter

ausgedrückt. Eine Auszeichnung menschlicher Wesen ist als Function einer der Substantivclassen noch kenntlich; im Ganzen aber vertheilen sich die Wörter auf dieselben nach einem nicht definirbaren Princip und in vielen Einzelfällen ohne Zweifel von Haus aus ebenso durch bloßen Zufall, wie bei uns auf die Geschlechter.

Man sieht aus diesen Beispielen, mit wie geringem Rechte das Motiv des natürlichen Geschlechts als ein vernunftgemäßer Eintheilungsgrund der Dinge betrachtet werden würde. Das des Lebens ist weit allgemeiner und allem Anscheine nach ursprünglicher; es ist die Urform, aus der sich jener für uns geläufige Gegensatz hervorgebildet hat. Ein solcher Gegensatz kann an sich nur entweder von dem Lebendigen allein ausgehen, oder er setzt die Annahme voraus, daß Alles lebendig sei. Wenn einige Völker die Grenzscheide unmittelbar hinter dem Menschen machen, warum sollte bei dem gewaltigen Abstand, der in der Urzeit die Stellung und Geisteshöhe des Weibes von der des Mannes getrennt haben muß, die erste Classe der Geschöpfe nicht auch einmal auf diesen allein eingeschränkt, das Weib gleichsam als Sache betrachtet worden sein? Die semitischen Sprachen mit ihrer Hinneigung des Femininums zum neutralen Begriffe lassen etwas Derartiges vermuthen. Uebrigens bringt das eine wie das andere Princip die Sprache zuletzt in die gleiche Lage: sie haben keine wesentliche Bedeutung mehr für sie, sie fangen an ihr lästig zu werden, und die neuesten, auf das Zweckmäßige und Bequeme am meisten gerichteten Formationen, suchen sich ihrer daher gänzlich zu entledigen. Der Nutzen, den sie noch stiften, ist zufällig; er würde ebenso erreicht werden, wenn wir die Dinge etwa nach der

Farbe grammatisch eintheilen wollten. Ja man könnte, wie das Verhältniß in manchen Sprachen heutzutage steht, die Substantive fast mit demselben Vortheil willkürlich nach zufälligen Lauteigenthümlichkeiten, z. B. nach ihren Anfangsbuchstaben, in Genera eintheilen. Beim Beginne des ganzen Systems war die Sache freilich eine andere. Der Mensch fühlt sich und seines Gleichen als lebendig, und unterscheidet sich leicht von seiner Hütte, von seinem Steinmesser. Aber bald beginnt die Schwierigkeit. Denn, wie gesagt, die Sprache ist von den Extremen aus geschaffen, und wird sogleich unrichtig, sobald sie sich über dieses ihr Element hinaus wagt. Sind die Glieder des lebendigen Menschen ebenfalls lebendig? Ist mit dem Eintritt des Todes der bisher lebendige Fuß nun auch sprachlich als todt zu behandeln? Ist der Baum lebendig, weil er wächst, oder todt, weil er stille steht? Wenn die Sterne lebendig sind, warum dann nicht auch der Himmel? und wenn dieser, wie ist es dann mit der Erde zu halten? In solche Philosopheme sieht sich der noch in der tiefsten Kindheit des Denkens befindliche Mensch unbewußt bei jedem Schritte verwickelt, nachdem er einmal den ersten in das gefährliche Gebiet gethan. Mit dem Geschlecht geht es begreiflicherweise ebenso; und die Spur einer ganzen langen Reihe von instinctiven Versuchen, solche Schwierigkeiten zu lösen oder ihnen aus dem Wege zu gehen, sind es eigentlich, die wir in dem grammatischen Geschlecht vieler Sprachen heute vor uns haben. —

Ein noch interessanteres Denkmal aus einer grammatischen Urperiode ist der Dual. Er ist in vielen Sprachen verschiedenen Stammes nachzuweisen, aber auch fast überall schon verloren oder im Begriff sich zu verlieren. „Das

Sanskrit," lesen wir hierüber bei Bopp[203], „besitzt ihn sowohl beim Nomen, wie beim Verbum am vollständigsten, und setzt ihn überall, wo er zu erwarten ist. In dem ihm sonst so nahe stehenden Zend findet man ihn selten beim Verbum, viel häufiger beim Nomen; das Pali hat davon nur noch so viel als das Lateinische, nämlich einen Ueberrest von zwei Wörtern, welche zwei und beide bedeuten; dem Prakrit fehlt er ganz. Von den germanischen Sprachen hat ihn nur der älteste, gothische Dialect, aber eigentlich bloß am Verbum, während er umgekehrt, um auch der semitischen Sprachen zu gedenken, im Hebräischen nur am Nomen festhielt, im Nachtheil gegen das auch in vielen anderen Beziehungen vollständigere Arabische, das ihn beim Verbum gleich vollständig zeigt, während er im Syrischen auch beim Nomen bis auf wenige Spuren ausgestorben ist." Noch weiter als die hier zuletzt genannte semitische Sprache geht die äthiopische; sie hat, so wenig man dies gerade von der am engsten aus dem ganzen Stamme mit dem Arabischen verwandten Sprache erwarten sollte, wo der Dual in seinem größten möglichen Umfange fast heute noch fortlebt, denselben im Gegentheil bis auf eine einzige Spur am Zahlworte zwei völlig verdrängt. Dieser durch mehrere Sprachen gehende Zug, den Dual zurückzudrängen, so daß er auf natürliche Paare beschränkt wird und zuletzt nur bei den Zahlwörtern zweihundert, zweitausend, oder gar bloß zwei, als unverstandene Endung übrig bleibt, ist sehr wohl begreiflich. Wozu soll es auch, zwei Männer durch die Declinationsform ἄνδρε auszudrücken, wenn man sich doch für drei, vier, fünf Männer der Zahlwörter bedienen muß, und überdies noch dem Zeitwort eine andere Form zu geben,

weil die Handlung von zweien und nicht von dreien verrichtet wird? Alle Schönheiten, die man für diese Ausdrucksweise aufzufinden gewußt hat, liegen der Absicht der Sprache fern. Die Zweizahl ist eine Vorstufe der Mehrzahl, sie ist ein Versuch des Geistes, sich des Begriffes der Mehrheit zu bemächtigen, keineswegs eine der Natur abgelauschte Feinheit weiterer Unterscheidung. Nachdem die Mehrheit, nachdem vollends das Zahlwort geschaffen ist, hat sie ihren Dienst gethan; sie stirbt ab, und bleibt nur hie und da noch als ein verkümmertes Organ zurück.

Als Beweis dieses Hergangs glaube ich die semitischen Sprachen anführen zu können. Die hebräische Endung des Duals ist ájim, die des Plurals îm. Unabhängig von einander können die beiden Endungen nicht sein; und zwar kann nur die letztere aus der ersteren entstanden sein: denn ajim steht für ajm, und aus aj wird ê und î, nicht umgekehrt. Daß die Mehrheitsendung einst aj gelautet haben muß, geht aus ihrer Verbindungsform (status constructus) ê und der ganzen sonstigen Flexion, und ferner aus den chaldäischen und syrischen Endungen ajjâ, ê hervor. Nun sind aber nicht nur die übrigen Flexionsendungen des Duals denen des Plurals ganz gleichlautend, so daß z. B. die Verbindungsform desselben ebenfalls ê ist, sondern schnajim, zwei, lautet in der Verbindung mit zehn (zum Ausdruck von zwölf) sogar noch schnêm. Endlich gibt es einen sehr merkwürdigen Fall, wo der Dual durch die sonstige Mehrheitsendung îm bezeichnet wird. Es ist das Zahlwort ésrîm zwanzig, aus éser zehn, während zweihundert matajim, zweitausend alpajim heißt. Umgekehrt ist kein Grund zu finden, weßwegen wir die Wörter majim, Wasser, schamajim,

Himmel, die in den verwandten Sprachen Pluralia sind (chaldäisch majjâ schemajjâ) für Duale, und nicht vielmehr (mit Ewald) für Plurale halten sollten; die alte Endung ist hier nur in Folge des schwachen Auslautes der Wurzel erhalten worden. Im Arabischen lautet die Endung des Plurals ûna, Genitiv îna, die des Duals âni, Genitiv aini; zwanzig heißt ʿischrûna, ebenfalls mit der Mehrheitsendung, zum Beweise, daß es sich hier nicht um zufällige Lautentartung handelt. Da arabisches â aus au (hebr. ô) entstanden ist, so verhalten sich im Arabischen Dual- und Pluralendung ganz wie im Hebräischen. Als die Grundform, woraus sich die sämmtlichen semitischen Zwei- und Mehrzahlendungen, und zwar auch die des Für- und Zeitwortes, leicht erklären, dürfen wir, wie ich glaube, au-ma voraussetzen [204]. In der Regel entspricht nun die ältere Form auch dem ursprünglicheren Begriffe, und auch von anderer Seite läßt es sich, sobald einmal die Identität beider Zahlformen feststeht, gewiß eher annehmen, daß der zu steigender Ausbreitung und dauernder Geltung bestimmte Begriff sich aus einem solchen entwickelt habe, den er überflügelte und verdrängte, als daß umgekehrt dieser aus jenem hervorgetreten sei, um alsbald wieder zu verkümmern und zu verschwinden. Es kommt dabei wohl auch noch ferner in Betracht, daß wir in den Zahlwörtern für zwei und für zwanzig den Dualbegriff durch beide Endungen ausgedrückt, den Pluralbegriff aber erst in den Zahlen von dreißig bis neunzig finden.

Die Vielheit hat also aller Wahrscheinlichkeit nach erst von der Zweiheit aus einen grammatischen Ausdruck gefunden, wie denn die Zahl zwei erfahrungsmäßig der Anschauung noch nicht zählender Völker zunächst sich aufdrängt.

Hieraus würde sich auch der häufige Ausdruck der Mehrheit durch Verdoppelung (z. B. im Malaiischen: orang orang, Menschen) vielleicht am einfachsten erklären, welcher (wie F. Müller bemerkt [205]) streng genommen doch nur ein Dual-Ausdruck ist. Aber wir dürfen darum an den Anfang dieses Processes kein bestimmtes Zahlenbewußtsein, auch selbst von dem Begriffe zwei, setzen. Das Gefühl des Unterschieds zwischen zwei und drei gelangte erst zum Bewußtsein, als sich die Formen schieden. Die Sprache lenkte damit in eine Bahn ein, welche, weiter verfolgt, dahin geführt haben würde, die Zahlenreihe durch verschiedene Flexionen am Hauptworte auszudrücken. Allein das Zahlwort entstand. Das Zahlwort zwei wurde für den Dual tödtlich, ebenso wie die Präposition es für die Casusflexion, das Hülfszeitwort es theilweise für Zeit und Modus geworden sind. Analoge Entwicklungen wurden im Keim erstickt; die Dualform selbst ergriff, um sich zu retten, hie und da eine besondere Function, die ihr auch den neuen Sprachmitteln gegenüber noch einen Werth belassen konnte: sie drückte das von Natur Zweifache, das paarweise Zusammengehörige aus. Daß dieses aber seine Urbedeutung gewesen, ist nur aus dem Hebräischen abstrahirt. Schon das Arabische kennt diese Beschränkung nicht, und im Hebräischen selbst zeigen noch Duale, wie zwei Tage, zwei Jahre, zwei Ströme, zwei Lager und andere vereinzelte Reste ein gleiches Verhältniß an. Zähne — auch die drei der Gabel — heißt schinnajim mit der Dualendung, vermuthlich, weil die Sprache den Dual hier mit den beiden Zahnreihen rechtfertigte und darum festhielt. Bei Füße ist der Begriff zwar unmittelbar von dem Paare des Menschen ausgegangen; aber die

Bezeichnung thierischer Füße ist eine zu alte Nothwendigkeit, als daß nicht eine Pluralform ausgebildet worden wäre, hätte überhaupt der Gedanke an die Zweizahl damals schon in der Form gelegen. Die Grönländer gebrauchen sogar gerade für die paarweise vorhandenen Glieder den Dual nicht, sondern den Plural, denn, wie Steinthal erklärt, „in diesen Fällen, denkt der Grönländer, versteht sich ja die Zweizahl von selbst, und darum gebraucht er den Plural; wo aber zwei Dinge sind, die in größerer Anzahl sein können, da setzt er den Dual.“ Hier ist also die Zweizahl noch eigentliche Bezeichnung der Zahl zwei; und dies war ohne Zweifel ihre ursprüngliche Function, indem sie, so lange es nicht gelungen war, die Zahlbegriffe durch das Zahlwort gesondert darzustellen, ein vorläufiges unvollkommenes Surrogat eines derselben bildete.

Es gibt noch eine andere, uns sehr natürlich scheinende grammatische Form, die sich aber, genauer betrachtet, ebenfalls nur vom Standpunkte einer Zeit rechtfertigen läßt, wo der Gegensatz zwischen zwei und mehr als zwei eine in der Natur nicht begründete Wichtigkeit für das Begriffsvermögen hatte. Was kann, wenn ich in einer Eigenschaft der Ausgezeichnetste von denen bin, die diese Eigenschaft überhaupt besitzen, Wesentliches daran liegen, ob es deren mit mir nur zwei, oder etwa drei gibt? Und doch gründet sich auf nichts anderes als dies der Gegensatz zwischen Comparativ und Superlativ. Mit noch größerer Strenge als bei uns gilt bekanntlich im Lateinischen die Regel, daß z. B. der Erste nur unter Dreien oder Mehreren primus, unter Zweien nur prior heißen kann. In der That will der Comparativ nichts anders sagen, als: der von den Zweien, der die

Eigenschaft hat. Daher werden solche Begriffe, wie rechts und links, und besonders räumliche und zeitliche, wie außerhalb und innerhalb, vorher und nachher u. dgl. bekanntlich oft comparativisch ausgedrückt, z. B. in über, unter, inter, super, inferi, posteri, ultra, citra u. s. w., und heißen die comparativisch gebildeten Fürwörter πότερος, uter, ἕτερος, ἑκάτερος bloß: welcher, einer, jeder von beiden. Die Ordnungszahlen haben sämmtlich Superlativendungen, und nur der zweite heißt z. B. im Griechischen δεύτερος mit Comparativendung, lateinisch secundus, der folgende, also ohne Beziehung auf einen etwa folgenden dritten, oder alter, der andere, ebenfalls ein Comparativ und eigentlich so viel als: der eine von beiden.

Das Hebräische entbehrt zwar eigentlich der Steigerung, aber von diesem alterthümlichen Comparativ des Raumes, der Zeit und der Zahl hat es doch auch noch unverkennbare Ueberbleibsel in Wörtern wie éljon der obere, tachton der untere. Eljon, von Gott gesagt, heißt nicht eigentlich der Höchste, sondern der, welcher oben, im Himmel ist. So bedeutet auch rischon, acharon nicht sowohl der erste, der letzte, sondern der frühere, der spätere. Beide sind zunächst vom Raume ausgegangen und rischon, welches gleichen Stammes mit rosch, Kopf, ist, bildet zugleich die erste Ordnungszahl. Wenn man das der Form nach genau entsprechende chaldäische tinjân, der zweite, in Vergleichung zieht, so kann man nicht wohl umhin, auch hier den Comparativbegriff vorauszusetzen, wo denn die beiden Ordnungszahlen neben einander gebildet erscheinen, als der erste und andere von zweien, πρότερος und δεύτερος[206]. Es gehören ferner hierher qadmoni der vordere, frühere, tikoni, der innere,

chisoni, der äußere. Endlich ist noch ribbon, Herr, der Form und, wie wir wissen, auch der Bedeutung nach geeignet, als eine Art Comparativ von rab hierher gezogen zu werden. Es ist ein Wort, das sich in den biblischen Schriften nicht findet, und vielleicht der Volkssprache angehörte; es wird häufig von Gott gebraucht, besonders in den Formeln ribbono schel ólam und ribbon haólamim Herr der Welten, welches vermuthlich das Original zu dem obenerwähnten arabischen rabbu 'lálamina ist. Im Chaldäischen entspricht das als Titulatur gebräuchliche, sonst gleichbedeutende rabbân. Das bekannte rabbuni, mein Meister, scheint dialectische Aussprache von ribboni zu sein. Auch einige andere Formen mancher der erwähnten Wortstämme, wie tachtit, das Unterste, reschit und acharit, Anfang und Ende, zeigen eine Mittelstellung zwischen comparativem und superlativischem Begriff. „Das Ende der Tage" ist nicht sowohl der jüngste Tag, als die Zukunft; und es ist sehr zweifelhaft, ob wir mit Recht übersetzen: „im Anfang schuf Gott," und nicht vielmehr: in früherer Zeit, vor Alters.

Die auf zwei Vergleichungsgegenstände bezügliche, logisch so wenig begründete Stufe des Comparativs ist überall, wo sich die Steigerung ausbildet, wiederum die ältere; die romanischen Sprachen wiederholen in Neubildungen wie plus sage und le plus sage, was die älteste Zeit in derselben Ordnung gethan hat: unser eigener Superlativ auf st ist, wie schon Grimm annimmt [207], aus dem ursprünglichen s der Comparativendung weiter gebildet.

Je tiefer eine Sprache steht, um so mehr enthüllt sie uns von einem urweltlichen Reichthum, den man aufs höchste bewundern muß, und welcher ungeahnte, bei unentwickelten

Völkern wahrhaft staunenerregende Feinheiten des Ausdrucks gestattet; man sollte glauben, die Sprache entwickele sich nicht nur unabhängig von der Vernunft, sondern sie stehe sogar zu ihrer Ausbildung in umgekehrtem Verhältniß. Aber bei schärferer Untersuchung werden wir überall finden, daß solche bevorzugte Triebe in dem Wachsthum der Sprache gerade diejenigen nicht sind, welche in der zu endgültigem Siege bestimmten Form der Vernunft ihre Stelle finden. Sie sind Seitenbahnen, die die Entwicklung eingeschlagen hat, die dieselbe aber von ihrem wahren Ziele ablenken, und verlassen werden müssen, wenn das höchste Menschliche erreicht und geleistet werden soll. Solche Fehlgriffe der Natur (wenn es gewagt werden darf, dies von dem zweckbewußten Handeln hergenommene Bild vom Standpunkte eines den Erfolg als Ziel anschauenden Denkens anzuwenden) treten in jeder Entwicklungsgeschichte auf; insbesondere sind sicherlich alle Sprachen durch dergleichen einmal hindurch gegangen. Die kräftigsten, gesundesten und edelsten geistigen Organismen sind der überwuchernden Fülle in dem für ihre Zukunft entscheidenden Augenblicke Herr geworden und haben sie in lebensfähige Fruchtbarkeit, in werthvollen und dauernden Reichthum verwandelt; andere scheinen eben darüber verarmt und verödet zu sein. Daher sind die eigentlich glücklichen Sprachen, solche in deren Klängen ewige Lieder und unvergängliche siegreiche Wahrheit durch die Menschheit ertönen, sowenig die reichsten als die ärmsten, und mehr harmonisch als zu einseitigem Ueberflusse ausgebildet.

Betrachten wir in Hinsicht eines Punktes, der mit den hier besprochenen sich in einem nahen und wichtigen Zusammenhang befindet, ein Sprachgebiet, das einer der niedrigst

organisirten und culturfeindlichsten Menschenracen angehört: das melanesische der Australneger, welche, tief unter den weiter östlich, auf und um Neuseeland wohnenden Polynesiern stehend, dem Kannibalismus ergeben und zum Theil statt aller Kleidung nur bunt bemalt, zahlreiche Inseln Neuhollands und, in etwas weiter abstehender Verwandtschaft, auch dieses Festland selbst bevölkern. Die continentalen Sprachen sind weniger erforscht, während die der Inseln durch H. von der Gabelentz eine meisterhafte Darstellung gefunden haben. Beiden Sprachgruppen gemeinsam ist die übermäßig reiche Entwickelung des Pronomens, die um so auffallender hervortritt, je weniger die übrigen Redetheile von einem ähnlichen Reichthum aufzuweisen haben. Wir müssen hier zuerst einer Modification der einfachen Dreipersönlichkeit gedenken, welche auch sonst, im Gegensatze zu dem uns bekannteren, in sehr ausgedehnten Sprachkreisen angetroffen wird. Es ist die doppelte Auffassung des wir, je nachdem der Angeredete ein- oder ausgeschlossen werden soll. Wenn, um mich eines Beispiels zu bedienen, welches Campbell in der Grammatik der Telingasprache gibt, zwei Leute mehreren Brahmanen begegnen und sie fragen, wer sie seien, so werden dieselben mit dem ausschließenden Pronomen antworten: manamu brâhmanulamu, wir sind Brahmanen: mit dem Fürworte memu würden sie ausdrücken, daß auch die Fragenden Brahmanen seien [208]. Ein gleicher Unterschied wird in dem Mandschu gemacht. Die polynesischen Sprachen gehen noch einen Schritt weiter: sie haben die doppelte Form für die erste Person nicht nur des Plurals, sondern auch des Duals. Die melanesischen Sprachen bleiben aber auch hierbei noch nicht stehen: hier hat sich außer Dual und

Plural die auf der ganzen Erde sonst unerhörte Form einer Dreizahl (wir drei, ihr drei, sie drei) entwickelt, und auch bei dieser wird wieder derselbe Unterschied gemacht, zwischen einem wir im Sinne von ich und ihr beide und einem andern für ich und sie beide. „Die persönlichen Pronomina“, sagt Gabelentz, von der Insel Annatom, der südlichsten unter den Neu-Hebriden, redend, „sind bei weitem der ausgebildetste Redetheil in der ganzen Sprache. Sie haben besondere Formen für den Subjects-, Objects- und Possessivcasus (Nominativ, Accusativ und Genitiv) neben Possessivsuffixen, einen vierfachen Numerus (Singularis, Dualis, Trialis und Pluralis), und an ihnen allein kommen die Tempora und Modi des Verbum zum Ausdruck. Außerdem unterscheidet noch das Pronomen der ersten Person im Dualis, Trialis und Pluralis, ob der Angeredete mit gemeint ist, oder nicht, und hat also für diese drei Numeri doppelte Formen, einen Inclusivus und einen Exclusivus. Wir haben daher sieben Pronomina der ersten, vier der zweiten und vier der dritten Person, zusammen fünfzehn Pronomina, deren jedes wieder folgende Formen hat: Nominativ, Accusativ, Possessiv, Possessivsuffix, Präsens, Präteritum, Futurum, Optativ, Conjunctiv, Hypotheticus und Concessiv [209].“ Die Völker, welche in der Ausbildung des Numerus bis zu diesem Maße vorgegangen, sind dieselben, von denen wir zum Theil schon oben erwähnt haben, daß sie eigentlich noch gar keine Zahlwörter besitzen. Beide Erscheinungen sind offenbar in Wechselbeziehung: wir sehen hier deutlich, daß sich die Zahlflexion mit Recht als eine Vorstufe des Zahlwortes betrachten läßt; daß jene verschwindet, sobald dieses seinen Rang in der Sprache

einzunehmen beginnt. Gerade im Annatom steht das Zahlwort auf sehr niedriger Stufe. Bei der Uebersetzung der Bibel war man genöthigt, die englischen Zahlen for, faiv, siks, seven, eet, nain, ten einzuführen, da sich einheimische über fünf gar nicht, vier und fünf nur in sehr vereinzeltem Gebrauche fanden. Den Umfang der melanesischen Zahlbegriffe im Allgemeinen schildert Gabelentz mit folgenden Worten: „Das Zahlsystem geht augenscheinlich Hand in Hand mit den Formen des Numerus, wie sie beim Pronomen personale sich finden und die merkwürdigste Eigenthümlichkeit dieser Sprachen bilden. So wie sie aber beim Pronomen: eins, zwei, drei, viel — zählen, so scheint es auch, daß ihre Zahlenreihe sich ursprünglich auf die Dreizahl beschränkt hat. Daher gehen schon bei der Drei, als der höchsten eigentlichen Zahl, die sie zu unterscheiden wußten, die Benennungen so auseinander, wie wir eben gesehen haben. Erst später mag das Bedürfniß oder der Verkehr mit Polynesiern auf die Ausdehnung des Zahlensystems bis zu fünf hingeführt haben; daher finden wir für vier fast allgemein das polynesische Wort angenommen, während bei fünf, als der nunmehr höchsten Zahl, die Benennungen wieder auseinander gehen, die Einen auch hier das polynesische Wort beibehalten, die Anderen ein eigenthümliches, vielleicht ein Ganzes, eine Allheit oder dergl. ausdrückendes Wort dafür angenommen haben. So bedeutet doch lima selbst im Malaiisch-Polynesischen eigentlich die Hand, so sagt man doch im Maré für 20: ein Mensch, d. h. die Finger und Zehen eines Menschen zusammengerechnet, und auch im Mallikolo fanden wir, daß das Zahlwort 10 als eine Einheit bezeichnet wird, wogegen das Erromango dafür zweimal fünf sagt. Etwas Analoges

scheint bei den Ausdrücken für drei und fünf in den melanesischen Sprachen stattgefunden zu haben[210]." Die Zahlwörter für eins, zwei und drei in ihrer malaiisch-polynesischen Form (sa, dua, toru) haben übrigens eine so auffallende Uebereinstimmung mit den indogermanischen, daß, wenn man nicht mit Bopp zu der Annahme einer Urverwandtschaft greifen will, man sich der Vermuthung einer Entlehnung nicht wohl erwehren kann. Was Bopp, bei der Abwesenheit eines bestimmten lautgesetzlichen Verhältnisses oder eines gemeinsamen Sprachbaues, dennoch zur Annahme einer Abstammung der Sprachen der Südseeinsulaner vom Sanskrit, ähnlich der des Französischen vom Lateinischen, bewegen konnte, scheint besonders die Abneigung gewesen zu sein, Sprachtheile von so elementarer Natur, wie die Zahlen von eins bis drei, für entlehnt gelten zu lassen. Aber wie weit die Möglichkeit der Entlehnung gehen könne, läßt sich schwerlich von vornherein entscheiden. Ein neues oder vollkommeneres Denkelement, an einem bevorzugten Punkte der Erde entstanden, hat eine ebenso unwiderstehliche, ansteckende Gewalt, wie eine große technische Erfindung, und ist zur Uebertragung und Verbreitung nicht weniger geeignet, als die Feuerwaffe oder die Buchstabenschrift. Das unscheinbare semitische Wörtchen va, und, ist weit über seine Heimath hinaus z. B. ins Persische, Afghanische, Türkische gedrungen; bei den Persern verdrängte es früh das in den Zendschriften gebräuchliche postpositive ca, welches (im Gegensatz zu und et, καὶ, uta[211] u. s. w.) der indogermanischen Ursprache angehörte, aber ein weniger vollkommenes Mittel der Verbindung zweier Begriffe war, als die, wie unser und, einfach zwischen dieselben zu setzende semitische Partikel. Das

Umgekehrte ist im Syrischen geschehen. Krummacher hat in einem fragmentarischen Gespräche auf geistreiche Weise das hebräische Und und das griechische Aber, die zum Erhabenen geeignete beständige Aneinanderreihung einfacher Sätze gegenüber dem künstlerisch ein großes Ganzes zusammenschließenden Periodenbau, als Typen der Geistesrichtung beider Völker darzustellen versucht. Die Syrer fingen unter griechischem Einflusse an, über diese symmetrische Einfachheit des semitischen Styles hinauszustreben: sie nahmen das ihrem Sprachstamme fehlende postpositive Aber, und sogar die so charakteristisch griechische Doppelpartikel μὲν — δὲ, in der Form man — den, mitten in ihre ganz semitischen Sätze auf. So gewiß ist es, daß die Völker sich gegenseitig ihre sprachlichen Vorzüge und Errungenschaften zu Nutze machen, auch wenn dieselben ganz innerlicher, logischer Natur sind. Und um auf die Zahlwörter selbst zurückzukommen, so verdrängt das dekadische System, ohne Zweifel in Folge einer größeren Angemessenheit für den natürlichen Umfang unserer Anschauung, die anderen, besonders das Vigesimalsystem, fast überall, wo sie sich berühren. Wenn Bopp die Frage aufwirft, ob es denn möglich sei, daß ein Volk eine Classe von Wörtern, die es täglich im Munde führt, jemals vergesse? oder ob man jemals Völker in einem so uncivilisirten Zustande getroffen habe, wo sie gar nicht, oder etwa nur bis drei zählen konnten [212]? so möchten diese Fragen heute gewiß nicht mehr in demselben Sinne zu stellen sein, und für die letztere sind gerade die den Polynesiern nahe verwandten melanesischen Völker die entscheidendste Bejahung.

Auf der Insel Mallikolo stehen neben der Dreizahl die

Plurale tra-tovatz wir, na-tovatz ihr, wörtlich: wir vier, ihr vier (von vatz, vier). Hier fallen also die Begriffe vier und viel oder mehrere zusammen. Chamisso berichtet aus Neuholland ausdrücklich: „Sir Robert Brown versicherte uns, daß die Völkerschaften, mit denen er verkehrt, nicht über vier zu zählen vermögen, und daß fünf und vier für sie zusammenfließen [213]." Wie die Vierzahl, so ist in na-taroi, ihr drei, auch die Dreizahl des Pronomens deutlich aus dem Zahlwort drei gebildet. Aehnliches findet sich auf demselben Sprachgebiete häufig, und zwar auch in Beziehung auf den Dual und das Zahlwort zwei: dies vielleicht sogar im Indogermanischen. Nun hat von der polynesischen Pluralendung schon Buschmann bemerkt, daß sie aus dem Zahlwort drei entstanden sei, wie die Dualendung aus dem für zwei, obwohl doch in diesem Sprachstamme von einem Trial keine Spur zu finden ist [214]. Die Erklärung kann keine andere sein, als daß auch hier zur Zeit der Entstehung der Mehrheitsform drei mit viel für gleichbedeutend galt.

In der Fidschisprache ist wirklich der Trialis noch nicht auf die Bedeutung einer Anzahl von Dreien eingeschränkt, sondern auf eine geringe Mehrheit ausgedehnt, und gleicht also gewissen arabischen Pluralformen, welche, wenn andere zur Auswahl daneben bestehen, für eine Anzahl von drei bis neun gebraucht werden [215]. Hiermit sind wir also wieder auf dem Standpunkte des oben erwähnten australischen Zahlwortes angelangt, das zugleich drei und einige bedeutet; ja das unbestimmte, in manchen australischen Dialekten für das Zahlwort zwei verwendete bula, viel, ist gleichzeitig Dual des Pronomens: sie beide. Was von

unseren hochentwickelten Sprachen nur aus grammatischen Formen dunkel vermuthet werden kann, ist bei den Völkern der Südsee lebendige Gewißheit.

Aber wenn der Dual, Trial, Plural aus den Zahlwörtern zwei, drei, vier seinen Ursprung nimmt, können wir dann solche Formen noch als Vorstufen des Zahlwortes betrachten? Gewiß nicht, falls diese Zahlwörter vor der Bildung jener Numeralform eine selbstständige Existenz gehabt haben. Aber dieses eben ist nicht wahrscheinlich. Wenn die zwei oder drei ersten Zahlwörter damals schon überall anwendbar gewesen wären, so ist nicht abzusehen, warum nicht auch an dem Hauptwort ein Dual und Trial ausgebildet worden wäre. Es muß kein so leichter Schritt gewesen sein, als es uns heute erscheint, das Zahlwort mit jedem beliebigen Hauptworte zu verbinden. Vermuthlich aus diesem Grunde bedienen sich mehrere Sprachen, wie das Chinesische, die hinterindischen, das Mexicanische, der seit W. v. Humboldt häufig besprochenen [216] Classenwörter beim Zählen. Wenn man z. B. im Malaiischen anstatt „fünf Knaben, ein Haus" sagt: „Knabe fünf Mann, Haus eine Frucht," so kann dies nur an der Abneigung liegen, die Zahlwörter auf andere als einige besonders gebräuchliche Gegenstände zu beziehen. Die Fidschi-Insulaner bilden sogar für gewisse Gegenstände in verschiedenen Anzahlen lieber ganz neue Wörter, wie a buku niu zwei Cocosnüsse, a buru 10 Cocosnüsse, a koro 100 Cocosnüsse, a selavo 1000 Cocosnüsse, a uduudu 10 Canoes, a bola 10 Fische; wo a der Artikel ist [217]. Es scheint also eines Läuterungsprocesses bedurft zu haben, bis die zur Zählung der Finger entstandenen Zahlwörter auf alle Gegenstände gleich anwendbar gefunden

wurden. Und ebenso verbanden sich bei den Südseeinsulanern die Zahlwörter zwei und drei wohl zuerst ausschließlich mit den Fürwörtern: das Bewußtsein der Zahl ist zuerst persönlich, der Unterschied zwischen eins und zwei wird als ich und wir beide gefaßt.

Auf dem Continente von Australien finden wir, außer der schon geschilderten übermäßigen Entwickelung der Pronomina, den Dual noch mit einem wahrhaft absonderlichen Luxus ausgestattet: es gibt nämlich (wie man diese wunderlichen Formen nennen könnte) einen Vater-, einen Bruder-, einen Gatten- und einen Schwager-Dual. Ich heißt (nach Grey) nganja, wir und uns ngannil, mein ngannalak; du nginni, ihr narang; die dritte Person, ohne Unterschied des Geschlechtes, bal, Mehrheit: balgun. Wir drei heißt ngalata. Aber wir beide heißt zwischen Geschwistern und Freunden ngali, zwischen Eltern und Kindern, Neffe und Onkel u. s. w. ngala, zwischen Gatten und Liebenden ngannitsch, zwischen Schwägern ngannama. Ebenso heißt ihr beide niubal, aber im Liebesdual niubin; sie beide bula, aber von Vater und Sohn bulala, von zwei Gatten bulani [218]. Diese Sprache hat also den Scherz Du Ponceau's, den er gegen den griechischen Dual vorgebracht hat, „man könnte glauben, daß derselbe nur für Liebende und Eheleute erfunden worden sei [219]," zur Wirklichkeit gemacht und noch überboten.

Bei den Hottentotten haben sich die Pronomina aus einem anderen Grunde ebenfalls sehr reich, wenn auch weniger wunderlich entwickelt. Hier kommt nämlich zu dem Unterschied von Singular, Dual und Plural, sowie des Aus- und Einschlusses für wir und wir beide, auch noch

das dreifache Geschlecht für eine jede Form hinzu, und dieser Formenreichthum dringt außerdem über das selbstständige Fürwort hinaus in die Conjugation des Zeitwortes ein. — In noch verwickelterer Ausbildung wuchert derselbe auf amerikanischem Boden, wo der Gegensatz des Exclusivus und Inclusivus ganz besonders zu Hause ist. Im Tschiroki z. B. gibt es (nach Pickering [220]) besondere Formen des Zeitwortes für die Personen ich und du, ich und er, ich und ihr, ich und sie, und ebenso unterscheidet sich mein und dein Vater durch die Hauptwortflexion von mein und sein Vater. Da in dieser ganzen Sprachenclasse auch die Objecte durch Personenflexion am Verbum mitbezeichnet werden, so kann man sich denken, welch eine Complication, welch eine Masse von Formen entstehen muß, um die verschiedenen möglichen Variationen auszudrücken. „Sie binden uns," muß z. B. auf verschiedene Weise ausgedrückt werden, je nachdem uns bedeuten soll: dich und mich, euch und mich, mich und ihn, mich und sie; wobei überdies wieder ein Unterschied obwaltet, ob und soviel heißen soll, als beide oder alle zusammen, oder als jeden einzeln; und endlich scheidet sich eine jede der so entstandenen Formen wieder, je nachdem sie heißt: diese oder jene, die eben Anwesenden oder Abwesenden. Alle diese Unterscheidungen werden an einem einzigen Worte gemacht, ohne Mitwirkung abgesonderter Fürwörter, z. B. „sie, die Gegenwärtigen, binden dich und mich zusammen," heißt im Tschiroki: kekinalöngiha; „die Abwesenden binden jeden von uns beiden einzeln": tegeginalöngiha. Dazu kommt am Verbum noch die Andeutung der Beseelung, die Unterscheidung der Zeit und namentlich die reich ausgebildeten Modusbeziehungen, wie z. B.

des Könnens und Pflegens. Welch eine verschwenderische Anhäufung von Begriffsmodificationen, gegenüber dem schlichten Schema unserer Conjugation! Und dennoch muß selbst diese einem Chinesen in einem ähnlichen Lichte nutzlosen Ueberflusses erscheinen. Logisch betrachtet, mag auch die Dreipersönlichkeit des Zeitwortes nicht zu begründen sein; denn warum die Handlung durch eine andere Form bezeichnen, wenn eine zufällig eben angeredete, als wenn irgend eine andere Person sie ausgeführt hat?

Wenn wir den Werth, den die Sprachen nicht nur auf das Ich, sondern auch auf das Du legen, mit dem Umstande zusammenhalten, daß der Imperativ fast überall den Anschein einer sehr primitiven Bildung hat, und wenn wir uns daneben noch des Vocativs erinnern, der ebenfalls oft eine sehr kurze, vielleicht verkürzte, vielleicht aber auch in einem älteren Zustande verbliebene Form des Nomens ist, eine Form, die, als wirklich leicht entbehrlich, zu den früh absterbenden gehört: so können wir darin vielleicht eine Andeutung finden, wie sehr der Sprache die räumliche Gegenwart vor Alters als eine wichtige Kategorie galt, und daß es ihr ebenso unmittelbares Wesen ist, zu den Personen, als von ihnen zu reden, und Handlungen zu fordern, als sie zu schildern.

So mancher Ueberfülle gegenüber scheint auf der anderen Seite nichts angemessener sein zu können, als die Dreitheilung der Zeiten des Zeitwortes nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: und gerade diese entwickelt sich an den Sprachformen erst äußerst spät, und kaum irgendwo völlig rein. Der Unterschied des lateinischen faciebat und fecit, des französischen faisait, fît, a fait scheint der Sprach-

anschauung weit näher zu liegen. Man wird nicht im Stande sein, für jedes der drei Zeitverhältnisse in den indogermanischen Sprachen ein bestimmtes Kennzeichen anzugeben, das allen dazu gehörigen Tempusformen gemeinsam wäre [221]. Vom Hebräischen muß es Jedem, der einige Sätze einer biblischen Stelle liest, auffallen, wie ganz vermischt hier die entsprechenden Formen gebraucht werden, wie bald eine von der Grammatik als Futurum bezeichnete Zeit für das gebraucht ist, was wir als Vergangenheit anzusehen gewohnt sind, bald umgekehrt; wobei es nur eines vorgesetzten und bedarf, um, wie sich die alten Grammatiker, zwar ohne etwas an der Sache zu erklären, aber doch in Beziehung auf das Resultat ganz richtig, ausdrückten, Vergangenheit in Zukunft und Zukunft in Vergangenheit umzuwandeln. In der späteren Sprache ist dies freilich anders, und auch die übrigen semitischen, die uns erst auf vorgerückter Stufe in Literaturen vorliegen, gebrauchen, bis auf Ausnahmen, ihre Tempora wie wahre Zeitformen. Es ist dies wieder ein sehr klares Beispiel von der Umwandlung der Functionen, und der Ausdruck der Zeit scheint überall erst auf diesem Wege in die Sprache gedrungen zu sein. Die Zeit ist keine Anschauung, die auf den Urzustand des Geistes eine kräftige Wirkung übte. Der Mensch lebt unabsehbare Zeiträume hindurch nur der Stunde; das Aufgehen des Zeitbewußtseins und sein Erstarken, die Fähigkeit, mit der Phantasie vor- und rückwärts in das Weite zu schauen und größere Perioden zu umfassen, das zeitliche Augenmaß und die Perspective für die Aufeinanderfolge der Begebenheiten ist an eine Menge von langsam reifenden Vorbedingungen geknüpft.

Wie man in den Verhältnissen und Formen mancher

Thiere eine Abweichung von der allgemeinen, in den lebenden Gattungen sonst bemerklichen Tendenz, und eine gewisse Hinneigung zu dem Charakter einer ausgestorbenen Welt gefunden hat, so gibt es auch im Geiste antediluvianische Formen, urzeitliche Reste, die wie verloren in eine fremde Mitwelt herüberragen, und uns auf ehemalige Zustände des Denkens schließen lassen, welche unmittelbar gegen das jetzt Vorhandene gehalten, nicht anders als räthselhaft und wunderbar erscheinen können. Die Gegenwart ist gewohnt, in sich selbst die eigentliche Menschheit und in dem Vergangenen nur theils ihres Gleichen, theils ein wenig bedeutendes Vorspiel zu sich, als deren Endziele, zu sehen. Allein, wenn wir uns von den Anschauungen der gegenwärtigen oder um einige Jahrhunderte vergangenen Zeit zu befreien und durch das Mitgefühl für eine aus anderen Mittelpunkten ausstrahlende Natur von der Bezauberung der uns befangenden Geisteswelt zu lösen suchen, so eröffnet sich uns, wie hinter der flachen Sphäre des Fixsternhimmels, der Blick in unendliche Weltenreihen, unzählige verschiedene Menschheiten folgen sich, so daß wir selbst mit unserer ganzen Daseinsform neben einer solchen Schöpfungsfülle geringfügig erscheinen.

Die Kenntniß dieser Vorwelt des Geistes hat ein Interesse, welches sich nicht nur auf ihr letztes Ziel, den Anfangspunkt aller Vernunftthätigkeit, sondern ebensowohl auch auf die kleinsten, den Verlauf der Vernunftentwicklung bildenden Erscheinungen bezieht; und zwar ein nicht bloß gelehrtes, wissenschaftliches, philosophisches, sondern ein allgemein angeborenes, triebartiges, ein Interesse, wie es die Raupe an ihrer Verpuppung nimmt, nämlich das unmittelbarste der Gattungsentwicklung selber. Was der Mensch auf diesem

Wege suchen und finden kann, ist ein Mittel zur wirklichen Weiterentwicklung seiner Gattung. Das Denken und Handeln des Menschen ist bis jetzt nur zu einem, und zwar dem bei weitem kleinsten Theile, selbstbewußt. Wie unendlich Vieles an unseren eigenen Handlungen, von der Neigung unseres Hauptes zum Gruß bis zu den gewaltigsten sittlichen und rechtlichen Veranstaltungen, bleibt uns seinen Gründen nach (welche selten in den vielleicht zu unserem Heile ausschlagenden Folgen liegen) unbegriffen, bis wir die Motive in der unbewußten Entwicklung der Vorzeit aufgefunden haben! Mit dem Denken und Sprechen ist es nicht anders. Es ist nicht zuviel gesagt, daß wir sprechend einander, denkend uns selbst noch nicht verstehen. Wir lernen die Sprache, insbesondere unsere Muttersprache in der Kindheit, auf ganz entgegengesetztem Wege, als das Geschlecht in ihrer Erzeugung ursprünglich einschlug; wir dringen von dem Ganzen aus bis zu einer gewissen Grenze in ihre Theile; sobald die Einzelentwicklung soweit gediehen ist, daß das Kind, sich selbst überlassen, einen unscheinbaren Sprachanfang, gleich dem, womit auch die Gattung zuerst begonnen, aus sich erschaffen könnte, stürmt diese ganze Welt von Tönen als eine vermischte Masse auf uns ein, und das der Seele von außen Aufgepfropfte wird ihr, anstatt des ihrem Innern Entkeimten, Eigenthum. Daher verstehen die Kinder Sätze und Redensarten lange vor den Worten, und manche zusammengesetzten Ausdrücke bleiben einem ganzen Volke bis zum höchsten Standpunkte der wissenschaftlichen Erforschung in ihren Bestandtheilen unbegriffen, obgleich sie Jeder, weil ihr unbestimmter Gesammteindruck ähnlich auf ihn, wie auf jeden Anderen wirkt, zu verstehen glaubt.

Das Verständniß des in Worten Mitgetheilten wird freilich so wenig, wie die natürliche Fähigkeit der Mittheilung, hierdurch gehindert. Im Gegentheile: die Reflexion, das Grübeln über die Gründe, welches die Aufmerksamkeit von der Erscheinung abzieht, und die Einreihung in die Stufenreihe des Verwandten, welche die scharfen Umrisse verwischt, treten, hier wie überall, der Energie des Empfindens und der Richtigkeit triebartigen Handelns störend entgegen. Längst vor aller Reflexion ist der Mensch mit der Sprache schlau, wie ein Thier, das sich vor seinen Verfolgern birgt, und seine Feinde sinnreich täuscht, ohne eigentliches Bewußtsein seiner Zwecke und Mittel; und wenn in einer späteren Periode eine absichtsvolle, weniger auf den Ausdruck, als auf Eindruck und Wirkung gerichtete Anwendung erscheint, so verfährt doch auch diese ohne wirkliche Berechnung, welche die Macht der aus dem Herzen kommenden, zu Herzen dringenden Beredsamkeit nicht steigern kann. Ja auch den reflectirtesten Künstler vermag nur der Eindruck und die Erfahrung, die er von demselben an sich selbst gemacht, nicht aber eine objective Erkenntniß von dem Wesen dieses Eindrucks in der Wahl der Mittel zu leiten. Kaum wird es ferner nach den mancherlei angeführten Beispielen der Erwähnung bedürfen, daß für eine Vervollkommnung und Fortbildung der Sprache eine Erkenntniß von ihr weder erforderlich, noch, wenn überhaupt von Einfluß, von einem anderen als höchstens einem verderblichen sein kann. Nicht nur sind, wie wir gesehen haben, bei den armen und nackten Völkern, die in der äußeren Einrichtung ihres Lebens, wie in der Fähigkeit bewußten Denkens, unglaublich niedrig stehen, die Sprachen keineswegs in ähnlichem Verhältnisse unvollkommener, sondern wir sehen sie auch in den ältesten

Anfängen aller Literaturen überall blühender und reicher als sie später sind, sowie uns auch die Menschen hier zum letzten Male mit einer Frische der Empfindung und Gewalt der Leidenschaft entgegentreten, welche mit dem wachsenden Bewußtsein zu verschwinden und in größere Gelassenheit und Besonnenheit überzugehen pflegen.

Aber es ist darum doch nicht minder wahr, daß es ein für das Leben der Menschheit wichtiges Verständniß der Sprache gibt, welches durch die Einsicht in ihre Entwicklung bedingt ist. Wie die Handlungen, auch wenn die individuellen Motive mitgetheilt oder errathen werden, doch nur in ihrer Aeußerlichkeit verständlich sind, weil sie sämmtlich etwas Verborgenes an sich tragen, was weder dem Thäter noch dem Beschauer zum Bewußtsein kommt, so auch die Worte. Indeß die Außenwelt, oder vielmehr die aus der Vernunftentwicklung entsprungenen und zu objectiven Mächten herangewachsenen Phantasiegebilde, die wir Dinge nennen, auf der Oberfläche der Seele jene Bilder aufregen, welche, sobald im Worte ihr hörbares Aequivalent erscheint, in unser Inneres fallend, allein hierdurch augenblicklich ein Ebenbild von sich erzeugen, geht zugleich in dem dunkelsten Hintergrunde ein weiter greifendes, viel tiefer wirksames Spiel von Eindrücken und Gefühlen vor sich, welches beiden Geistern ein Geheimniß bleibt, und, sofern seine Erkenntniß von eigentlicher Mittheilung und unmittelbarem Selbstbewußtsein abhängt, immer und ewig bleiben muß. Was der Sprachlaut nicht als sein Object bestimmt bezeichnet, sondern als sein Subject nur dunkel verräth, die Beziehung der Vernunft zu den Dingen, das besondere Bild, das sich in der menschlichen Seele von einem Objecte entwirft, ihre Anschauung von ihm, welche für sie bloß durch ihre Geschichte in dem

Worte mitklingt, kann nur durch die Kenntniß des Zusammenhangs, in welchen die Vernunft ihre Objecte mit einander setzt, durch die Anschauung der Stelle, die sie einem jeden Dinge in ihrem eigenen Baue anweist, für uns erkennbar werden.

Oder verstehen wir wirklich die Begriffe Ursache, Zweck, Kraft, Seele, Wille, Vernunft, Geist, Gott? Wir gebrauchen diese Worte, auch ohne über ihre Gründe Rechenschaft zu fordern, immerhin im Dunkeln, wie es uns nicht die Natur der Dinge, sondern nur die Gewohnheit unserer Väter lehrt. Wenn wir die überlieferten Begriffe besprechen, beurtheilen, berichtigen, so werden wir hierbei von der Sprache wie von einem Strome getragen, auf dem wir uns immer befinden, ob wir mit oder gegen ihn schwimmen. Umsonst sucht die Philosophie dieser Unklarheit durch Definitionen abzuhelfen. Sie schiebt damit nur einem Begriffe, den die Geschichte geschaffen, und der immer und immer wieder nach Aufklärung drängt, einen willkürlichen Inhalt unter. Die philosophische Betrachtung der Welt entspringt nicht einem von den natürlich entwickelten Begriffen unabhängigen Vermögen; sie kann daher auch nur dadurch Licht in die mit den Worten von allen Seiten im Dunkeln auf sie eindringenden Fragen bringen, daß sie sie geschichtlich untersucht, und auf diese Weise vor aller weiteren Speculation zum Bewußtsein und Verständniß ihrer selbst gelangt. Und nicht bloß solche abstracte, von der Materie so weit als möglich losgerissene Begriffe sind es, die, etwa um ihres idealen Gehaltes und der Dunkelheit ihres Gegenstandes willen, ein Eingehen auf ihre subjectiven Ursprünge erfordern. Alle Begriffe, auch die materiellsten, enthalten das Ideale, welches nicht aus den Gegenständen, sondern nur aus den Worten und ihrer Geschichte zu erkennen ist.

Je weiter entfernt der Geisteszustand einer Zeit von dem gegenwärtigen liegt, je größer daher der Irrthum wäre, hinter ihren Worten die Gegenstände der unsrigen zu suchen, um so mehr ist dies unmittelbare Verständniß, welches eine scharfe Abgrenzung der Entwicklungsstufen, eine Entfernung alles Neuhinzugekommenen, Fremdartigen mit sich führt, auch das einzig wirkliche; und selbst Homer zu verstehen, haben wir daher kaum erst begonnen. Mit jedem Schritte, den wir in das Reich der Vernunftentwicklung hinab zurücklegen, zeigt sich der Mensch verwandelt. Die Selbstentäußerung, welche den sinnlich unmittelbaren Eindruck durch Theilnahme an den zarten Gestaltenwandlungen der Gefühle und durch die höchste, an die Stelle des eigenen Ichs das Gattungsich der Menschheit setzende Reflexion verdrängt, enthüllt uns auch das Mysterium eines bis zur Unverständlichkeit fremdartigen Handelns und Denkens der Urwelt, einer von ganz anderen Trieben geleiteten Begeisterung und eines von noch halbthierischer Phantasie beherrschten Glaubens.

Hiernach ergibt sich auch der Weg, den wir zur Aufstellung eines allgemeinen Kanons der menschlichen Begriffsentwicklung, als dem ersten Vorwurf empirischer Vernunftkritik, nothwendig einzuschlagen haben. Er kann uns nur allmählich aus der bekannteren Welt in die dunkle Region der Urzeit bis zu dem eigentlichen Vorgange des Entstehens der Gedanken und bis zu dem ewig staunenswürdigen Augenblicke rückwärts führen, wo in dem Bewußtsein einer Thiergattung unseres Planeten jene Gährung entstand, welche Vernunftentwicklung, Cultur, Sitte, Glauben, Kunst, Wissenschaft und, mit einem Worte, Menschenthum in ihrem Gefolge haben sollte.

Anmerkungen.

1 (S. 118.) Etymologien der Genesis. — 1 M. 1, 5. 8. 10. 5, 2. 2, 20. 23. Ausdrücklich etymologisch erklärt werden in der Genesis die Personennamen Eva, Kain, Set, Noah, Peleg, Abraham, Jsmael, Jakob nebst den Namen seiner Söhne, Peres und Zerach, Manasseh und Ephraim; ferner Moab, Ammon, Edom, Jsrael und die Ortsnamen Babel, Soar, Beerseba, Betel, Moriah (22, 4), Gilead, Mispah, Machanaim, Penuel, Sukkot, Abel Misraim, nebst mehreren Benennungen von Brunnen (16, 14. 26, 20. 21, 22) und der eines Baumes (35, 8). Die Erklärungen sind alle historischer Art; dabei wird derselbe Name zuweilen auf je zwei verschiedene Begebenheiten zurückgeführt.

2 (S. 120.) Unächtes in der Rigvedasanhita. — Daß das älteste Denkmal des indogermanischen Geistes, die Sanhita des Rigveda, Lieder aus sehr verschiedenen Jahrhunderten enthält, ist anerkannt, und liegt bei einer Sammlung dieser Art in der Natur der Sache. Man wird im Ganzen nicht irren, wenn man in den heiligen Büchern, und insbesondere Liedersammlungen, aller Völker den ursprünglichsten Kern in den zuerst stehenden Stücken sucht, da spätere Schichten sich immer hinter die andern angelagert haben. Aber von diesem successiven Anwachsen sind unächte Zuthaten wohl zu unterscheiden. Diese schieben sich an beliebige, gerade Veranlassung bietende Punkte mitten ein, und sind, von tendenziösen Zusätzen, absichtlichen Anknüpfungen an bestimmte Stellen u. dgl. abgesehen, schon darum in der Regel jünger als die ganze Sammlung, weil erst nach ihrem Abschluß für neue Stücke die Nothwendigkeit einer Einschaltung in die Mitte entsteht. Im Allgemeinen gehören solche Einschiebungen sogar einer wesentlich andern Literaturperiode an, als der Grundtext, in den sie eindringen, und als dessen Bestandtheile sie nur in Folge einer Täuschung über ihre Entstehungszeit anerkannt zu werden pflegen. Der geeignetste Zeitraum für solche Textbereicherungen, die wir nach unseren Begriffen Verfälschungen zu nennen geneigt sind, die aber das Alterthum zuweilen mit einer weit harmloseren Gesinnung bewerkstelligt, ist der der beginnenden Heiligkeit

oder Autorität: vorher sind die Texte nicht wichtig genug, um zu diesen Versuchen stark zu verlocken; später werden dieselben bei der allgemeinen Aufmerksamkeit schwierig oder unmöglich. Die Rigvedasanhita scheint an dergleichen Einschiebungen gar nicht arm zu sein. Roth erwähnt in seinen Abhandlungen „zur Literatur und Geschichte des Weda" (Stuttgart 1846), die einen ersten und kräftigen Anstoß zur eigentlichen Kritik der Veden gegeben haben, gewisser „Einschiebungen kürzerer oder längerer Abschnitte zwischen den Anuvaka oder Mandala." Die Unächtheit derselben folgert Roth (S. 30) daraus, daß sie in der Anukramanika oder dem tradirten Hymnenverzeichniß, und in dem Padapatha, oder der Auflösung des Textes in einzelne getrennte Worte, fehlen; daß sie in derjenigen Zählung, der die Eintheilung der Hymnensammlung in acht Theile (Aschtaka's) zum Grunde liegt, unberücksichtigt bleiben; daß sie in dem Commentar des Sajana übergangen werden; wozu noch kommt, daß sie gewöhnlich nicht accentuirt sind. Uebrigens fügt Roth das Nirukta, das schon mehrere dieser Zusätze an ihrer gegenwärtigen Stelle kennt, als Beweis ihres hohen Alters hinzu. Wenn man nun die Beispiele vergleicht, die a. a. O. von solchen Zusätzen gegeben sind, so muß man auf den Gedanken kommen, daß Manches von dem uns vorliegenden Sanhitatexte, was äußerlich weit besser beglaubigt ist, dennoch, nur in einer älteren, aller Textbearbeitung der Schulen vorgängigen Zeit, ebenfalls eingeschoben sein mag. Gerade an solchen Stellen, die von Roth als der eigentliche Sitz verdächtiger Stücke nachgewiesen sind, am Ende größerer oder kleinerer Abschnitte, finden sich die meisten sonderbaren oder mit inneren Kennzeichen der Unächtheit behafteten Verse, die mit den nachweislich unächten oft eine auffallende Verwandtschaft haben. Gibt es doch andererseits auch ganz neue, kritisch durchaus werthlose Hymnen, die nur in einzelnen Handschriften stehen, und zwar ebenfalls in diesen Zwischenräumen. Wir dürfen also an eine lange fortgesetzte Vermehrung dieser Eindringlinge glauben, die einerseits bis in sehr junge Zeiten fortdauert, andererseits aber längst vor den ersten Versuchen kritischen und sprachlichen Nachdenkens über den überlieferten Liederstoff, wie Worttheilung, Zählung, Feststellung des Sehers, dem jeder Hymnus zugeschrieben wird, Benennung der Metra, Wörtersammlung u. s. w. schon begonnen hatte. Oft gehen den aus äußeren Gründen zweifelhaften Versen andere voraus, die dies zwar nicht, aber doch von gar zu ähnlichem Caliber sind und dieselbe Verwandtschaft des Charakters mit der jüngsten der Sanhita's, der des Atharvan tragen, welche Roth von den unächten Stellen andeutet (a. a. O. S. 33). Es mag, bei der successiven Entstehungsart der Einschiebungen, oft schwer sein, über die genaue Grenze des Aechten mit Bestimmtheit zu entscheiden. Aber Eines scheint gewiß zu sein: es gibt in der Rigvedasanhita, auch dem ganz

kanonischen Theil, nicht nur jüngere, sondern auch unächte Verse und Lieder, und die Stellung am Ende eines Mandala oder Anuvaka ist ein Unterstützungsgrund für einen sonstigen, aus der inneren Eigenthümlichkeit der Stelle geschöpften Verdacht. Den Schluß des neunten Anuvaka im ersten Mandala (I, 50) bildet ein Hymnus von 13 Versen an den Sonnengott. Er beginnt:

Empor von Bannern wird der Gott,
Der Weltenschau'nde,[1] nun geführt,
Zu aller Anblick, Suria.

Wegschleichen, jenen Dieben gleich,
Die Sterne mit den Nächten sich,
Damit allsichtbar Sura sei.

Der Sonne Banner zeigen sich,
Die Strahlen, die die Welt entlang
Auflodern, Feuerflammen gleich.

Rasch bist du, sichtbar Jeglichem;
Du schaffest Helle, Suria!
Am ganzen Aether glänzt dein Schein.

Entgegen gehst der Götter Volk,
Entgegen du den Menschen aus,
Entgegen Allem, licht zu schaun.

In gleichem Geiste sind auch die folgenden vier Verse gehalten. Aber mit Vers 10 ändert sich das Versmaß, und es folgt nun:

Wir sind aus Finsterniß ringsum zum höhern Lichte blickend auf
Zum Gotte Surja götterwärts gekommen zu dem höchsten Licht.
Aufgehend heut, der Freunde Hort! und steigend zu des Himmels Höh'n,
Vernichte meine Herzkrankheit und, Surja, meine Gelblichkeit.
Auf Papageien legen wir, auf Drosseln meine Gelblichkeit,
Und in Gelbfinken[2] legen auch wir nieder meine Gelblichkeit.

Ich denke, es dürfte nicht schwer sein, über die Natur dieser Verse zu urtheilen. Um so befremdender erscheint eine Aeußerung Wilson's, der (S. 139 seiner Uebersetzung) dem ganzen Hymnus grade um dieser Verse willen einen besonders alterthümlichen Charakter zuschreibt. Dagegen

[1] S. über den Beinamen Dschatavedas Böhtlingk-Roth u. d. W. und Sonne in Zeitschr. für vgl. Sprachforschung XII, 337.

[2] Vgl. Kuhn (Ztschr. XIII, 114 ff.) und Pauli's scharfsinnige Identificirung von hâridravas mit χαραδριός, einem Vogel mit gelben Füßen, dessen Anblick nach Aelian die Gelbsucht vertreibt. (Ebds. XVI, 50.)

hat wenigstens in Betreff des V. 12 auch Benfey (Or. u. Occ. I. S. 406 Anm. 438) die Ueberzeugung ausgesprochen, daß derselbe eingeschoben sei. Um V. 11 nicht ebenso verdächtig zu finden als den folgenden, muß man freilich, wie Benfey thut, hṛidrogam mit „Herzens Leid" und harimâṇam mit „Bläſſe" („Bläſſe der Furcht vor den Schrecken der Nacht") verstehen. Aber ich bezweifle sehr, ob das erstere Wort in anderem als physischem Sinne verstanden werden darf; es ist vermuthlich, wie Weber (Ind. Stud. IV, 415) bemerkt, sogar „Leberleiden." Dazu kommt noch, daß hâridraveschu in V. 12 offenbar auf hṛidrogam in V. 11 anspielen soll. Beide Verse stehen auch im Atharvaveda (I, 22; s. a. a. O. und Kuhn Ztschr. XIII, 113), vermehrt durch zwei andere. V. 11 weicht erheblich ab; hṛidjotam statt hṛidrogam ist kaum etwas anders als Schreibfehler. „Dein" statt „mein" in V. 12 scheint dagegen der ursprünglicheren Form als Heilspruch anzugehören. Die vedische Hymnendichtung beginnt sicherlich nicht mit solchen Zauberformeln und Gesundheitsgebeten, und wenn das „agnim îḷe purohitam" und alle die kindlich andächtigen Einladungen an die Götter, zum Opfer zu erscheinen, in die Urperiode jener Dichtung zu setzen sind, so ist es gewiß nicht zugleich der barocke Spuk, der in manchen vedischen Erzeugnissen mit Pflanzen, Vögeln, Geistern u. s. w. getrieben wird. Vielleicht waren es die gelben Sonnenrosse (V. 8), welche die Formel wider die Gelbsucht hier verschuldet haben. Der letzte der vier unächten Verse enthält die Wörter sahasâ saha und randhajan, welche ähnlich in dem nächsten Hymnus (V. 8. 9. 10) wiederkommen: er scheint also wegen dieser Aehnlichkeit vor denselben geschoben zu sein, obwohl andererseits auch in der Anordnung der Hymnen auf Gemeinschaft von Wörtern, besonders seltneren, Rücksicht genommen worden ist. Wechsel des Versmaßes ist ein gewöhnlicher Begleiter der Interpolation, wobei gerade Anuschtubh beliebt ist. Den Hymnus III, 53 (Schluß des vierten Anuvaka), in dem dieser Wechsel sehr auffallend ist, halte ich, im Gegensatze zu Roth (a. a. O. S. 115), aus vielen Gründen nicht für uralt. — Die Ausscheidung interpolirter Stellen ist bei der historischen Bedeutung der vedischen Gedichte von der höchsten Wichtigkeit. Innere Verdachtsgründe, die freilich Vorsicht erheischen, werden vor Allem sprachlicher Art sein müssen, wovon in der Folge mehrfache Beispiele; mythologische Eigenthümlichkeiten, Gegensätze in der Bekanntschaft mit einzelnen Thier- und Pflanzenarten oder auch Kunstgegenständen treten hinzu. Die interessante Form des Göttergesprächs, ein Vorläufer der Tragödie, gehört späteren Perioden der Hymnenentstehung an, und scheint in einer Umgebung, wo uralte Gedichte zu erwarten sind, auf Unächtheit zu deuten; so z. B. I, 179 am Schlusse von Anuvaka 23, das Gespräch zwischen Agastja und Lopamudra. Mit Bestimmtheit möchte ich dasselbe auch von I, 191, dem Schlusse des ersten Mandala behaupten;

demnächst auch von dem Schluß des 22. An. (I, 164), wenigstens zu sehr großem Theil. Am Schlusse des 2. Mandala, hinter welchem die von Roth (a. a. O. S. 31) mitgetheilte Formel an den Vogel kapingala eingeschoben ist, stehen zwei Hymnen (42. 43) mit Anrufungen an denselben, nur dort çakuni, çakunti genannten Vogel, ganz von gleichem Geiste, und gewiß nicht größerer Aechtheit. (Vgl. über dieselben A. Kuhn „über die Brihaddevata" in Ind. St. I, S. 117.) I, 23, am Ende des 5. Anuvaka, stehen 9 Verse (16—24), von denen 6 auch im Atharvan zu finden sind (16—19 = Ath. 4, 1—4; 20. 21 = Ath. 6, 2. 3), vier aber im zehnten Mandala des Rigveda noch einmal stehen (I, 23, 20—23 = X, 9, 6—9). Das erste Mandala ist ohne Zweifel die jüngste Stelle dieser Verse, welche, Anrufungen an das Wasser und formelhafte Lobsprüche der in ihm verborgenen Arzeneien enthaltend, die sogar dem Gotte Soma in den Mund gelegt sind, alle Spuren eines relativ sehr geringen Alterthums an sich tragen. Auch I, 43, der Schluß des 8. Anuv., ist verdächtig, wenn auch nicht eben so sehr; ferner I, 84, Schluß des 13.

3 (S. 120.) Rv. VII, 33, 13. Ob der Text wirklich eine Etymologie beabsichtigt, bleibt freilich zweifelhaft. Vgl. die von B.-R. unter agastja angeführte Stelle aus Brihadd. „vasischṭhaḥ puschkare sthitaḥ," und die Anspielung auf den Vedavers Mahabh. 13, 7372. Auch der Name des in dem Hymnus mit Vasistha verbundenen Agastja wird in der späteren Zeit aus aga, Krug, abgeleitet, so von Durga zu Nirukta 1, 5, s. B.-R. 1. aga.

4 (S. 121.) Wortspiele in den Rigvedaliedern. — Rigveda III, 35, 6. Dadhischvemam ǵaṭhara indum indra, „Nimm auf dies Spendeopfer in dich, Indra!"

I, 2, 4: indravâjû ime sutâ upa prajobhir âgatam, indavo vâm uçanti hi. „Indra und Vaju!.. die Spenden begehren euer." Hier ist die erste Silbe des Götternamens Vaju noch mit zu dem Anklang an die Mehrheitsform indavo benutzt.

Andere Spiele mit dem Namen Indra sind z. B. I, 4, 2: godâ id revato (nach damaliger Aussprache raivato) madaḥ, und 5: dadhânâ indra id duvaḥ, „rinderspendend ist dein Rausch, des Reichen," „nur auf Indra die Verehrung richtend."

Mit Vaju 2, 1: vâjavâjâhi, Vaju, komme herbei! und 5: vâjavindraçca — tâvâjâtam, Vaju und Indra, kommt herbei!

In derselben Hymne heißt es V. 8: ṛitena mitrâvaruṇâv ṛitâvṛidhâvṛitaspṛiçâ, kratum brihantam âçâthe. „Den Bräuchen gemäß, Mitra und Varuna, Mehrer der Bräuche, Handhaber der Bräuche, habt ihr das heilige Opfer erlangt." Hier wird besonders auf die Wurzelsilbe von Varuna angespielt. Aehnlich 23, 5: ṛitena jâv ṛitâvṛidhâv ṛitasja ǵjotischas patî, tâ mitrâvaruṇâ huve.

Auch sonst sind Anspielungen auf Varuna mit ähnlichen Wurzeln häufig, und manche merkwürdigen Vorstellungen von dem Gotte, wie die ethischen, die Roth in seiner Abhandlung über die höchsten Götter der arischen Völker (Z. d. d. morg. G. VI. S. 70 ff.) hervorgehoben hat, mögen ihren Ursprung wenigstens theilweise in solchen Paronomasien haben. Ich erinnere an das so oft mit ihm verbundene Beiwort dhṛitavrata, die Ordnung wahrend, und an seine Beziehung zu vrata, Satzung, überhaupt. So 25, 7—10:

„Er, der da kennt der Vögel Pfad,
Der in den Lüften fliegenden,
Die Schiffe auf dem Meere kennt;
Die Monden kennt, der Ordnung treu (dhṛitavrato),
Die zwölf, die sprossenzeugenden,
Und kennt den, der hinzu entsprießt;
Er, der da kennt des Windes Weg (vartanim),
Des weiten, hohen, mächtigen,
Und die, so ihn betreten, kennt:
Er, Varuna, der Ordnung treu (dhṛitavrato varuṇaḥ),
Ließ nieder auf die Sitze sich,
Der Herrschaft wegen, weisheitsvoll.

Vgl. auch V. 1: varuṇa vratam, und 24, 10. 15.

An Agni 1, 6: jad anga . . . agne . . . angiraḥ. An die Açvin's 30, 17: â açvinâv açvâvatjâ ischâ jâtam çavîrajâ, „o Açvinen, kommt mit rossereicher und kraftreicher Spende." — Auf die Spiele mit Savitri, wo diese Eigenthümlichkeit besonders in die Augen springt, hat schon Roth (Erläuterungen zum Nirukta S. 76) aufmerksam gemacht. Neuerdings hat Muir in seiner gehaltvollen Abhandlung: „Contributions to a knowledge of the Vedic theogony and mythology" (Journal of the R. As. Soc. Lond. 1864, p. 51 ff.) zahlreiche Beispiele davon gesammelt. Sein Zweifel, ob diese Gewohnheit, als künstlich, ein Beweis späteren Ursprungs für die Hymnen sei, in denen sie vorkommt (S. 118, Anm.), ist, wie aus den sonstigen Analogien erhellt, unbegründet; ebenso der Ausspruch, daß ein solches Spiel bei andern Göttern ohne Beispiel sei (ebd. Text).

VII, 45, 1: Gott Savitri, der Kleinodreiche, nahe,
Der Lufterfüllende, zu Rosse fahrend!
In Händen haltend viele Menschengaben,
Hinunterführend eine Welt und fördernd (prasuvân).

Vgl. V. 3 savitâ sahâvâ â sâvischad. I, 159, 5: Dies treffliche Geschenk ersinnen wir heute unter des göttlichen Savitri Förderung, (prasave).

Manche Hymnen sind von solchen (nicht immer auf die Wurzel sav beschränkten) Anspielungen ganz durchzogen, z. B. IV, 54, 2 suvasi, 3 suvatâd, 4 suangurir . . . suvati satjam, 5 suvasi . . . savitaḥ savâja te, 6 savitaḥ savâso dive dive saubhagam âsuvanti. Ferner V, 82, 3 suvâti savitâ, 4 savitaḥ . . . sâvîḥ saubhagam . . suva, 5 â suva, 6 savituḥ save, 7 satpatim sûktair . . satjasavam savitâram, 8 suâdhîr devaḥ savitâ, 9 pra ca suvâti savitâ.

X, 36, 13 stehen Anspielungen auf Savitri und Varuna neben einander: je savituḥ satjasavasja viçve mitrasja vrate varuṇasja devâḥ te saubhagam . . 14: savitâ naḥ suvatu sarvatâtim.

5 (S. 121.) Wortspiele in der Bibel und bei Homer. — In der Geschichte Isaak's findet sich die Wurzel ṣachaq, scherzen, lachen, nicht weniger als neunmal angewendet; bald scherzt Isaak selbst, bald wird in Beziehung auf ihn von Abraham, Sarah, Ismael oder von unbestimmten Personen gelacht. Also ganz wie Odysseus im Homer; Autolykos, sein Großvater, aufgefordert dem neugeborenen Kinde einen Namen zu geben, erwiedert: „Eidam und Tochter, gebt ihm den Namen, den ich euch sage: da ich vielen grollend — *ὀδυσσάμενος* — hierher gekommen, so soll er Odysseus heißen" (Od. 19, 406 ff.); außerdem sagt aber Athene, ebenfalls von Odysseus redend: „*τί νύ οἱ τόσον ὠδύσαο, Ζεῦ;* warum grollest du, Zeus, ihm so sehr?" (1, 62), und Leukothea zu ihm: „*τίπτε τοι ὧδε Ποσειδάων ἐνοσίχθων ὠδύσατ' ἐκπάγλως;* warum grollt dir der Erderschütterer Poseidon so gewaltig?" (5, 340) — endlich noch er selbst: „ich weiß, daß Poseidon mir grollt, *ὀδώδυσται κλυτὸς Ἐννοσίγαιος*" (423). — Die Strafe Kain's, unstät und flüchtig — nad — zu sein, enthält eine versteckte Namenerklärung des Landes Nod, wohin er sich zurückzog (4, 12. 14. 16). Ebenso ist in der Geschichte Esau's mehrfach auf das Wort „behaart," saîr, ein besonderer Accent gelegt (25, 25. 27, 11. 23), in Beziehung auf Seïr, seinen und seiner Nachkommen Wohnort. Bei Erwähnung des philistäischen Königsitzes Gerar wird bei verschiedenen Gelegenheiten die Wurzel gar, weilen, mit Vorliebe gebraucht (20, 1. 21, 23. 34. 26, 3). Manche derartige Anspielungen laufen neben ausdrücklicher Namenerklärung her. So wird der Name der Stadt Soar aus Lot's Worten, es sei ein kleiner Ort, miṣàr, abgeleitet (19, 20. 22); in unmittelbarem Zusammenhang mit demselben Namen findet sich sodann mehrere Male das Wort ṣeirah, kleinere Tochter (30 ff.). Machanaim, „Doppellager," wird von Jakob (nach 32, 3) so benannt als göttliches Lager, machaneh (eloh) im; aber unmittelbar darauf wird mit vielem Nachdruck von dem doppelten Lager gesprochen, worein er sein Gefolge vor der Begegnung mit Esau getheilt (32, 8. 9 zweimal, 11. 22. 33, 10); auch das fünfmal in dieser Erzählung vorkommende minchah, Geschenk, scheint

eine Anspielung bilden zu sollen. Noah wird (als Erfinder des Weinbaus) von nacham, trösten, erklärt (5, 29); daneben wird dieselbe Wurzel in der Bedeutung „bereuen“ zweimal, offenbar absichtlich, verwendet (6, 6. 7); überdieß findet sich zweimal in der Geschichte Noah's die Wurzel nach, ruhen, und einmal das in Erzählungen sonst ungewöhnliche nichoach, Befriedigung, die der Opferduft gewährt; und endlich gehört das viermal in der Geschichte der Sündfluth vorkommende Wort machah hierher, welches eigentlich ausstreichen bedeutet, und eben um der Anspielung willen hier von der Vernichtung des Menschengeschlechtes gebraucht ist. Es ist überhaupt charakteristisch für diese urzeitlichen Etymologien und Anspielungen, daß Wörter von ihrer gewöhnlichen Bedeutung oder Construction etwas abweichend und mitunter gezwungen gebraucht sind, um für den etymologischen Zweck verwendbar zu werden. So z. B. Ezechiel (20, 29): „ich sagte zu ihnen: was ist die Höhe (habbamah) wohin ihr die Gehenden (habbaïm) seid? und so wurde sie bamah genannt bis auf diesen Tag;“ der ungewöhnliche Gebrauch des Artikels hat blos in der größeren Lautähnlichkeit mit habbamah seinen Grund. „Was hast du da in der Hand?“ fragt Gott den Mose (2 M. 4, 2), und er sagt: „einen Stab;“ mazzeh (was da) bildet unregelmäßiger Weise ein einziges Wort, um auf matteh, Stab, anzuspielen. Moab wird (1 M. 19, 37) aus meab, von dem Vater, abgeleitet; darum dreimal meabinu, meabihen (33. 35. 36). A. Geiger (Urschrift und Uebersetzungen der Bibel, Breslau 1857, S. 89 Anm.) bemerkt richtig, daß harah sonst nur mit der Präposition le verbunden ist; er will aus der Abweichung von dem letzteren Sprachgebrauch auf späte Einschiebung schließen: der wirkliche Grund ist, daß nur meabihen, nicht laabihen, einen Anklang an Moab gewährt. Vgl. 2 M. 16, 15 „man“.

Uebrigens sind nicht alle solche Anspielungen so greifbar; von manchen können wir auch aus dem vor uns liegenden Texte das Ziel nicht mehr erkennen. In der Erzählung von Laban wird auf diesen Namen mit mehrfacher Anwendung des Wortes laban, weiß, mit libneh, Storaxstaude, und wahrscheinlich mit noch anderen ähnlich klingenden Wörtern (libni, Cap. 24 u. s. w.) hingedeutet; aber ein ebenso absichtliches Spiel findet daneben mit dem sonst ganz ungebräuchlichen Farbenworte chum (schwarz, nach Anderen bunt, vielleicht auch roth) statt (30, 32. 33. 35. 40, und dazu die Wurzel chm in anderer Bedeutung 30, 38. 39. 41 zweimal, 31, 10): haben wir hier an den späteren poetischen Gegensatz von lebanah, Mond, und chammah Sonne (Jes. 24, 23. 30, 26. Hohesl. 6, 10) zu denken? — Auffallend häufig ist in derselben Erzählung auch die Wurzel ganab, stehlen, und zwar in sehr verschiedenartigem Zusammenhang (30, 33. 31, 19. 20. 26. 27. 30. 32. 39 zweimal); von der Wurzel maschasch, betasten (31, 29. 34. 36. 42), läßt

sich Aehnliches sagen; ist hier eine Beziehung zu dem unter den Abkömmlingen Aram's genannten Masch (10, 23) verborgen? Solche Dinge sind schwerlich ohne Grund; aber derselbe liegt jenseits unseres Textes, vielleicht in seinen Urquellen. — Die Flucht Hagar's erinnert einerseits an den arabischen Stamm der Hagriten (Ps. 83, 7. 1 Chr. 11, 38. 27, 31. 5, 10. 19. 20; vgl. auch Gal. 4, 25) andererseits an das arabische hagara, flüchten, das merkwürdigerweise durch die Hedschrah, die Flucht Muhammeds, für seine Bekenner eine hohe religiöse Wichtigkeit bekommen hat (vgl. Gesenius s. v.). Ich erwähne nur noch der Anspielungen auf Jafet (9, 27), Damaskus (15, 2), Juda, Dan und Gad in dem Segen Jakob's (49, 8. 16. 19) und die versteckteren auf Joseph (37, 5. 8. 42, 17 u. ö.), auf Hebron mit mibchar, auserlesen (23, 6), auf Salem (34, 21), auf Moriah, mit raah, sehen (Cap. 22), auf Paran mit pere, Waldesel, von Ismael gesagt (16, 12), der in der Wüste Paran wohnte (21, 21). Das einzige Gattungswort in der Genesis, das eine solche Anspielung trifft, ist Sabbat (2, 2. 3). Uebrigens fangen Etymologien und etymologische Anspielungen schon mit dem letzten Drittel des Buches an, selten zu werden.

Zu den merkwürdigsten homerischen Wortspielen gehört das von den beiden Thoren, durch welche die Träume erscheinen, eines von Elfenbein (ἐλέφαντος) für die, welche täuschen (ἐλεφαίρονται), und eines von Horn (κεράων) für die, welche Erfüllung bringen (κραίνουσι, Od. 19, 562 ff).

6 (S. 122.) Od.: Können. Li-ki, Abschn. Jo-ki: Sind Sitten und Musik beherrscht (te), so heißt dies Tugend (te), denn „te tsche, te je.“

7 (S. 122.) Li-ki, Abschn. wang tsche.

8 (S. 123.) Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1860, Bd. II. S. 57. Das Wort für Bauch heißt in dem Mahidialect (bei Kölle, Polyglotta Africana, S. 48 III. B. 5) ohume. — Ein anderes Beispiel, ebenfalls aus Dahome, befindet sich in einem Briefe des Missionärs Borgherr, der aus den Annales de la propagation de la foi (Mai 1862) in Petermann's Mittheilungen (1862, S. 433) wiedergegeben ist. Von dem größten der zahlreichen Sümpfe, die mit dem Golf von Guinea in Verbindung stehen, und sich weit in das Königreich Dahome hinein erstrecken, dem bisweilen zum See anwachsenden, von den Engländern sogenannten „Denham-Water,“ heißt es dort: „Hier nennt man ihn Ahuangagi, und Folgendes ist der Sage nach der Ursprung dieses Namens: Eine Fetischpriesterin hatte in einem großen Wald, der an der Stelle des jetzigen Sees stand, ein Kind geboren, wollte es aber nicht nähren, indem sie behauptete, es sei nicht ihr Sohn. Entrüstet durchlief dieser verheerend den Wald, zerstörte ihn und verwandelte ihn in eine sehr tiefe Lagune, welche seitdem der Gegenstand eines besonderen Aberglaubens geworden ist. Die Fetischpriester

haben verboten, Wasser daraus zu schöpfen, ohne dabei gewisse Gebräuche zu beobachten, bei Strafe der Verwandlung der Flüssigkeit in Blut; ebenso glaubt man, daß wenn ein Uebelthäter über die Lagune fahren wollte, sein Kahn umstürzen, und er unfehlbar in den rächenden Wellen ertrinken würde. Alle diese angeblichen Wunder sind in dem Namen begriffen, der aus ahuan (Krieg), ga (groß) und gi (schiffbar) zusammengesetzt ist, und sagen will, daß eine große Verwüstung die Ursache einer schiffbaren Lagune ward."

9 (S. 124.) Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55, im Ausz. bearbeitet (Gotha 1860, II. Bd. S. 81). Darf für die wirkliche Erklärung des Namens vielleicht an maschinja, Stadt, (Kölle S. 61, XII. C. 4) gedacht werden?

10 (S. 125.) A. Gräfenhan, Geschichte der class. Philologie im Alterthum. Bonn 1843, Bd. I. S. 158.

11 (S. 125.) Laurenz Lersch, die Sprachphilosophie der Alten. Bonn 1838—41, Th. 3 S. 3. Man vergleiche die ebendaselbst aufgeführten Namendeutungen von Astyanax, Alkyone, Ate, Aeneas, Iros, Pan, Dionysos aus den homerischen Epen und Hymnen; von Cyklopen, Titanen, Graien, Chrysaor, Gaia, Aphrodite und A. aus Hesiod; und mehrere aus Pindar, den Tragikern u. s. w. Der gelehrte und scharfsinnige Verfasser betrachtet mit Recht (ebd. S. 17) schon durch die Menge der Stellen die Versuche als widerlegt, solche Verse für Einschiebungen deutelnder Grammatiker zu erklären.

12 (S. 125.) Soph. Aj. 430: *Αἰ̈ αἰ̈ τίς ἄν ποτ' ᾤεθ' ὧδ' ἐπώνυμον Τοὐμὸν ξυνοίσειν ὄνομα τοῖς ἐμοῖς κακοῖς; Νῦν γὰρ πάρεστι καὶ δὶς αἰάζειν ἐμοὶ Καὶ τρίς.*

Schol.: „*ἔστι δὲ καὶ τοῦτο ἀρχαιότροπον, τὸ πρὸς τὰς ὀνομασίας ἐκφέρειν τὰς συμφοράς.*" Gräfenhan a. a. O. S. 156. Vgl. auch V. 671 *νυκτὸς αἰανῆς.* — In der Antigone finden sich mehrere Anspielungen auf Haimon mit Ableitungen von *αἷμα*, wie *ξύναιμον* (659. 794), *αἱμάσσεται* (1175).

13 (S. 125.) Aristot. Rhet. II. 23. Lersch III. S. 40.

14 (S. 126.) Lersch III. S. 39 mißversteht den Ausdruck *παρὰ γράμμα λέγοντα*, als bedeute er „nach der Etymologie;" *παρὰ γράμμα* heißt: „bis auf einen Buchstaben" oder „um einen Buchstaben abweichend," wie in einem Epigramme in der Anthologie (XI, 231 Ammian.) an einen Markos „*θηρίον εἶ παρὰ γράμμα καὶ ἄνθρωπος διὰ γράμμα.*" Dasselbe sagt die Stelle Eth. Nicom., II, 1: *ἡ δ' ἠθικὴ ἐξ ἔθους περιγίνεται, ὅθεν καὶ τοὔνομα ἔσχηκε μικρὸν παρεγκλῖνον ἀπὸ τοῦ ἔθους.*" Aristoteles schließt aus diesem Satze, daß die ethische Tugend ihren Ursprung nicht in der Natur habe. Einige andere aristotelische Etymologien siehe bei Lersch a. a. O.

15 (S. 126.) In der berühmten Stelle am Schlusse der an. post. über das Allgemeine: „Ἐνούσης δ' αἰσθήσεως τοῖς μὲν τῶν ζώων ἐγγίνεται μονὴ τοῦ αἰσθήματος, τοῖς δ' οὐκ ἐγγίνεται. Ὅσοις μὲν οὖν μὴ ἐγγίνεται, ἢ ὅλως, ἢ περὶ ἃ μὴ ἐγγίνεται, οὐκ ἔστι τούτοις γνῶσις ἔξω τοῦ αἰσθάνεσθαι· ἐν οἷς δὲ ἔνεστιν αἰσθανομένοις ἔχειν ἕν τι ἐν τῇ ψυχῇ· πολλῶν δὲ τοιούτων γινομένων, ἤδη διαφορά τις γίνεται. Ὥςτε τοῖς μὲν γίνεσθαι λόγον ἐκ τῆς τῶν τοιούτων μνήμης, τοῖς δὲ μή. Ἐκ μὲν οὖν αἰσθήσεως γίνεται μνήμη, ὥςπερ λέγομεν, ἐκ δὲ μνήμης πολλάκις τοῦ αυτοῦ γινομένης ἐμπειρία.“ Man würde über die Absichtlichkeit von Seiten des Aristotetes vielleicht zweifelhaft sein können, wenn hier nicht eine offenbare Beziehung auf Plato vorläge, der schon dieselbe Ableitung im Kratylos (S. 437) mit den Worten aufstellt: „ἡ μνήμη παντί που μηνύει ὅτι μονή ἐστιν ἐν τῇ ψυχῇ.“ Solche Etymologien galten für Entdeckungen und wurden zum Theil durch das ganze Alterthum aufrecht erhalten. Die platonischen Ableitungen im Kratylos für bloße Ironie zu erklären, scheint mir schon deßhalb unzulässig; und überhaupt beruht dieser Versuch, Plato's etymologische Ehre zu retten, auf Mißkennung des Standpunktes der alterthümlichen Wissenschaft und, wie ich glaube, auch der Anwendung, die die sokratische Ironie bei Plato findet. Die tiefsinnige Wahrheit jenes platonischen Buches, welches noch immer lehrreicher und bedeutungsvoller ist, als eine ganze sprachphilosophische Literatur von mehr als zwei Jahrtausenden, die zwischen ihm und dem Entstehen der neuen Sprachwissenschaft liegen, bedarf einer solchen Rettung nicht, und würde schwerlich durch sie gewinnen.

16 (S. 126.) Cic. off. I. c. 7. Vgl. Nonius s. v. fides.

17 (S. 127.) Hegels Werke (Berl. 1833) III. Bd. („die Lehre vom Seyn.“) S. 110.

18 (S. 129.) Analogienspiel im Rigveda und bei Homer. — Die aus den classischen Sprachen bekannte Gewohnheit, verschiedene Formen des gleichen Wortes oder Stammes mit Verzicht auf logische Begriffsfolge nebeneinanderzustellen (z. B. manus manum lavat), zeigt sich schon in der vedischen Urzeit an unzähligen Beispielen. So I, 1, 5: devo devebhir â gamat; 3, 7: dâçvânso dâçuschaḥ sutam; 10: vâgebhir vâginîvatî; 4, 7: âçum âçave; 5, 2: purûtamam purûṇâm; 6, 1: rocante rocanâ; 7, 4: ugra ugrâbhir ûtibhiḥ u. s. w. Verbindungen wie (12, 12:) çukreṇa çocischâ, mit lichtem Glanze; (84, 1:) asâvi soma, der Somatrank ist gesprengt; (113, 1:) jathâ prasûtâ savituḥ savâja u. dgl. zeigen ein Gefühl für Verwandtschaft auch lautlich entfernterer Formen. — Beispiele ohne unmittelbare Zusammenordnung (wie „non omnia possumus omnes“) sind: 6, 3 ketum kriṇvann aketave peço marjâ apeçase, „Kenntlichkeit bereitend dem Unkenntlichen, Farbe, o Menschen, dem Farblosen.“ 10, 12: pari tvâ girvaṇo

gira imâ bhavantu viçvataḥ, vriddhâjum anu vriddhajo ǵuschtâ bhavantu ǵuschtajaḥ. „Diese Lieder, o Liederfreund, mögen von allen Seiten um dich sein; sie mögen als Wachsthum dem am Leben Gewachsenen folgend, beliebte Liebeserweisung sein!“ — Es ist natürlich, daß die Wortspiele sich nicht immer auf wirklich verwandte Wörter beschränken; man vgl. z. B. I, 160: 3: putraḥ pitroḥ pavitravân punâti, wo nur die beiden letzten Wörter von der gleichen Wurzel pû, strömen, läutern, abstammen, mit welcher die Wörter putra Sohn, pitri Vater, nichts zu thun haben. — Bei Homer vgl. man z. B. die häufigen Verbindungen *εἵματα εἷμαι, εἵματα ἕσσει, δαίνυ δαῖτα, δαίτην δαινυμένους* u. dgl.; auch *οὐρανός εὐρύς*.

19 (S. 131.) Semitisches Wurzelgesetz. — Die Ausnahmen, welche die Freiheit der Consonantengruppirung in der semitischen Wurzelbildung beschränken, bestehen in der Unverträglichkeit gewisser, theils zu nahe verwandter, theils heterogener Consonanten in einer bestimmten Folge; und das Auffälligste dabei ist, daß solche Consonanten auch nicht mittelbar, durch einen anderen getrennt, auf einander folgen können, während sie in Folge der Flexion ganz ungestört nebeneinander treten. So ist z. B. keine mit data oder daṭa beginnende oder schließende Wurzel möglich, auch keine mit tada, ṭada beginnende; wohl aber gibt es Wurzeln wie aṭada, átada. In Uebereinstimmung damit gibt es eine Wurzel ṭarada, aber daraṭa wäre unmöglich. In der Flexion machen dagegen Formen wie átad-tu, átada-t, ta-dâmu keinerlei Bedenken.

20 (S. 136.) Semitische und armenische Lautverschiebung. — Man vgl. z. B. hebr. sabeá, dürsten, arab. schabiá, dagegen h. scheba', sieben, arab. sabún; aram. scheṭar Schrift, arab. saṭrun — aram. seṭar Seite, arab. schaṭrun. Die Lautverschiebung zwischen diesen beiden Consonanten ist durchgängig; das Aethiopische steht dabei auf dem Standpunkte des Arabischen. Vergleichungen zwischen hebräischen und arabischen Wörtern, denen der gleiche Laut sch gemeinsam sein würde, sind unzulässig. Ausnahmen kommen zwar allerdings auch hier vor, aber im Vergleich zu der großen Menge der Fälle ganz vereinzelt: schemesch, Sonne, heißt arabisch schamsun, scheloschah, drei, äthiopisch schalasatu; der Grund der Erhaltung des anlautenden sch ist hier offenbar in Dissimilation zu suchen. Eine Ausnahme nach der anderen Richtung ist hebr. selav, aram. und arab. salva, Wachtel; aber es liegt nahe, hier Entlehnung anzunehmen. — Der Lautverschiebung in dieser einfachen Form begegnen wir übrigens auch als bloßem Sprachfehler: so im Deutschen in Betreff des aspirirten und nicht aspirirten Vocalanlauts bei Fremden, namentlich Engländern, die oft Silben wie und und Hund geradezu umkehren. Eine der deutschen sehr nahe stehende Art der Verschiebung findet sich noch im Armenischen (nach Petermann Abh. d. Berl. Ak. 1860 S. 82 nur in der Türkei); und

sie ist hier besonders merkwürdig, weil sie jünger als die älteste noch erhaltene einheimische Grammatik, und also ein gleichsam streng historischer Vorgang ist. Das Alphabet, das um das 5. Jahrhundert aus dem griechischen gebildet wurde, hat an der Stelle der Buchstaben Beta, Gamma und Delta Laute, die jetzt p, k, t gesprochen werden, und umgekehrt entsprechen dem Kappa, Pi und Tau die Laute g, b und d. Die Behandlung dieser Laute in der alten armenischen Bearbeitung der Grammatik des Dionysius Thrax, sowie die Schreibung früh aufgenommener Fremdwörter und Eigennamen läßt keinen Zweifel, daß die alte Aussprache der sechs Consonanten mit ihrer Stellung im Alphabete übereinstimmte. Aus Gregor z. B. wurde Krikor, und die von den Römern Tiridates, Tigranes geschriebenen Namen lauten nach heutiger türkisch-armenischer Aussprache: Dertad, Dikran (H. Petermann, gramm. Arm. Berol. 1837, Cap. II). Es hat also hier eine Lautverschiebung stattgefunden, welche, ganz wie die deutsche, die Mutae der drei Organe trifft, aber darum weit einfacher als die deutsche ist, weil die Aspiraten unberührt geblieben sind. Während es im Deutschen der Dialektvergleichung bedarf, um die zweite, der Sprachvergleichung, um die erste Stufe der Verschiebung zu ermitteln, ist dies bei der armenischen nicht der Fall; auch ist diese der Zeit nach muthmaßlich jünger, als selbst die zweite deutsche.

21 (S. 137.) Germanische Lautverschiebung. — Die Ausnahmen von der deutschen Lautverschiebung haben zum größten Theil in der Vermeidung widerstrebender Gruppen, z. B. nh, zr, ihren Grund. Im Gothischen finden sich die Anlaute dl und tl nicht, wohl aber thl; und so steht thlakvus, zart, neben dulcis, γλυκύς. Die Erhaltung der Tenues hinter s, sowie die Vermeidung jeder andern Gruppe von Muten außer ht, ft sind bekannte Erscheinungen. Mitunter wird eine Consonantengruppe nur vorgezogen, nicht ausschließlich gefordert. Lottner in seiner gründlichen Abhandlung über die Ausnahmen der ersten Lautverschiebung (Ztschr. XI, 161 ff.) bemerkt, daß mit hv, hl, hn, hr auch die unverschobenen Gruppen kv, kl, kn, kr wechseln; der Inlaut des angeführten thlakvus ist ein weiterer Beleg dafür. — Die zweite, hochdeutsche Lautverschiebung hat außer der Dentalreihe der altgermanischen (gothischen) Stufe nur die beiden Tenues (k, p) und auch von diesen im Anlaut k nicht, p wenigstens nicht immer, ergriffen; abgesehen von gewissen althochdeutschen Denkmälern, die die Verschiebung auch auf den Anlaut, sowie auf in- und auslautende Mediae der gothischen Stufe erstrecken. Besonders auffallend sind Ausnahmen wie Vater, Mutter, wo der ursprüngliche Consonant von pater, mater, wieder zum Vorschein kommt, während Bruder aus frater regelmäßig verschoben ist. Solche Fälle müssen schon aus der germanischen Urzeit stammen, da schon im

Gothischen fadar und brothar sich eben so unterscheiden. Nun ist im Gothischen der Wechsel zwischen Media und Aspirata nach Vocalen, l, n oder r sehr häufig; im Auslaut steht in solchen Fällen die Aspirata, im Inlaut in der Regel vor Vocalen die Media, vor Consonanten die Aspirata. Vergleicht man nun z. B. faths, gen. fadis, Herr, mit patis, die Präposition af und abu, ab, mit ἀπό, haubith mit caput, oder tigjus, —zig, mit taihun, decem, so muß man wohl die Aspirata für ursprünglicher als die Media halten. (Vgl. Lottner a. a. O.) In diesem Falle scheint also schon im Urgermanischen eine Verwandlung der Aspirata in die Media stattgefunden zu haben, wodurch im Hochdeutschen zuweilen ursprüngliches t wieder zu t wird, z. B. außer den angeführten Wörtern in satt, Wetter, Natter, mit, Haut (cutis), Streit (lis, alt stlis), unter, ent-, -et (part. perf.), -t (in Geburt u. dgl.). Wenn gods und guth ebenso zu beurtheilen sind, so würde Gott und Gut nicht auf Wurzeln mit doppelten Aspiraten zurückgeführt werden dürfen. Das gothische haldis, lieber, mehr, ist hochdeutsch halter, halt; es entspricht begrifflich dem potius, lautlich aufs genauste dem κρεῖττον von κάρτα, sehr. Auf richtiger Stufe steht dagegen Held, welches zu demselben Stamm des griechischen κάρτος gehört. Eben so steht Wind, hundert dem gothischen doppelt verschobenen vinds (ventus), hund (centum) gegenüber, während z. B. in binden die Gruppe nd (aus ursprünglichem nth) der hochdeutschen Verschiebung widerstanden hat. Die Lautverbindungen lt, nt zeigen sich im Gothischen (außer in Folge Zutrittes der Flexionsendung t) gar nicht, und so finden wir gelidus als kalds, kalt, das sskr. mṛidus als milds mild, und mṛidâ, weiche Erde (vgl. lat. merda), als mulda wieder. Verdopplung ist zuweilen Ursache einer dem Verschiebungsgesetz entgegen auftretenden Tenuis. So wird aus Ribbe Rippe, aus beißen bitter, goth. baitrs; man vergleiche wach und wecken, ziehen und zücken, Loch und Lücke. Sippe ist das gothische sibja, Verbindung; sieben, sibun, gehört, wie ich glaube, zu derselben Wurzel und bedeutet: „verbunden:" der ursprüngliche Consonant scheint f zu sein, wie aus ἕβδομος (für ἕφτομος) und dem slavischen sedm, sieben, (regelrecht für sebdm) hervorgeht; der gothischen Wurzel sib entspricht im Griechischen ἀφ, ἅπτω. — Der altgermanische Wechsel zwischen Aspirata und Media, der meistens als ein Uebergang von f, th, in b, d (selten h in g) erscheint, könnte als der Anfang der zweiten Verschiebung betrachtet werden. Aber dagegen spricht, daß das Hochdeutsche das so entstandene d noch einmal verschiebt und ebenso das Althochdeutsche das aus p entstandene b z. B. in Eber (aper) zu ebur, ganz wie das aus f entstandene. Auch wird aller Wahrscheinlichkeit nach im Gothischen zuweilen umgekehrt die Media, wenn sie im Auslaute steht, in die Aspirata verwandelt, z. B. in grôf,

grub, von graban. Es ist also hier kein der Lautverschiebung entsprechender, sondern jener viel allgemeinere Vorgang anzunehmen, der so durchgreifend in den celtischen und lettoslavischen Sprachen, im Zend und Lateinischen, in gar manchen Fällen auch im Griechischen, und zwar in den verschiedenen Sprachen unabhängig von einander auftritt. Im Altnordischen und Angelsächsischen ist abweichend hiervon, aber aus ähnlichen Veranlassungen, z. B. aus inlautendem b (weiches) f geworden, so daß dem gothischen ibns (mit b für f, verschoben aus ursprünglichem p), eben, im Englischen even, dem sibun (aus ursprünglichem f) seven entspricht. Dies ist nicht Verschiebung, so wenig wie der ähnliche Wechsel der Aussprache unseres g in gehen und legen, sondern eher eine Störung derselben. Wenn man schließen dürfte, daß die erste Lautverschiebung von demselben Punkte begonnen habe, wie die zweite, so müßte man weder mit Curtius (Ztschr. II, 321 ff.), Lottner und Graßmann die Aspiratae, noch mit Grimm und v. Raumer die Mediae, sondern die Tenues, und zwar zunächst im Anlaut, für diesen Ausgangspunkt halten; wahrscheinlich so, daß t zuerst, k zuletzt von ihr betroffen wurde. Einen ähnlichen, hier nicht zu verkennenden Gang von der Tenuis aus haben die irischen Consonanten, zwischen Vocalen stehend, eingeschlagen. — Auch die Lautverschiebung ist, ihrer anfänglichen Tendenz und der Mehrheit ihrer Wirkungen nach, Aufreibung des Lautes durch seine Umgebung, Lautzerstörung. Nur der Moment, wo die alte Media mit der neuen, aus der Aspirata herabgesunkenen, zusammentreffend, nach der leergewordenen Stelle der Tenuis hin ausweicht, wo etwa der allzuzarte Unterschied zwischen leidher und leider als ein solcher von leider und Leiter festgehalten wird, bildet eine Reaction.

[22] (S. 138.) l in der Rikṡanhita. — Das dentale eigentliche l — ḷ (aus ḍ) kommt natürlich hier nicht in Betracht — findet sich in den 191 Hymnen des ersten Buches, also in mehr als 2000 Versen, deren gar mancher für sich allein mehr als hundert Buchstaben zählt, noch nicht hundertmal; eine Zahl, die das r schon in den vierzig Versen der ersten vier Hymnen beträchtlich übersteigt. An einigen Stellen, wo das l jetzt steht, ist es vielleicht erst in späterer Zeit an die Stelle von r getreten. So ist pânsura, Staub, in dem Rigvedaverse I, 22, 17, bei der Aufnahme des Verses in den Samaveda zu pânsula geworden. An anderen Stellen kann das Vorkommen des l eine fernere Stütze kritischer Zweifel über die Aechtheit gewisser Bestandtheile der Sammlung bilden, und in der That fällt mehr als ein Drittel der für das erste Buch angegebenen Summe allein auf vier Hymnen von höchst verdächtiger Ursprünglichkeit, nämlich die 28., 133., 164. und letzte. — Das Alphabet, das, nach der Legende, Buddha als Kind gelernt haben soll (s. M. Müller, sanskr. lit. p. 519), enthält kein l.

23 (S. 139.) Griechisch-indisches Wurzelgesetz. — Diese Auffassung des Verhältnisses kann jetzt durch Graßmann's Darstellung (Ztschr. XII, 81 ff.) als erwiesen gelten. Die Behandlung der Reduplication einer anlautenden Aspirata bildet eine unverkennbare Analogie zu dem ähnlichen Vorgange innerhalb gewisser Wurzeln. Ob in θρίξ die Aspiration von dem Auslaute auf den Anlaut tritt, oder nur wieder an demselben hervortritt, weil das Hinderniß des aspirirten Auslautes beseitigt ist, bleibt zwar, wenn einmal die Grundform θριχ richtig erkannt ist, gleichgültig, aber ich halte dennoch den letzteren Ausdruck für den allein richtigen. Das Sanskrit kennt überhaupt keine Aspirirung oder Entstehung einer Aspirata aus ungehauchten Consonanten, wie das Griechische z. B. in οὐθείς statt οὐτ' εἶς. In bhûjas, dem Comparativ von bahu, viel, ist bh nicht Zusammensetzung von b und h, sondern aus bahvîjas wurde nach Ausfall des h vor v (s. Anm. 29) bhavîjas, worauf Verlust des Vocals a und Vocalisirung von vî zu û erfolgte. Auch hier ist also die ursprüngliche Aspirata hervor getreten, nachdem das h verloren war. Wenn aus duh-ta dugdha, aus labh-ta labdha wird, so ist dies nichts als Assimilation (eig. duh-dha, labh-dha), welche hier nur vorwärts wirkte, anstatt, wie im lateinischen scriptus, rückwärts. (Vgl. ἕβδομος Anm. 21). — Graßmann stellt zugleich den Satz auf, daß der Unterschied der harten und weichen Aspiraten des Sanskrit uralt sei, und sucht Spuren desselben nicht nur im Griechischen, sondern auch im Germanischen nachzuweisen. Sicherheit hierüber wäre von großem Interesse, schon wegen des starken Lautverlustes, der sich damit für eine so frühe Urzeit ergeben würde. Allein obwohl Manches für diese sehr scharfsinnig durchgeführte Meinung spricht, so müssen doch immer Fälle zugegeben werden, wo die harten Aspiraten erst aus den weichen entstanden sind, (besonders in nakhas, nakharas, Nagel, a. a. O. S. 85; khalînas, χαλινός, Gebiß am Zaume, ist Fremdwort aus dem Griechischen, s. Benfey sanskr. dict.); eine solche Erhärtung ist überall nach s wahrscheinlich, und ebenso in den Endungen θα, goth. t, sskr. tha (2. sing. perf.) und der zweiten Person des Duals goth. ts, sanskr. thas, vor welchen s weggefallen sein muß, wie griech. σθα, lat sti, die gothischen Formen saisost, säteſt u. dgl. (kvast, sprachst, von kvithan, wäre demnach aus kvathst und nicht aus kvath-t zu erklären) und die deutschen schufest, liebtest (goth. —des für dest) bezeugen. Mit Unrecht, wie ich glaube, bestreitet Graßmann, daß die weichen Aspiraten im Lateinischen durch Tenues ersetzt werden können; außer lateo, puteo, rutilus, deren Zusammenhang mit λαθ, πυθ, ἐρυθ schwer zu bezweifeln ist, spricht dafür noch vultur, sskr. gridhras, Geier; und scalpo, sculpo, scirpus, neben scabo, glubo, scribo zeigen φ nach Vocalen durch b, nach l und r durch p vertreten. — Merkwürdig ist auch das gleichfalls von Graßmann aufgestellte Gesetz,

daß die griechische Sprache ebensowenig Wurzeln mit an- und auslautender Media duldet. (A. a. O. S. 115.) Diese Wurzeln sind zwar in dem ganzen Sprachstamm äußerst selten; doch vergleicht Gr. das goth. tekan, berühren, stoßen, mit tango, τεταγών, während er für das engl. take, nehmen, griech. δέχομαι mit seiner Nebenform δέκομαι nicht ebenfalls dag, sondern dakh, mit harter Aspirata, als ursprüngliche Wurzel annimmt; wie es scheint, ohne Noth, da dak, dach ebenfalls Vermeidungsformen für dag sein könnten. Stämme mit gleichem An- und Auslaut (wie γοργός, γλάγος, βλάβος) kommen übrigens vor, und auch die Möglichkeit von Formen wie βλαδαρός, zeigt, obwohl die Consonanten unursprünglich sind, ebenso wie die sonstige ungestörte Stellung der Mediae am Anfang aufeinander folgender Silben (z. B. in βάδην), den großen Unterschied gegen das die Aspiraten betreffende Gesetz.

24 (S. 140.) Indogermanische Anlautgruppen mit s. — Im Lateinischen findet sich nur sc, st, sp, sv; im Griechischen außer σκ, στ, σπ noch σχ, σφ, σθ in σθένος, σβ in σβέννυμι, und außerdem σμ, wofür das dialektische ζμ den weichen s-Laut zeigt; im Sanskrit sk, st, sp und die nicht wurzelhaft davon unterschiedenen skh, sth, sph (aber nicht sg, sd, sb oder sgh, sdh, sbh), ferner sn, sm, sr, sj, sv; die germanischen Sprachen dulden sp, st, sk und sch, sn, sm, sl und sv; die slavischen haben zwar Anlaute mit einem fast allen ihren Consonanten (auch g, d, b, ch, und selbst ts, tsch, sh, sch, z und s) vorgeschlagenen, theils harten, theils weichen s: aber dies kommt hier nicht in Betracht, da es nicht Bestandtheil der Wurzel, sondern Rest einer Partikel ist, die erst in späterer Zeit ihren Vocal verloren hat. Manche nach den vorliegenden Sprachgesetzen unmögliche Gruppen haben in der Urzeit existirt; die Wörter, die einst so angelautet, sind entweder verloren, oder die Gruppe ist nach den später zur Geltung gelangten Gesetzen umgebildet, theils durch Wegfall des s, theils durch Verwandlung des folgenden Buchstaben. Ein ehemaliges Vorhandensein von sn im Griechischen und Lateinischen ist in νυός, nurus, Sskr. snuschâ, Schnur, Schwiegertochter, νιφ-, nix, goth. snaivs, Schnee, anerkannt. Das Nebeneinanderstehen der homerischen Formen νήδυμος und ἥδυμος, süß, welches sich Buttmann nur aus einer Entstellung des Digamma zu ν durch Schreibfehler erklären konnte, findet seinen Aufschluß in dem Uebergang des ursprünglichen sv (Sskr. svâdus, lat. suavis) in sn, zur Zeit, als diese Lautverbindung der griechischen Sprache noch gestattet war; die slavische Verwandlung in slad-, woraus im Litthauischen sogar saldus wurde, ist parallel, oder bildet vielleicht das Mittelglied. — Was die Verbindungen des s mit stummen Consonanten betrifft, so erklärt Kuhn (Ztschr. III, 321 ff. IV, 15 ff.) den Wechsel von Tenues und

Aspiraten hinter demselben, z. B. in den attischen Formen σχέραφος, σφονδύλη, ἀσφάραγος, neben σκέραφος, σπονδύλη, ἀσπάραγος aus einer durch Einfluß des s eingetretenen Aspiration, welche auch bei Wegfall des s gleichsam zu dessen Ersatze, z. B. in fallo, stehen geblieben sei. Auch Bopp nimmt einen solchen aspirirenden Einfluß des s an (vgl. Gr. §. 12. 14). Aber ein den lautlichen Neigungen aller indogermanischen Sprachen so sehr zuwiderlaufender Vorgang, wie die vor s eintretende Verwandlung eines der Natur des harten s angemessenen harten Consonanten in einen aspirirten, ist weit entfernt bewiesen zu sein. Freilich entspricht z. B. der griechischen Wurzel στεγ- oder τεγ-, tegere, decken, im Sanskrit sthag, und hier ist durch die deutsche Form die Ursprünglichkeit des nicht aspirirten Lautes verbürgt; aber bekanntlich entsprechen die Sanskritlaute kh, th, ph in der Regel nicht den Aspiraten der verwandten Sprachen, sondern den Tenues. Die alten gesammtindogermanischen Aspiraten, im Sanskrit gh, dh, bh, können nie mit s verbunden werden; daher entspricht der griechischen Personenendung σϑον: dhvam mit Ausfall des s. Wer würde lateinische Lautverbindungen wie sf, sh für möglich halten, oder glauben wollen, daß sie an die Stelle von sp, sc getreten seien? Umgekehrt sind sculpo neben glubo, scalpo neben glaber, scribo und σκαριφάομαι neben γράφω und graben sichere Beispiele der Verwandlung eines ursprünglichen sch in sc; ebenso scirpus, Schilf, neben γρῖφος, γρῖπος, geflochtenes Netz. Nach demselben Princip sind anlautende sk, sp, st im Gothischen unverschoben geblieben. Aus der ursprünglich mit einer Aspirata anlautenden Wurzel von gradus, goth. grids, Schritt, wurde angelsächsisch scridan, schreiten. Wenn sich von griechischen Wurzeln mit σ und einer folgenden Aspirata deutsche Parallelen ohne s fänden, die auf eine Tenuis an der Stelle jener Aspirata schließen ließe, ebenso wie decken die Ursprünglichkeit des t in tegere, στέγειν, gegenüber dem indischen sthag bezeugt, so würde dies ein starker Beweis für eine griechische Aspirirung in Folge des s sein; aber ich kenne kein stichhaltiges Beispiel dieser Art. Σφυρόν, Knöchel, hat mit πτέρνα, Ferse, nichts gemein; σκάζω, das Kuhn (Ztschr. III, 429) scharfsinnig mit khaṅg und hinken, welche beide für die Ursprünglichkeit der Tenuis sprechen, zusammenstellt, hat keine Form σχάζω neben sich; in stinguo, stechen, ist st sogar wahrscheinlich aus sd hervorgegangen, da das englische token, Zeichen, signum (für stignum, s. Ebel, Ztschr. VI, 441) zu derselben Wurzel gehören (etwas abweichend Graßmann ebd. XII, 138).

25 (S. 140). Verwandtschaftsverhältniß der semitischen Sprachen. — Die hergebrachte Annahme, daß der aramäische Sprachzweig mit dem hebräischen näher als mit dem arabischen verwandt sei, scheint zunächst aus dem Verhältniß der Völker in historischer Zeit und der

Literaturen geflossen zu sein, ähnlich wie uns auch die Art, wie wir Griechen und Römer zusammenzudenken gewohnt sind, zu einer schwerlich haltbaren Meinung von ihrem besonders engen Verwandtschaftsverhältniß prädisponirt hat. Hebräische und chaldäische Bücher sind mit denselben Buchstaben geschrieben, in demselben biblischen Codex vereinigt: aber gerade dies beweist die starke Berührung der Völker, die die beiden Sprachen redeten, für welche außerdem Beispiele aus dem frühesten Alterthum in der Bibel vorliegen, und welche manche Gemeinschaft, besonders in Hinsicht des Wortschatzes, ohne die Annahme engerer Verwandtschaft erklärt. Das Lautverhältniß (das überhaupt die sicherste Entscheidung über den Grad der Verwandtschaft an die Hand gibt, weil es am Wenigsten auf künstliche Weise, durch Uebertragung, verändert wird) läßt mir einen speciellen Zusammenhang des Arabischen und Aramäischen fast unabweisbar erscheinen. Vor allem ist hier das Verhältniß der Zischlaute zu einander und zu t zu erwähnen. Dem hebräischen sch entspricht in verwandten chaldäischen Wörtern theils sch, theils t. Finden sich nun dieselben im Arabischen, so steht regelmäßig ein th, wo im Chaldäischen t, und dagegen s (in Folge der Verschiebung), wo im Chaldäischen sch. Z. B. scheleg, hebr. Schnee, chald. talga, arab. thalgun; schemoneh, acht, aram. tamne, arab. thamanin; scheloschah, drei, aram. telata, arab. thalathatun; maschal, hebr. Gleichniß, aram. matla, arab. mathalun; ischschah, hebr. Frau, aram. itta, arab. untha. Aber: naschim h. Frauen, aram. neschajja, arab. nisaûn, nisuna; enosch h. Mensch, aram. enasch, arab. insanun, pl. unasun. Das hebr. schesch, sechs, heißt aram. schitta, arab. sittun mit t statt th. Die Behandlung der von dem gegenwärtig besprochenen Wandlungsgesetz betroffenen Laute in den semitischen Sprachen ist im Ganzen folgende:

hebräisches ס s ist }	aram. ס s	arab. s
„ שׂ s „ }		„ sch
„ sch {	„ „ sch	„ s
	„ „ t	„ th.

Daß t oder th nicht der ursprüngliche Laut sein kann, folgert Ewald aus Wörtern wie ditáh, hebr. desche, Gras, in denen t gegen das Consonantencombinationsgesetz der Wurzeln (s. o. Anm. 19) sein würde; ein gemeinsamer Uebergang des sch in einen T-Laut beweist aber specielle Verwandtschaft. Zu demselben Schlusse führt die Spaltung des weichen hebräischen s (zajin) im Aramäischen und Arabischen. Es entspricht ihm nämlich theils auch in diesen beiden Sprachen derselbe Laut, theils aber im Aramäischen d, und in denselben Fällen im Arabischen das gelispelte ds (dsal); z. B. h. zeroá Arm, aram. dera', arab. dsiraûn:

aber h. zera' Same, aram. zera', arab. zarún. Und endlich entspricht dem hebr. ṣ (ṣade) in den beiden anderen Sprachzweigen ein dreifacher Laut. Es zeigt sich entweder unverändert, z. B. hebr. und chald. eṣba', arab. aṣbaún Finger; oder im chaldäischen steht ṭ, im Arabischen ṭh, z. B. hebr. ṣipporen Fingernagel, aram. ṭufra, Klaue, arab. ṭhufrun; ṣel h. Schatten, aram. ṭelala, arab. ṭhillun; oder es steht für das hebräische ṣ im Aramäischen nichts als der dumpfe Hauch (', ajin): dann ist im Arabischen immer ḍ (ḍad) zu erwarten; z. B. ereṣ arab. arḍun, aram. ara' Erde (Jer. 10, 11 sogar arqa); h. ṣôn, Schafe, aram. 'ân, arab. ḍânun; h. beṣah, aram. beá, arab. baiḍatun, Ei; h. ṣir, Bote, chald. ír, Engel. Der dumpfe Hauch des Aramäischen geht, wenn ohnedies ein solcher im Worte folgt, besonders im Syrischen, durch Dissimilation in den einfachen lenis über, z. B. ṣela, arab. ḍilún Rippe, chald. ála', syr. eló; ṣefardeá Frosch, arab. ḍifdiún, chald. úrdeána, syr. urdeó; ėṣ Holz, chald. á'; arab. áraḍa, zufällig geschehen, chald. ára' und ara', letzteres auch syrisch. Das aramäische gechak, lachen, ist wahrscheinlich identisch mit dem hebräischen ṣachaq, arabisch ḍahika: g ist für ' eingetreten, weil ách eine unmögliche Combination ist; vgl. aram. mechâ (f. a'), schlagen, h. machaṣ. — Einzelne Ausnahmen (wie aram. ṣerik dürftig, arab. ḍaruka, dürftig sein) können um so weniger befremden, als auch in derselben Sprache zuweilen mehrfache Formen nebeneinanderstehen, wie arab. nabaḍa, nabata, nabaá, quellen, hebr. naba', aram. neba'; hebr. naṣar und naṭar, hüten, aram. neṭar, arab. naṭara neben naṭhara, ansehen. Im Hebräischen ist von derartigen Doppelformen wahrscheinlich die aramisirende als Entlehnung aufzufassen; wir finden hier neben raṣah, befriedigt sein, und dem davon abgeleiteten Hauptworte raṣon (aram. reá und raájon; arabisch raḍija und riḍvanun) noch raáh und raájon; neben raṣaṣ, zerbrechen (aram. reá', arab. raḍḍa) sowohl raáṣ als raá'; neben ṣar Feind auch ár. Im Allgemeinen zeigen also die semitischen Zischlaute, mit Ausnahme des reinen s, im Arabischen und Aramäischen, und zwar hier noch mehr, die Tendenz, ihre Sibilation zu verlieren. — Auf vocalischem Gebiete ist beiden näher verbundenen Zweigen dem Hebräischen gegenüber die Verwandlung des aus an entstandenen ô in â gemeinsam; z. B. hebr. elôah, chald. elâh, arab. ilâh, Gott; die Mehrheitsendung ot, aram. und arab. ât. — Was die Wortbildung betrifft, so hat an einen Versuch Olshausen's, Spuren der arabischen Diminutivform im Hebräischen aufzufinden, Nöldeke (Or. und Occ. II, S. 176) die Vergleichung des chaldäischen úllem, syr. 'laimo Jüngling, und des syrischen úzailo, Gazelle, mit weit mehr Wahrscheinlichkeit geknüpft. Das von Olshausen angefürte zeér ist übrigens selbst chaldäisch. — Hier ist indessen auch ein nur hebräisch-aramäisches Lautgesetz: die Consonanten q und t werden in den Wurzeln beider

Sprachen nicht nach einander geduldet. Daher entspricht qaṭal den beiden arabischen Wurzeln qatala und qaṭala, tödten und hauen; qaṭar dem arabischen qatara, räuchern; das aram. qeṭar (für qeṭar) dem hebräischen qaschar knüpfen; aram. qeṭam Asche, arab. qathuma staubartig sein, qatâmun Staub; aram. qeṭajja Gurken, arab. qiththâûn, hebr. qischschuîm. Sogar geschet, Bogen, in welchem t nicht wurzelhaft ist, heißt syrisch außer qeschto auch keschṭo, chaldäisch qaschta und quschṭa (Targ. II. Esth. 1. 3). Die Tendenz, q und t in dieser Weise zu assimiliren, hat jedoch auch das Arabische; man vgl. quṭnun, Baumwolle (Cottun), mit kattânun, Leinen, und dem hebräischen kuttonet, χιτών. Auch k und ṭ dürfen wenigstens unmittelbar in keiner der drei Sprachzweige als Wurzelconsonanten auf einander folgen. — In Hinsicht des Assyrischen führt Oppert an, daß dasselbe keinen prothetischen Artikel, sondern nur wie die aramäischen Sprachen einen emphatischen habe, gewöhnlich mit u im Nominativ, mit a und i in den obliquen Casus, gerade wie die arabischen Vocale, und bemerkt dann: „So hätten wir denn hier eine merkwürdige Mischung arabischer und aramäischer Phänomene, die noch bei den Femininis durch eine Art Nunnation oder vielmehr Mimation interessant gemacht wird; statt ta, ti und tu findet sich tam oder tav, tim oder tiv, tum oder tuv. Z. B. die Herrin, Mylitta der Griechen, kommt vor folgendermaßen: bi'lit, bi'litu, -tum, -tuv; -ti, -tim, -tiv; -ta, -tam, -tav. Wenn die Göttin aber mit ihrem ganzen Namen bi'lit ilui, Herrin der Götter erscheint, steht der emphatische Casus nicht, wie im Aramäischen." Nach dieser Bemerkung würde dem Assyrischen eine Mittelstellung zwischen dem arabischen und aramäischen Sprachzweig zukommen, woraus die Sonderung des letzteren vom Hebräischen sich von selbst ergäbe. Doch scheinen die sonstigen in derselben wichtigen Abhandlung (Zeitschr. d. d. m. G. X, 802 ff.) aufgeführten assyrischen Haupt- und Zeitwortformen auf eine bei weitem mehr dem Arabischen als dem Aramäischen zuneigende Verwandtschaft zu deuten. Bildung und Vocalisation von Participien wie muschlim, muschallim, muschtalim, muschtaschlim, murtabbit, und Formen wie abuka, Fem. abuki, dein Vater, u. s. w. sind zum Theil geradezu arabisch, und sprechen sehr dafür, daß wir in den Assyrern eine frühe Erscheinung des arabischen Stammes, nicht des aramäischen, höchstens eine Zwischenfamilie vor uns haben.

26 (S. 140.) Spuren eines verlorenen Zischlautes im Chaldäischen. Vaterland des Alphabets. — Im Chaldäischen ist in der älteren Zeit dieses mittlere s noch vorhanden: so ist z. B. sahaduta, Zeugniß, Gen. 31, 45 (Vgl. Job 16, 19) alterthümlich mit demselben geschrieben, und die richtige Analogie zu der (nach Anm. 20 verschobenen) arabischen Wurzel schahida beweist, daß es in der Aussprache

geschieden worden sein muß. Dieselbe Bemerkung kann man noch in Betreff der chaldäischen Stellen in den Büchern Daniel und Esra machen, wo der später, und besonders im Syrischen, durchaus verwischte Unterschied zwischen s, das arabischem s, und demjenigen, das arabischem sch gegenübersteht, überall festgehalten ist. — Daß das hebräische Alphabet aramäischen Ursprungs ist, geht auch aus den Wortformen der Buchstabennamen hervor; bet, schin z. B. sind nur als Verkürzungen von beta, schinna zu erklären, und resch ist ebenfalls deutlich chaldäisch. Die griechischen Formen Alpha, Beta u. s. w. dürfen nicht als euphonische Verlängerungen aufgefaßt werden; sie sind die vollständig erhaltenen emphatischen Casus der chaldäischen Originale. Das beweist ganz deutlich Kappa, wofür sonst Kafa zu erwarten gewesen wäre. Uebrigens ist der Gegensatz der griechischen Namensformen mit der Endung a und der hebräischen ohne dieselbe schon im Alterthum bezeugt, Mischnah Scheqalim III, 2.

[27] (S. 141.) Der hebräische Artikel. — Die von Schultens, Michaelis, Gesenius, Ewald u. A. angenommene Vergleichung des hebr. Artikels ha mit dem arabischen al, welche neuerdings bei F. Böttcher (Ausführl. Lehrbuch der hebr. Sprache Lpzg. 1867 §. 603, Anm. 2) gegen Hupfeld's und seine eigene frühere Zusammenstellung mit dem aramäischen hâ aufrecht erhalten ist, kann ich nicht theilen. Vor allen Dingen muß festgehalten werden, daß der Gebrauch des Artikels jünger ist, als die semitische Sprachtrennung, daß das Äthiopische und Aramäische ihn nie ausgebildet haben, und daß daher von einer gemeinsamen Entstehung des arabischen und hebräischen Artikels nicht die Rede sein kann. Noch innerhalb des Hebräischen gehört er zu den jüngeren Bildungen, wie daraus hervorgeht, daß er in den poetischen Büchern sehr selten und (ähnlich wie bei Homer) auf einen stärker demonstrativen Gebrauch beschränkt ist; ja manche Substantive scheinen ihn überhaupt nicht zu dulden, z. B. eloah, Gott, tebel, Erde, enosch, Mensch; im Arabischen zeigt sich die letztere Erscheinung ebenfalls. Die Frage ist also nur die, ob Araber und Hebräer beide dasselbe Demonstrativum als Artikel verwendet haben, oder nicht? wo denn schon die Wahrscheinlichkeit gegen ein solches Zusammentreffen spricht. Es ist nicht wohl möglich, das chaldäische hahû jener, von dem gleichlautenden und gleichbedeutenden hebräischen Worte zu trennen; die hier auftretende Vorsilbe ha aber von der hebräischen in hazzeh, dieser, oder auch in hajjom, dieser Tag, heute, und endlich von dem Artikel zu trennen, ist kaum thunlicher. Im Arabischen entspricht hâ z. B. in hâdsâ, dieser, hâkadsâ, so, hâhuna hierher, und daß dies das selbstständige aramäische hâ, da, siehe da, ist, kann wohl nicht bezweifelt werden. Die Zusammensetzung dieser Partikel mit Demonstrativen ist offenbar schon gemeinsemitisch; man

vergleiche noch hebr. hâêlleh, arab. hâulâika und aram. haillen, diese, die Mehrheit des angeführten hâdsâ und hazzeh. Aramäische Zusammensetzungen wie hâidana, haschta, haschatta, jetzt, diesen Augenblick, dieses Jahr, treffen mit dem hebräischen Gebrauch in hajjom heute, zusammen, aber nur zufällig, und in Folge der Geeignetheit der Partikel, da gerade für das letztere Wort kein aramäisches Aequivalent besteht. Was die Verdoppelung des auf den hebräischen Artikel folgenden Consonanten betrifft, welcher die Veranlassung zu der Erklärung desselben aus hal gegeben hat, so würde sie sich schon durch die bekannte Analogie von ma, was, für mah, aram. mâ, erklären, und diesem gemäß würde für die hebr. Urform des Artikels hah anzunehmen sein; aber die Fragepartikel ha (arab. a und hal) in ihrem Verhältniß zu dem Artikel verglichen mit den beiden Formen ve, und, va, und da (vor dem erzählenden Tempus), deutet auf einen anderen Ursprung der Verdoppelung (s. Anm. 39). — Abgesehen von den pronominalen, erst durch Zusammensetzung mit einander der historischen semitischen Wortgestalt zum Theil angepaßten Wurzeln, sind auch Präpositionen wie ba, in, schwerlich aus längeren Formen zu erklären; sie sind in ihrer alten Kürze belassen, und ebendeßwegen dem folgenden Worte als bloße Vorsilbe angehängt. Die Grundbedeutung von ba ist wahrscheinlich eindringen, wie in den längeren Wurzeln bô, hineingehen (nicht eigentlich unser: kommen), bên, zwischen, bîn, unterscheiden, und vielleicht bajit, Haus.

28 (S. 141.) Chinesische Consonantenauslaute. — Die Wörter mit dem shi-Tone werden nach Wells Williams so gesprochen, als ob man z. B. mitten im englischen lock den Schlucken bekäme und vor dem Endconsonanten abbräche. In den verwandten Sprachen haben die vergleichbaren Wörter k, p oder t zum Auslaute; offenbar das ursprüngliche Verhältniß. Eins, chinesisch ĭ, heißt birmanisch it. Ebenso in den Dialekten des Chinesischen selbst. „Während man," sagt Schott (Abh. der Berl. Ak. 1861 „Altajische Studien" S. 172), „z. B. im Norden für Stein, Speise oder essen, und die Zahl zehn nur schĭ oder schĕ ohne jede Abschattung spricht (d. h. je nach der Oertlichkeit das eine von beiden, doch immer in allen drei Bedeutungen), gibt es in einigen Gegenden der Provinz Kanton zwei, in anderen drei verschiedene Wörter zum Ausdrucke dieser drei Begriffe, und diese Wörter unterscheiden sich sogar schon im Anlaute. Da hat man schik (auch sik) für Stein und essen, oder sjak und sĕ für ersteres, aber sek für essen, und vielleicht in allen Mundarten schap (auch sap) für zehn". — Schott setzt überhaupt für die Wurzeln der chinesischen Sprache consonantenreichere Formen voraus, indem er Ausfall von Consonanten auch zwischen den Vocalen annimmt. Ein ähnlicher Vorgang steht von

den Südseesprachen, deren Wörter gegenwärtig so auffallend vocalisch sind, durch Dialektvergleichung fest.

[29] (S. 143.) Indogermanische Anlautgruppen mit w. — Die klare Auseinandersetzung Graßmann's („über die Verbindung der stummen Consonanten mit folgendem v und die davon abhängigen Erscheinungen" Zeitschr. IX, 1 ff.) erschöpft diese Mannigfaltigkeit noch nicht. So ist namentlich der gänzliche Wegfall der Anlautgruppe wichtig, da er ein unzweideutiges Zeugniß von dem Streben nach Vermeidung als der treibenden Ursache aller dieser Veränderungen bildet. Im Griechischen ist hier ἀλινδέομαι, καλινδέομαι und κυλίνδω, wälzen, auch mit der ganz speciellen Beziehung auf sich wälzende Pferde, ein unbestreitbares Beispiel; auch ἀριστερεών und περιστερεών, Taubenkraut, möchte kaum anders zu erklären sein. Daß ἄναξ ein Digamma hatte, ist hinlänglich bezeugt; Pott (et. Forsch. 2. Aufl. II, 1, 367) versucht das Wort vom sanskr. vança Rohr und Familie, nebst αγ, führen, abzuleiten. Die Erklärung aus der Wurzel gvan (s. o. S. 146) zeigt uns in dem griechischen Worte unser deutsches König, das sich auf das sanskritische ǵanaka, Vater, stützt, ebenso wie queen aus dem Begriff Weib und Mutter hervorgegangen ist. — Im Lateinischen ist von qv nur vocalischer Anlaut erhalten in uter, ubi u. a., ferner in uterus neben venter, sanskr. ǵaṭharas, γαστήρ, goth. kvithrs (soviel als venter), kvithus (uterus), Wanst. Vielleicht ist kilthei, Mutterleib, nebst dem engl. child, als Nebenform hierherzuziehen, in welchem Falle auch Kind nicht wie Bopp und Grimm annehmen, als genitus, sondern aus eben jenem Worte mit dem ursprünglichen n zu erklären sein würde. Aper, Eber, neben κάπρος, alapa, Ohrfeige, κόλαφος, deuten auf eine ursprüngliche Gruppe; ebenso sskr. asthi, ὀστέον, os, russisch kostj, Knochen. — Auf die Entstehung griechischer Anlautgruppen wie πτ ist ursprüngliches v offenbar von Einfluß, wie denn πτόλις vermuthlich zu colo und inquilinus gehört; φθίνω, sskr. xi, und schwinden, schon von Benfey zusammengestellt, zeigen, wie das Zusammenwirken mehrerer Gesetze bei Vermeidung der Gruppe skhv doch die treue Erhaltung der aspirirten Lautstufe nicht stört. Der sehr merkwürdige (wie ich glaube bewiesene) Uebergang von kv in p hat vielleicht über tv seinen Weg genommen, wie dvis zu bis ward; im Deutschen ist umgekehrt quer aus twer entstanden. Man vergleiche in dieser Hinsicht sskr. garbha, Mutterschoß, Junges, gr. δελφύς und βρέφος. — Die Herstellung der sämmtlichen zerstörten Gruppen würde den indogermanischen Wörtern ein höchst seltsames und fremdartiges Ansehen geben. So ist z. B. sechs (sskr. schasch, Zend khschvasch) auf ein reduplicirtes xvaxva zurückzuführen (vgl. Schleicher Comp. 2. Aufl. S. 498. Aufrecht Ztschr. VIII, 71); als Wurzel von vivo, vigeo, βίος sskr. ǵîva,

goth. kvius, quick, ergibt sich gvagv —; lingua (dingua), Zunge, γλῶσσα (γλωχίν Spitze), sskr. gihva, Zend hizva, slav. jazyk lassen sich gemeinsam etwa durch ein altes dvahva erklären; Leber (jecur ἧπαρ, sskr. jakrit) wird djakvar; δαήρ, levir, angels. tâcor, mittelhochdeutsch zeichor, sskr. devri vielleicht djagvar. (Ueber Spuren der Anlautgruppen kv und dv noch bei Homer s. Leo Meyer Zeitschr. VII, 194 ff).

30 (S. 144.) Einführung der Schrift in Tibet. — „Der zweiunddreißigste König ist Srongstan Gambo (geb. 617 n. Chr.); dieser lebte ungefähr 80 Jahre. Dieser nahm seine Gemahlinnen aus Nepal und China. Durch diese Göttinnen wurden Buddhabilder und Bücher der erhabenen Lehre nach Tibet gebracht. Darnach, nachdem diese Königinnen Tempel mit Lehranstalten gestiftet hatten, wurde die Religion Buddha's auch in Tibet ausgebreitet. In Tibet war der erste der Gelehrten Thumi Sambhoda. Dieser erlernte in Indien die Sanskritsprache bestens, und die Kaschmerianische Schrift zum Muster nehmend, bestimmte er die Tibetanische Schrift, erklärte die Art und Weise der Utschan und Umed (der Capital- und Cursivschrift), verfertigte orthographische Vorschriften und übersetzte einige Religionsschriften." Aus Csoma Körösi's tibetischen Texten in J. J. Schmidt's Gramm. der tib. Sprache. Petersb. 1839. S. 212.

31 (S. 145.) Sprache und Schrift in Tibet. — Wörter wie Bodhisato, soha u. a. werden bodhisatva, svaha geschrieben; das Sanskrit zeigt, daß diese Schreibung der ursprünglichen Aussprache entspringt. Die Consonanten r, l, s, vor anlautende Consonanten tretend, sollten, nach der Lehre der einheimischen Grammatiker, überall gesprochen werden; in der Sprache der Gebildeten geschieht dies indessen gegenwärtig nur ausnahmsweise, namentlich wenn das vorausgehende Wort mit einem Vocal schließt, zu welchem sie dann gezogen werden können, z. B. rdo rdsche, spr. dor-dsche, das Scepter. (Schmidt S. 16, 17). Auf höchst sinnreiche Weise hat Lepsius in seiner geistvollen Abhandlung „über die Umschrift und Lautverhältnisse einiger hinterasiatischen Sprachen" (Abh. der Berl. Ak. 1860. S. 449 ff. „über die tibetischen Laute" S. 472 ff.) die Frage zur Entscheidung gebracht, ob die stummen Präfixe (b, m, g, d), die den geschriebenen tibetanischen Wörtern ein so seltsames Aussehen geben (z. B. bkrabspa, spr. tabpa, gewählt, mthus-tobs, spr. thutob, Macht) wirkliche Theile der Sprache und ehedem hörbar gewesen, oder ob sie vielleicht bloße diakritische Hülfsbuchstaben für das Auge seien? Er zeigt auf das Evidenteste, daß jene 5 Präfixe, die er auf zwei zurückführt, von der lautlichen Natur der folgenden Consonanten beeinflußt, und also gesprochen worden sind, und macht es wahrscheinlich, daß ein Wort wie das dag gesprochene bsgrags durch Ausfall der Vocale

aus einem mehrsilbigen basgragas hervorgegangen sei. — In afrikanischen Sprachen finden sich ebenfalls Anlaute, die nach unsern Gewohnheiten unerträglich sind, z. B. mb, kpr, kpl, gbl, kwr.

[32] (S. 150.) Dieser Vorgang ist deutlich durch ψίττακος und σίττακος, Papagei, bezeugt, welche wohl mit σίττη, Specht, und vielleicht mit diesem deutschen Vogelnamen zusammenhängen. So manche mit sp anlautenden Vögelnamen, wie σπίνος, σπίζα, und selbst ψάρ Staar, fordern zur Vergleichung auf, führen jedoch auf schwer zu entscheidende weitere Verwandtschaftsfragen. — Der Hirtenruf ψίττα heißt auch σίττα, und die Dichterin Sappho nennt sich selbst (1, 20, nach Bergk) Ψαπφώ. Wir haben also alles Recht, ψῆφος und sabulum, ψάμαθος und Sand mit einander zu verbinden. Unter Voraussetzung des gleichen Lautübergangs findet das bis jetzt dunkele σῶμα, Leib, besonders der todte, seine Erklärung aus ψωμα s. v. a. ψωμός Bissen, woraus sich die Bedeutung „Fleisch", und dann „Leib" entwickeln konnte, wie im zweiten Buch ausgeführt werden wird. Das vedische psu (nach Jaska „Gestalt") heißt Leib z. B. aruṇa-psavas, rothleibig, von den Kühen der Morgenröthe; aber im Zend ist fschu, Speise: beide von der Wurzel psâ essen. Psaras, ebenfalls nach Jaska „Gestalt", heißt nach Böhtlingk-Roth: Schmaus, Genuß; aber Apsaras bedeutet vermuthlich: die Leiblose. Ich glaube nicht, daß jemals ψ oder σφ aus ursprünglichem sv entstanden sind; die griechischen mit σφ anlautenden Fürwörter scheinen mir zum Beweise nicht genügend, da vielmehr wahrscheinlich eine in den Stamm gedrungene Casusform φι zum Grunde liegt. Es würden demnach Fälle wie σέβομαι und φέβομαι aus einem ursprünglich anlautenden σφ oder σχ zu erklären sein.

[33] (S. 150.) Also wie lat. cras, skr. çvas. Man vergleiche die ebenso große Lautvariation in den augenscheinlich verwandten Wörtern: ψύα, ψόα, ὀσφύς, ἰσχίον, ἰξύς, inguen; oder: ἔχις, ὄφις und ἀσπίς gegenüber dem lat. anguis, skr. ahi (für ahvi). Krip, varpas, rûpa und vapus, Gestalt, stehen, wie ich glaube, sämmtlich dem lateinischen corpus gegenüber.

[34] (S. 152.) Vgl. σφαραγέομαι und σμαραγέω, brausen.

[35] (S. 152.) Dieser Vocalvorschlag ist rein phonetisch, an Zusammensetzung ist nicht zu denken. Besonders zeigt sich dies in ἀστράπτω, ἀστεροπή, στεροπή, ἀστήρ Stern; ἀσπάλαξ, σπάλαξ, Maulwurf; ἀμέλγω, melken; ἀμβλύς von der Wurzel μλ-; ὀμιχέω, mingo; ὀφρύα, Braue, ὀσφύς und ψύα, Weiche; aber auch ὀδάξ, beißend, von δάκνω, ist schwerlich anders zu deuten. Die Ableitung des Wortes Zahn von essen, wegen des griechischen ὀδούς, scheint mir, bei der Isolirung des Griechischen in Beziehung auf den vocalischen Anlaut, gänzlich ungerechtfertigt. Die Accentlosigkeit solcher anlautenden Vocale ist

beachtenswerth; ebenso die Annahme eines *ο*, wenn in der Stammsilbe *ο* oder *υ* folgt, entsprechend dem gleichen Verhalten des Vocals der Reduplicationssilbe z. B. in *πορφύρω*. In *ἐλαχύς*, leicht, *ἐρυθρός* roth, ist das *ε* vorgeschlagen, wie Bopp bemerkt, der auch die Anlautvocale von *ὄνομα*, *ὄνυξ*, *ἀνήρ* ebenso erklärt (Zeitschr. III, 5); nächst der Consonantengruppe scheinen besonders Liquidae denselben günstig zu sein.

36 (S. 152.) Laut- und Begriffsvariation. Einige weitere Beispiele von der fast unbegrenzten Möglichkeit von Lautwandlungen mögen hier nachfolgen, besonders in ihrem Verhältniß zu dem theils unmerklich schwankenden, theils ebenso proteusartig wandelbaren Begriffe, welches die Wissenschaft auf ein Meer von Ungewißheiten zu verlocken droht. Schon in manchen der oben angeführten Fälle ist eine Scheidung der Bedeutungen neben sicherer ursprünglicher Identität bemerkbar; so in *ἀσπίς* und *ἔχις*, Natter, neben *ὄφις* Schlange im Allgemeinen. Palumbes ist Holztaube, columba Taube. Während im Sanskrit garbha die Begriffe Schoß und Junges vereinigt, ist *δελφύς* nur das Erstere, *βρέφος* das Letztere, und insbesondere das menschliche Kind; das dazugehörige Kalb ist vorzugsweise das Junge der Kuh, die russischen sherebaja, sherebenok gelten von Pferden, griechische wie *δέλφαξ* vom Schweine. — Das homerische *ἦτορ*, Herz, ist vielleicht identisch mit *ἧπαρ*, Leber, wie *καρδία* Herz und Magen heißt. — Der Vogel kapiṅgala (kapingala) dessen Ruf in späteren vedischen Zauberformeln als Vorbedeutung erscheint, und der auch in Mythen eine Rolle spielt, (s. Brihaddevata 4, 18 bei Kuhn Ind. St. I, 117; Nirukta 9, 4) heißt auch kakuṅgala und wahrscheinlich auch kupiṅgala. Wir haben es also mit der Gruppe kv, und zwar reduplicirt, zu thun. Die gleichbedeutenden Namen çakuna, çakuni, çakunti, çakuntaka, çakuntikâ finden sich zuerst theils in den Zusatzversen zum zweiten Mandala abwechselnd mit kapingala, theils in den zwei Schlußhymnen desselben, welche ganz an diesen Vogel gerichtet und unzweifelhaft unächt sind, und in dem letzten Hymnus des ersten Mandala, der, eine ganze Sammlung von Einschiebseln, mit zu dem Seltsamsten der ganzen Sanhita gehört. Diese letztere Namenreihe führt auf dieselbe Wurzel wie die erstere; das als Eigenname bekannte çakuntalâ schließt sich sehr nahe an kapingala an. Die Bedeutung wird als Haselhuhn, als cuculus melanoleucus, als Habicht u. s. w. angegeben. Zu çakuni stellt Benfey Habicht (welchem aber kapingala näher steht), und Bopp ciconia; man sieht, daß *κύκνος*, Schwan, (vgl. Förstemann Zeitschr. III, 52) und im Sanskrit selbst kokila Kukuk, also auch *κόκκυξ* und cuculus, ferner çuka Papagei, kekin Pfau, kṛikavâku Huhn, Pfau, kṛikaṇa Art Rebhuhn, kukkuṭa Hahn, kukkubha ein wilder Hahn, kâka Krähe, kâkala, kâkola Rabe, kakarûka Eule, cakora rothes Rebhuhn, cakra, cakravâka, eine röthliche Gänseart, *κίρκος*

Art Habicht, welches Förstemann mit querquedula, Kriechente, und dem erwähnten kṛikaṇa zusammenstellt, und eine Menge anderer Vögelnamen mit dem ursprünglichen Anlaut kv, der Vergleichung ebenso nahe liegen. Daß diese Namen vom Schalle ausgehen, ist keineswegs gewiß, obgleich die spätere Sprache einige derselben so auffaßt (s. oben S. 168). Der Grundbegriff bezieht sich vielmehr wahrscheinlich auf Farbe. — Das in den Veden vorkommende reduplicirte Präteritum gabhâra von der Wurzel har (hṛi) halten, fassen, macht einen Zusammenhang derselben mit bhar und fero wahrscheinlich; ganz ebenso stehen aber im vedischen Dialect neben der fast gleichbedeutenden Wurzel garh (gṛih, grah), Formen aus grabh. Diese führt wieder auf rabh und labh, λαμβάνω. Aber auch dhar hat eine fast gleiche Bedeutung, und zu dieser steht tragen in einem ähnlichen Verhältniß, wie bringen zu beran; beide gehören mit greifen (und vielleicht auch mit kriegen) zu jener einfacheren dreigetheilten Wurzel. — Der lateinischen Wurzel spec- in specto, speculor, conspicio, spes entsprechen im Sanskrit: spaça, Späher, paçjâmi, sehen, im Deutschen: spähen, im Griechischen σκεπ-; neben dieser Wurzel steht aber goth. skavjan schauen, nebst skungva Spiegel, welches auf ein der griechischen Form näherstehendes skuhv zu deuten scheint; saihvan, sehen, lat. scio wissen, caveo sich vorsehen, (s. Schweizer, Zeitschr. III, 373) vielleicht queo können, sanskr. kavi, weise (Ebel ebd. IV, 157, der auch κοέω wahrnehmen, vergleicht), ci, wahrnehmen, lassen sich entweder auf eine einfachere, oder auf eine verstümmelte Form derselben Urwurzel zurückführen. — Von den Wurzeln sar, sal, fließen, stammen z. B. im Sanskrit saras, See, sarit, Fluß, salila, Wasser, griech. ἅλς, Meer, lat. sal, Salz; die Wurzel su (sav), sprengen, goth. saivs, See, ferner sṛig, sprengen, snu, fließen, smâ, spülen, waschen, endlich sru, fließen, wird man leicht als verwandt erkennen. Nun entspricht aber der Wurzel sru im Griechischen ῥυ, ῥέω, ῥεῦμα, deutsch Strom, slav. struïtj, fließen, und im Lateinischen, wie Kuhn wahrscheinlich gemacht hat, (Zeitschr. XIV, 223 ff.) fluo, flumen (für sthlu). Sollen wir darum unser fließen, sowie pluo, von fluo trennen? Ich glaube nicht, da die Tenuis Wirkung des weggefallenen s sein kann. Daß nun aber auch Wurzeln wie spülen, spritzen, spargo, ja sogar streuen, sterno, in den Kreis zu bringen suchen, und jedenfalls die für die Wurzel sru anzunehmende Urgestalt und ihr Verhältniß zu sar und su sehr ungewiß wird, ist ersichtlich. — Ebenso ist es mit flare, blasen, welches Graßmann (Zeitschr. IX, 8) durch dhva mit sanskr. dhma vermittelt: weder θυμός, Athem, Geist, noch φυσάω blasen, noch ψυχή, Seele, lassen sich hier mehr abhalten. Mit der (ebenfalls sehr nahe angrenzenden) Reihe spuo, πτύω oder ψύττω, speien, sanskr. schṭhîv hängen auch noch πτάρνυμαι, sternuo, sanskr. xu, niesen, sterto,

schnarchen, screo, χρέμπτομαι, räuspern, nebst χρεμετίζω, wiehern, und eine unübersehbare Menge sich daran reihender Lautbezeichnungen zusammen, welche z. B. hinnire, aber auch brummen umfaßt; andererseits gehört zu derselben Wurzel auch σίαλον, Speichel, und vielleicht πῦος, erste Milch und Eiter, pus, woran sich ebenfalls eine gewaltige Menge begrifflich und lautlich variirender Wurzeln schließt, die bis in die ersten Keime menschlicher Anschauungsentwicklung überhaupt zurückführen. Zu ähnlichen Betrachtungen veranlaßt die Reihe pingo, tingo, tango, fingo, unguo, mungo, lingo, mingo, ningo u. s. w. So bricht denn überall der gewaltige Strom der Sprache durch unsere nur auf die Oberfläche berechneten Regeln. Es mag sicherer, besonnener sein, nur das anzuerkennen, was in oft beobachtendem Gesetze sich aufdrängt. Aber wir dürfen darum nicht vergessen, daß dies, als das Zugänglichste, nur das Neueste, Jüngste ist, und daß die Gründe der Erscheinungen tiefer liegen, und tiefer, oder gar nicht, aufgesucht werden müssen. Wie grammatische Flexion bestimmter zu erkennen ist, als primäre Wortbildung, so ist auch wieder diese weniger dunkel als die Wurzelentwicklung; dennoch wäre es voreilig, die eigenthümlichen Wege, die die Sprache hier geht, bestreiten oder auf die Gesetze der beiden anderen Bildungsstufen reduciren zu wollen.

[37] (S. 154.) Ἄνθος, Farbe, entspricht dem andhas, welches eine in den Vedaliedern häufige Bezeichnung des Somasaftes ist. Die Tradition gibt dem Sanskritwort die Bedeutung „Speise"; im Petersburger Wörterbuche ist, in Anlehnung an ἄνθος, Blume, die Bedeutung Kraut, Somapflanze, zum Grunde gelegt. Eine Vergleichung der Stellen zeigt aber überall den Begriff der Flüssigkeit, des färbenden Saftes, der auch in den der Dunkelheit übergeht; daher z. B. (Rv. 1, 94, 7) râtrjâç cid andhas, „die Schwärze der Nacht." Von den Stellen, wo das griechische Wort Farbe heißt, lassen viele eine Zurückführung auf „Blume" nicht zu, obschon ein solcher Zusammenhang dem Griechischen vorschweben und eine vorwiegende Verwendung für heitere, bunte oder rothe Farbe herbeiführen mochte; übrigens zeigt ja schon das Sanskritwort die Bedeutung des roth färbenden Saftes. Ἀνθοβαφής ist „buntgefärbt"; Herodot (I, 98) sagt von den Mauern Ekbatanas, sie seien gefärbt gewesen, ἠνθισμένοι φαρμάκοισι; Plato (Staat 4, S. 429) schildert die Sorgfalt der Färber, wenn sie Wolle purpurn färben wollen, und die Mittel, die sie anwenden, damit dieselbe die Farbe recht annehme, ὅπως δέξεται ὅτι μάλιστα τὸ ἄνθος; auch erklärt ein Grammatiker (Bekk. p. 104, 24): Ἄνθος τὸ χρῶμα καὶ τὸ βάμμα τοῦ ἐρίου, und Hesych: ἄνθη τὰ χρώματα (vgl. Steph. s. v.). Theognis sagt: auf dem Golde haftet kein Rost, αἰεὶ δ᾽ ἄνθος ἔχει καθαρόν (452). Χάλκανθος, Vitriol, wird von den Alten mit Kupfer in Verbindung gesetzt, aber der erste

Theil der Zusammensetzung ist wohl χάλκη, welches, wie κάλχη (d. i. κόγχη), die Purpurschnecke und deren Saft bedeutet: „ἔστι δὲ“ sagt der Scholiast zu Nic. Ther. 256, „χάλκη ἄνθος, ἀφ' οὗ καὶ τὴν πορφύραν ὠνόμασαν. (Vgl. auch Salmas. de homon. c. 27). Es handelt sich also in diesem ἄνθος um ein technisches Wort, welches eher mit ἄνθραξ Kohle, αἰθαλόεις, rußig u. s. w. zusammenhängt, als mit Blume. Wenn nun aber Cicero (Brut. 87.) sagt: pigmentorum, quae nondum inventa erant, florem et colorem, oder Lucrez (1,989) πυρὸς ἄνθος mit flammai flore coorto wiedergibt, so müssen sie beide gleichlautende Wörter für identisch gehalten haben, entsprechend dem Sprachgefühl der späteren Griechen. Plinius (35,6) scheidet die Farben in austeri und floridi und rechnet zu den letzteren minium, armenium, cinnabari, chrysocolla, indicum und purpurissum. Auch ἄνθος οἴνου, Schaum oder Kahm des Weines, wurde flos vini übersetzt, und überhaupt wurde flos für mancherlei Ansätze z. B. (flos niger an kupfernen Kesseln Plin. 35, 24) gebraucht, wo das vorschwebende ἄνθος nur Schmutz bedeutet haben konnte.

38 (S. 162.) Daher z. B. tirás, vorbei, aber purás, voran, deren analoge Bildung aus einer Verwendung wie tiraskṛi, vorbeilassen, puraskṛi, voranlassen, deutlich wird. Ebenso purú, πολύς, viel u. a., wo auch die Stellung vor r und l von Einfluß zu sein scheint. Solche secundäre Vocale dulden sogar die im Sanskrit durch die folgende Consonantengruppe geforderte Dehnung, wie tîrṇá, übergesetzt, pûrtá gefüllt (von prî, piparmi, πίμπλημι), vûrṇá (von vrî, wählen). Hierher gehört vermuthlich auch ûrdhvá, hoch, Zend ĕrĕdhva, ὀρθός, arduus. Juvan, jung, comp. javîjas, goth. juhiza erklärt sich aus einer Grundform jĕhv-án, jáhvîjas, (vielleicht verwandt mit: ἥβη), wie mṛidú comp. mrádîjas, dîrgha (für dĭrgha) c. drâghîjas (vgl. Benfey kurze Sanskr. Gramm. S. 319 Note 10), prîja c. prejas (f. pra-îjas), sthĭ-ra c. sthejas (f. stha-ijas), sthûra (f. sthĕv-ra) c. sthavîjas. — Die deutsche Schwächung des a in i und u befolgt zwar im Einzelnen andere Gesetze, ist aber an sich ebenfalls nichts als Uebergang in Halbvocale. Daß der Ablaut nicht als Flexionsmittel entstanden, sondern im Ganzen genommen nur verschiedentliche Form des Vocalverlustes wegen ursprünglichen Wechsels der Tonstelle ist, kann kaum bezweifelt werden. — In den Veden sind, wie das Versmaß lehrt, häufig ungeschriebene Halbvocale zwischen Consonanten zu sprechen, die später zu untrennbaren Gruppen verwachsen sind, z. B. pitĕraus, der beiden Eltern, statt pitros, indĕras, Indra.

39 (S. 162.) Behandlung accentloser Vocale im Indogermanischen, Tibetanischen, Semitischen. — In pitâ, Vater ist die erste, in páter die zweite, in Júpiter sind beide Silben um den

vollen Vocal gekommen, alles wegen Accentverlustes. Der halbe Vocal tritt hier in Form eines ĭ (ĕ) auf; noch weiter geht die Schwächung des Stammvocals in ptâ, welches in dem ältern Zenddialecte der Gatha's („Lieder") das sonstige patâ vertritt. (S. Haug, die Gatha's des Zarathustra II, S. 227.) Das Neupersische hat die volle Form padar; das Afghanische hat daraus, nach Ausfall des ersten Vocals, plar gemacht, unter Veränderung der Gruppe pd in pl. Dies bietet einen sehr lehrreichen Fingerzeig für die Entstehung der tibetanischen Gruppen, die Lepsius in seiner schon (Anm. 31) angeführten Abhandlung ebenso erklärt, indem er zu den jetzt brdzun, bsdams, rnams, bsgrags geschriebenen Wörtern ältere Formen bardzún, basdámas, ĕrnámas, basgrágas voraussetzt. Er erklärt zugleich auf ungemein sinnreiche Weise die Töne oder Modulationen, wodurch sich die einsilbigen Sprachen auszeichnen, und die sie bei sonstiger Gleichheit in den Consonanten und Vocalen zur Unterscheidung von Worten benutzen, als Reste ursprünglicher Mehrsilbigkeit mit verschiedener Accentstelle. Demnach ist ihm die chinesische Sprache eine zur Einsilbigkeit erst herabgesunkene; er untersucht statistisch den Fortschritt der englischen Sprache nach der gleichen Richtung, und findet ihn in tausend Jahren größer als im Tibetanischen. Was das Semitische betrifft, so gehört Vocalverlust in großem Maßstabe schon der Zeit vor der Sprachtrennung an; am Weitesten geht darin das Aramäische. Innerhalb des Hebräischen ist bei Accentverlust die Verwandlung des Vocals in einen Halbvocal, der vor silbenschließenden Consonanten in ĭ übergeht, sehr gewöhnlich. Aber auf der anderen Seite hat das Hebräische der einreißenden Vocalarmuth durch eine sehr eigenthümliche Reaction Einhalt gethan. Das Gesetz, das sich durch dieselbe herausgebildet hat, ist dies: in unbetonten Silben darf, wenn sie geschlossen sind (d. h. mit einem Consonanten enden), kein langer, wenn sie offen sind, kein kurzer Vocal stehen. Dieser kurze Vocal nun, anstatt immer auszufallen, wenn der Ton fortrückt, hat zwei Auswege eingeschlagen, um sich zu erhalten. Er wird nämlich entweder verlängert, aus keinem anderen Grunde, als weil er kurz zu schwach wäre, um an unbetonter Stelle ausharren zu können. Hieraus erklärt sich u. A. das von Ewald sogenannte „Vortonkamez", d. h. langes â, welches in Silben vor dem Wortaccent da steht, wo man Kürze des Vocals oder dessen Wegfall hätte erwarten sollen. Das zweite Mittel, den kurzen Vocal zu erhalten, ist Verdoppelung des folgenden Consonanten, wodurch die offene Silbe zur geschlossenen wird. Aus diesem Grunde sagt man von gâmál, Kameel, in der Mehrheit gĕmallîm (für gămălîm), neben mĕschâlîm (für măschălîm) Sprüche, von mâschál. Dies Verfahren ist von allen das seltenste; es scheint von der Verlängerung verdrängt worden zu sein, weil und seitdem Verdoppelung nicht für alle Consonanten zugelassen

ward. Man hat die Formen hinniach, hanniach u. s. w. neben hêniach, hâniach, (die übrigens in der Bedeutung etwas abweichen), aus Doppelwurzeln zu erklären versucht: sie sind nur differenzirte Abänderungen von hĭniach, hăniach. Man vergleiche noch chaj lebend, Mehrheit chajjím, chajjót, châjót (2 M. 1, 19; nicht von einem vermeintlichen châjeh); chajjáh (für chajvah) Thier, mit chajtó; óséh, thuend, ótéh, verhüllend, homéh, lärmend, (für ósíh u. s. w.), fem.: ósáh, ótĕjáh, homijjáh (sämmtlich für: iháh oder ijáh); und das hebräische schâmájim mit dem chaldäischen (nach hebräischer Art punctirten) schemajjá. Hieraus ergibt sich denn auch, warum proklitische Wörtchen mit kurzem Vocal wie măh, zĕh, den Auslaut des folgenden Wortes verdoppeln oder den Vocal verlängern, oder endlich einen selbstständigen Accent annehmen müssen. Die untrennbaren Partikeln bă, in, kă, wie, lă, zu, werden in der Regel bĕ-, kĕ-, lĕ-; aber mit Flexion und kurzen Partikeln: bâhém, bamméh, kamméh, lâzéh u. s. w. Die Verdoppelung des Anlautconsonanten nach dem Artikel findet also ihre volle Erklärung, wenn man als dessen Urform hă annimmt, ebenso wie der ehedem sogenannte Ersatz der Verdoppelung durch Verlängerung vor Buchstaben, die nicht verdoppelt werden können. Die Fragepartikel hă hat im Gegentheile ihren Vocal eingebüßt; aber wo die Halbvocale lautgesetzlichen Schwierigkeiten begegnen, tritt der kurze Vocal hervor, der alsdann wieder, ganz wie der Artikel, Verdoppelung des folgenden Consonanten erfordert, und wo diese gehindert ist, auch verlängert werden kann. — Auch in dem „vav conversivum futuri“, haben wir nur die Grundform der Partikel vă, und, vor uns, mit Erhaltung der Kürze unter denselben Bedingungen. Die etwas emphatische Bedeutung hat den Vocal erhalten, der in der schwächeren Partikel nur unter tonisch besonders günstigen Verhältnissen durch Verlängerung (vâ) erhalten bleibt. Die Ausführung des bis jetzt nicht richtig erkannten Gesetzes der Behandlung alter Kürzen nach seinen Einzelnheiten ist hier unmöglich; es sei daher nur noch an die Aehnlichkeit desselben mit der doppelten Art erinnert, wie im Neuhochdeutschen umgekehrt die betonten alten Kürzen durch Verlängerung des Vocals vermieden oder durch Verdoppelung des folgenden Consonanten gerettet werden sollten, z. B. in nehmen, nimm, aus nĕmen, nĭm.

40 (S. 162.) Benfey in seinen unschätzbaren beiden Sanskritgrammatiken hat nicht nur überall den Accent berücksichtigt, sondern auch eine Menge von Spracherscheinungen aus demselben in seiner vorliegenden oder zu erschließenden älteren Form erklärt. Corssen („Ueber Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache“ Leipzig, 1858, 2 Bde.) weist scharfsinnig aus den vocalischen Zuständen des Lateinischen ein älteres Accentuationsgesetz nach, das dieselben ungezwungen

und oft überraschend erklärt. (S. bes. II, 321 ff. und über ältere griechische Betonung 362 ff. — Vgl. auch Dietrich, „zur Geschichte des lateinischen Accentes" Zeitschr. I, 543.)

41 (S. 166.) „Guna." — Das Verhältniß von i zu ai (ê) und âi, und von u zu au (ô) und âu würde demnach dies sein, daß der sogenante Gunavocal der ursprüngliche gewesen, von dem nach beiden Seiten, durch Ausfall des a eine Schwächung, durch Verlängerung desselben eine Steigerung („Vriddhi") ausgegangen wäre. Den Versuch des Nachweises durch die Formen, wo nach der Auffassung der Sanskritgrammatik Guna eintritt, muß ich mir für einen anderen Ort vorbehalten. Die indischen Grammatiker sind ohne Zweifel darin consequenter als die moderne Sprachwissenschaft, daß sie nicht nur ar und al, sondern auch a als Guna, und â als Vriddhi auffassen. Betrachten wir, vom historischen Standpunkte, ar, al, a als ursprünglich, so müssen wir naturgemäß von av und aj dasselbe annehmen. Die Stämme dṛç und diç, sehen und zeigen, lassen eine Vergleichung zu; ebenso δέρκομαι und δείκνυμι: es handelt sich in dem einen Falle um Uebergang der Vocale i und ṛi, im anderen um den der Halbconsonanten r und j in einander. Aber wenn dik und dark als Wurzelformen angenommen werden, so bietet sich weder für das eintretende r, noch für den Vocalwechsel eine genügende Erklärung. Ebenso ist es mit den Doppelformen gêha und gṛiha, Haus, gai und gṛî singen, woneben gir, Stimme. Πῆχυς sskr. bâhu, bhuǵa, βραχίων, sämmtlich Arm bedeutend, ferner Bogen und sanskr. bhuǵ, biegen, führen auf folgende dem gothischen biugan, baug, entsprechende Wurzeln: bhâh, bhuh, bharh. Lottner hat (Zeitsch. IX, 319) groß mit grandis zusammengestellt, unter Hinweis auf den in den slavischen Sprachen häufig vorkommenden Wechsel zwischen an und u. Ebendasselbe hat für das Sanskrit Kuhn an ubhau ἄμφω und andern wichtigen Beispielen nachgewiesen („Wechsel von aṃ und u im Sanskrit" Beitr. I, 355.) Dies sind also Uebergänge von r und n in v, ähnlich denen des r in l oder umgekehrt, die in den indogermanischen Wurzeln so häufig sind. Vergleichen wir Wurzelgruppen wie bhag (ἔφαγον), bhuǵ (praes. bhunaǵmi), genießen, lat. frug (fruor), fung (fungor), deutsch brauchen und and-bahts, Amt (Function); oder: bahu, viel, banhîjas, mannigfaltiger, παχύς, engl. big, groß, dick, bṛihant, groß, ossetisch barzond, hoch (Böhtlingk, Sanskrit-Chr. S. 374), deutsch Berg, (also die Wurzeln bhah, bhanh und bharh): so kann man zweifeln, ob nicht die kürzeren Formen mit a die ursprünglichen, und ar, au, wie an, durch Einfügung (Infigirung) gebildet seien, wo denn z. B. dark, daik ebenso auf dak-ra, dak-ja zurückgeführt werden könnte, wie jung (junaǵmi) auf jug-na. — Anderer Art sind die von Grimm (Berl. Abh. 1845) behandelten Diphthongen,

die durch Wegfall eines zwischenstehenden Consonanten (z. B. hauen aus hagwen, a. a. O. S. 196) oder durch Entartung eines Consonanten entstehen (z. B. Baum, goth. bagms ebd. S. 191, Maid neben Magd, sanskr. nedischtha, nächste, von der Wurzel nah, Benfey k. Sanskrit-Gr. S. 319 Note 1). Daß die Diphthonge niemals aus Steigerung von i und u entstehen, soll nicht gesagt sein: wir haben deutliche Beispiele derselben in Dauer, Mauer, Wein u. s. w., und die sanskritische Vriddhi ist gewiß, wie es mit solchen einmal in Gang gekommenen Flexionsmitteln zu gehen pflegt, meistens direct aus den einfachen Vocalen vorgenommen worden, z. B. in jauvana, Jugend, aus juvan, jung; aber derlei Bildungen sind bekanntlich sehr späten Ursprungs, speciell sanskritisch und auf anderweitige Analogien gegründet, wie: daivja, göttlich, aus deva (däiva), gaus Kuh, aus go. — Die Entstehung von i, u aus ja, va ist in vielen Fällen unbestreitbar. Niemand bezweifelt, daß die sogenannten starken Casus, wie der Accusativ pratjancam, ursprünglicher als die schwachen, wie der Genitiv pratîcas, sind; die Endung anc, wärts, (mit vorausgehendem i: ianc, îca, îka) ist wahrscheinlich dieselbe wie in den lateinischen antiquus, posticus, propinquus, longinquus; im Griechischen ist πέριξ und περισσός mit parjanc verglichen worden, denen auch μέτασσαι, die mittleren, entspricht. Vielleicht ist unser vieldeutiges ing, ung, litthauisch ininkas, nichts anderes. Ja man kann versucht werden, die Endungen ça und ka, κος, cus, g, ig, ebenfalls damit in Verbindung zu bringen, wie z. B. in König die Endung ig aus ing verstümmelt ist. — Aus ṛitu, heilige Zeit und jaǵ, opfern, wird ṛitviǵ, Priester. — Die Locativendung su (von Bopp mit σι identificirt) ist, wie das Zend beweist, aus sva entstanden; die Endung συνη hat Aufrecht (Zeitschr. I, 481) aus tvanam erklärt. Urú, εὐρύς, weit, comp. várîjas muß aus vĕrú entstanden sein; ebenso gurú, βαρύς, schwer, aus gvĕrú, comp. gárîjas (für gvarvîjas). Die Endung us, υς, lat. vis (d. i. vĕs) ist eigentlich vas, wie ihre Verwandtschaft mit ras zeigt: man vergleiche αἰσχρός, αἰσχίων wie ἡδύς, ἡδίων, (und ähnliche im Sanskrit), νεκρός und νέκυς, Zend naçusch, Todter, beides aus nakvas (gothisch navis und naus). — Das Verhältniß von au zu u ist also eigentlich dies: ava verliert seinen Endvocal, und wird avĕ, av, au; va verliert seinen Endvocal und wird vĕ, v, u, oder ava verliert beide Vocale und wird ĕvĕ, v, u. So wird z. B. im Sanskrit avavacam zu avôcam ich sagte, d. i. avavcam, von vac, wie im Griechischen ἔτετμον von τεμ; dagegen vakta wird ukta, gesagt, und von tasthĭva-ns, stehend, ist der Genitiv tasthu-schas. Die Analogie mit semitischen Vorgängen ist um so größer, als dort neben der mit den Consonanten qvm geschriebenen, qaum, qôm, qûm gesprochenen Wurzel ein qâm d. i. qa'm (aus qaám) sich findet, ganz wie wir oben die

Wurzel bhâh neben bhuh gesehen haben. Der Uebergang von ai zu î im Semitischen ist nicht nur in streng grammatischen Fällen gewiß (z. B. hebr. schîtó, îró von schájit, ājir neben bájit, bêtó), sondern dasselbe beweist für die so ausgedehnt gebrauchte Endung î (z. B. der Zahlwörter) die aramäische Form aj, für kî, wie, denn, das arabische kaj. (S. auch Anm. 204.) — Daß im Sanskrit aus i, u vor ungleichen Vocalen j, v werden muß, steht mit der Unursprünglichkeit jener Vocale keineswegs in Widerspruch. Es ist aus der Vedensprache durch Prosodie und Accent (Benfey Sama-Veda Einl. LV, f. Sanskritgr. S. 6) bewiesen, daß svar Sonne, Himmel, ehedem súar gesprochen ward; aber dies geht wieder aus einem verlorenen savar hervor, und in dem abgeleiteten sûrja, Sonne, einen Schritt in dem Vocalisationsproceß weiter; die erstere Form legt Benfey (Or. und Occ. I, 285) dem gothischen savil und lat. sol, die letztere dem griech. ἥλιος, nebst Sonne, zu Grunde. Divás des Himmels (Διός), dívas die Himmel, Dativ djúbhjas zeigen zunächst auf einen Stamm diu (vgl. Diespiter, Jupiter): aber schon der Nomin. sing. djaus (Ζεύς) führt auf djav, und vereinigt sich mit deva, himmlisch (aus dajv), um ein ursprüngliches dajav erschließen zu lassen. (In Ζῆνα steht ν vermuthlich für v, s. o. und Anm. 24.)

42 (S. 168.) Παππάζουσι χῆνες, sagt Pollux (5, 90) und ich kann nicht glauben, daß Homer Il. 5, 408 an „Papa rufen" dachte, und etwas anderes sagen wollte als: „Kinder werden ihn nicht anlallen." Für das Lallen der Kinder wird das Wort auch von späteren Dichtern gebraucht.

43 (S. 172.) Widerspruch der Principien der Assimilation und Dissimilation. — Man kann eine Dissimilation in dem Verfahren der Griechen bei Verdoppelungen wie Βάκχος oder in Apfel finden; doch lassen sich diese Vorgänge auch anders erklären. Assimilation zwischen Lauten, die nicht unmittelbar auf einander folgen, findet in den deutschen Brechungs- und Umlautgesetzen als bloße Anähnlichung statt. Dagegen haben die finnisch-tatarischen Sprachen ein zum Theil sehr feines Vocalharmoniegesetz, wobei nicht die Vocale der folgenden Silben auf die vorangehenden, sondern umgekehrt, und allerdings zuweilen bis zu vollkommener Gleichheit wirken. Ganz entgegengesetzt ist es, wenn z. B. in den spätern biblischen Büchern der Name Josua in Jesua (Ἰησοῦς) verändert ist, um nämlich die verwandten Vocale o und u, die in der semitischen Nominalbildung nicht in demselben Worte verwendet werden, auch in dem zusammengesetzten Eigennamen (wahrscheinlich s. v. a. „Gotthelf") nicht in zwei aufeinanderfolgenden Silben bestehen zu lassen. Ebenso ist der Name Jehu (für Jo-hu) zu erklären. Besonders das Arabische liebt klangreichen Wechsel der Vocale und stellt daher z. B. dem ragulûna, Männer, ragulîna, der Männer, gegenüber: ragulâni, zwei Männer, ragulajni, zweier Männer.

44 (S. 175.) Einen noch weiteren Fortschritt in der Milderung des Lautes stellt ἀνθηδών, Biene, dar, welches zugleich an ἄνθος Blume erinnern sollte, aber durchaus nicht von ἀνθρηδών getrennt werden darf. Die Aehnlichkeit mit der Wurzel φρ̣εμ ist hier bis auf die letzte Spur verschwunden, so sicher die Uebergänge auch sind, die bis auf sie zurückleiten.

45 (S. 178.) Alter des b; urgriechische und slavische Palatalen. — Auf dem Gebiete der neuindischen Sprachen (Bengali, Hindostani) sehen wir das b weiter um sich greifen und das v verdrängen. Ueber seine Unursprünglichkeit im Anlaute indogermanischer Wörter kann kaum ein Zweifel sein. Aber im In- und Auslaut gibt es Fälle, die die Annahme eines ursprünglichen b nicht als unwahrscheinlich erscheinen lassen. Welche vorgermanische Form ist für hlaupan laufen, vairpan werfen, hilpan helfen, greipan, greifen, slepan schlafen, sliupan schlüpfen, hrôpjan rufen, skapjan schaffen, skip Schiff, hups Hüfte, hniupan brechen (kneifen), raupjan raufen, vorauszusetzen? welche für die angelsächsischen stapan gehen, (engl. step Stapfen), heap Haufen, hopian hoffen, für altnordisches gapa gaffen, und überhaupt für das p der ersten deutschen Verschiebungsstufe? Gesetzlich könnte nur ursprünglichem b altgermanisches p und hochdeutsches f entsprechen. Bickell (Zeitschr. XIV, 425 ff.) nimmt in solchen Fällen Wurzeln mit b an, Graßmann (XII, 106) eine harte Aspirata ph, die im Germanischen zu p verschoben sei. Für die erstere Ansicht sprechen besonders turba, Schwarm, verglichen mit thaurp, Dorf, labrum mit (dem eigentlich niederdeutschen) Lippe, hochdeutsch Lefze, und κάνναβις, altn. hanpr, Hanf, das aber schwerlich etwas anderes als Entlehnung ist. Von sonstigen Vergleichungen sind kaum die folgenden sicher: zu werfen ῥιφή und ῥιπή; zu greifen, sanskr. grabh, wovon rabh, labh und λαμ̣βάνω wohl nicht zu trennen sind; Schiff zu σκάφος; mit schlüpfen vergleicht ferner Bickell lubricus, schlüpfrig. Apfel ist russisch jabloko, aber vielleicht bloß entlehnt. Schlürfen scheint zu ῥοφέω, sorbeo zu gehören. Ueberall, wie es scheint, genügt f als entsprechender Grundlaut, aus dem gothisches p doppelt verschoben sein müßte. Die litthauische Doppelform gelb und szelp, helfen (Lottner, Zeitschr. XI, 181) gibt keinen Aufschluß und läßt Entlehnung vermuthen. In manchen der oben angeführten Wörter mögen Lippenlaute aus Kehllauten entsprungen, in anderen die Tenuis durch besondere Umstände, wie ursprüngliche Verbindung mit s (man vgl. engl. grasp, greifen), zu erklären sein; aber der Mangel der zu erwartenden nichtgermanischen Analogien für die meisten dieser Wörter ist immer auffallend, und scheint auf Vermeidung eines einst vorhandenen b als seine Ursache zu deuten, welches indessen seinerseits in den

betreffenden Wörtern sehr wohl wieder aus f hervorgegangen sein könnte. Ueberhaupt würde der Umstand, daß die labiale Media im Inlaut ein höheres Alter aufweist als im Anlaut, dafür sprechen, daß sie nur der Zerstörung eines anderen Consonanten, wie sie vor Allem im Inlaut stattfindet, ihre Entstehung verdankte. — Von den Palatalen des Sanskrit, welche unbestritten junge Laute sind und ein geringeres Alter als die deutsche oder lateinische Sprache haben, kann es fraglich sein, ob nicht das Griechische wenigstens an den Anfängen ihrer Entwicklung Theil genommen habe; daß z. B. aus *πεκ-ιω πέττω* oder *πέσσω*, aus *ἡκιων ἥττων*, *ἥσσων* aus *ἐλαχιων ἐλάττων*, *ἐλάσσων* wird, unter denselben Umständen, wie *κραγιω κράζω*, *μεγιων μείζων*, und daß zugleich aus *ἐρετιω*, *κρετιων*, *βαθιων* ebenso *ἐρέσσω*, *κρείττων* oder *κρείσσων*, *βάσσων*; und aus *ἑδιομαι*, *σχιδιω*, *πεδιος ἕζομαι*, *σχίζω*, *πεζός* wird, erklärt sich leicht, wenn wir einen Uebergang kj, tj, tsch; gj, dj, dsch auch der urgriechischen Sprache zuschreiben, den aber das Griechische durch die Milderung, die es den Zischlaut sch überall erfahren ließ, modificirte, so daß von dsch nur ζ, ds oder weiches s, von tsch nur ein durch Assimilation verstärktes t oder hartes s zurückblieb. Auch entspricht in *τέτταρες*, *πέντε*, *τί* ganz deutlich *τε* (aus tja) dem sanskritischen ca und *τι* dem ci; tj, kj sind hier aus kv hervorgegangen. Beispiele für ζ, wo ihm in denselben Wörtern dsch entspricht, sind im Sanskrit weniger sicher (vielleicht *ζῆλος*, Eifer, von sanskr. ǵval, brennen); nur tsch scheint vor der Trennung in einigen Wörtern festgestanden zu haben. Im Anlaute entspringt ζ aus dj, j; doch auch aus gj, gv, wie die Dialektformen *ζέλλω*, *ζέρεθρον* für *βάλλω*, *βάραθρον* beweisen. Die Verwandlung von kj in t ist übrigens der des kv in p ganz analog. Aspiraten der Palatalklasse waren auf der ariohellenischen Stufe, wie *θάσσων* aus *θακιων* zeigt, keinesfalls ausgebildet. — Die Palatalen der slavischen Sprachen werden von Bopp und Schleicher für selbstständige Bildungen erklärt. Aber das Zurückbleiben des Litthauischen scheint mir dafür nicht ganz beweisend zu sein, da sich ein Verharren auf alterthümlicherem Standpunkt auch dialektisch, als bloße Ausschließung, zuweilen findet. Die Uebereinstimmung von slavischen Wörtern wie tschetyre, vier, znaju, kennen, shîvu, leben, mit sanskr. catur, ǵnâ, ǵîv möchte ich nicht für zufällig halten; besonders bei der dem Griechischen so ganz ähnlichen Verwendung in der Conjugation, wo shu aus gju, dju, und tschu aus kju, tju entsteht, und der Steigerung, wo ebenfalls Stämme auf g und d den Comparativ auf she, und solche auf k und t ihn auf tsche bilden. Wie in griechischen Dialekten ζ neben *β*, so steht z. B. das russische sheludj, Eichel, neben *βάλανος*, glans, aus einer Grundform gvalandi. Während die slavischen Sprachen, ebenso wie Sanskrit und Zend, nach dem Muster der vielleicht sehr kleinen

Anzahl gemeinsam ausgebildeter Fälle selbstständig weiter gingen, unterdrückte das Griechische nach seinem besonderen Geiste auch diese schwachen Keime wieder. Was das sch betrifft, das im Sanskrit in gewissen Stellungen anstatt des s eintritt, so scheinen die Wörter in denen κτ dem sanskritischen ksch entspricht, es enthalten, und auf ähnliche Weise wie tsch ersetzt zu haben; und vielleicht läßt sich κέρατος neben κέρασς u. ä. (wo freilich das Sanskrit sein sch nicht anwendet) ebenso erklären.

46 (S. 179.) Vgl. Tindall, a grammar and vocabulary of the Namaqua-Hottentot language (Capetown) S. 11 ff. Was das Fehlen der Mediae im Chinesischen betrifft, so macht Lepsius (Berl. Abh. 1860, S. 461, 469) aus den Dialekten und der von Indern herrührenden Aufstellung der Laute wahrscheinlich, daß dieser Mangel nicht ursprünglich, sondern als Lautverlust aufzufassen sei.

47 (S. 184.) Stellung der Griechen unter den Indogermanen. Ariohellenische Urzeit. — Ich gehe von der Ansicht aus, daß Griechen, Inder und Iranier nach der Trennung der übrigen indogermanischen Völker vereint geblieben, und daß aus dieser Dreiheit von Stämmen die Griechen zuerst ausgeschieden, also nach den Iraniern am nächsten mit den Indern verwandt sind. Man war bis vor Kurzem ausschließlich, und ist noch immer vorwiegend der Meinung, daß Griechen und Italier eine besonders eng verwandte Gruppe innerhalb der indogermanischen Völkerfamilie bildeten. Das subjective Gewicht der früheren Kenntniß dieser Verwandtschaft zu einer Zeit, wo von einer weiteren indogermanischen noch keine Ahnung vorhanden war, sowie der geschwisterlichen Stellung, die die beiden classischen Sprachen in unserem Jugendstudium einzunehmen pflegen, vereinigt sich mit der wirklichen Uebereinstimmung in Lebensweise und Literatur zu Gunsten jenes Vorurtheils. Aber die Uebereinstimmung erklärt sich reichlich aus der ununterbrochenen, gewaltigen und uralten, sowohl directen als indirecten Einwirkung, besonders der italienischen Griechen auf die Römer. Daß diese Einwirkung der Bekanntschaft mit der Literatur vorausging und überhaupt viel tiefer als eine bloß literarische sein muß, ist nachgewiesen. Die frühe Verbreitung der griechischen Heroensage geht aus den im Munde des Volks umgebildeten Namen Hercules, Aesculapius, Pollux, Ulixes (Mommsen, röm. Gesch. S. 133) u. a. hervor; die Sage von Aeneas und der Gründung Alba's ist älter als die lateinische Literatur: denn Fabius Pictor erzählte sie schon (Diodor bei Euseb. chr. I, 46.), und Fabius Pictor schrieb griechisch. Die lateinische Sprache wagte erst nach den Zeiten des zweiten punischen Krieges in Folge des gesteigerten Nationalgefühles mit der griechischen als Literatursprache zu rivalisiren; Cato der Aeltere schrieb zuerst ein lateinisches Geschichtswerk. Die eindringende griechische Bildung verdrängte keine einheimische, sondern schuf vielmehr

erst eine solche. Die sibyllinischen Bücher waren in griechischen Hexametern geschrieben, und der Versuch, den Namen Sibylle aus dem Lateinischen zu deuten (M. Müller's Vorl. I, 3. Vorl. Anm. 24) möchte bei einem Worte, das sich bei Plato (Phädrus p. 244) und Aristophanes findet, kaum zulässig sein; es ist eine griechische Bildung wie *Σάβυλλος* (Bürger zu Gela, Her. 7, 154) *Βάθυλλος*, *Φάϋλλος*, *Μίκυλλος*, *Ἵππυλλος*, *Ἀρίστυλλος* und *Ἀρίστυλλα*, *Ξένυλλος* und *Ξένυλλα*, *Μνάσυλλα*, *Κρίτυλλα*, *Νίκυλλα*, *Κτήσυλλα*, *Φείδυλλα* u. s. w. Daß das lateinische Alphabet von den Griechen in Unteritalien und Sicilien entlehnt ist, steht nach Mommsens Untersuchungen fest. Das älteste lateinische Schriftstück, von dem wir wissen, die Gesetze der zwölf Tafeln, wurden nach vorgängiger Untersuchung der griechischen Gesetzgebungen, insbesondere der solonischen, durch Abgesandte, die sogar Abschriften mitgebracht haben sollen, und überdieß unter Mithülfe des Ephesiers Hermodorus abgefaßt. Dieser Hermodorus (er war vermuthlich ein Sohn desjenigen, wo nicht derselbe, den die Ephesier verbannt hatten, indem sie, nach Heraklit, sagten: „bei uns soll sich Keiner auszeichnen; thut es Einer, so gehe er anders wohin") hatte eine Statue auf dem Comitium. (Liv. III, 31. Cic. Tusc. 5, 36. Plin. 34, 11.) Ebendaselbst standen bis zu Sulla's Zeit die Statuen des Pythagoras und Alcibiades in Folge der Forderung des delphischen Orakels im Samniterkrieg, dem tapfersten und dem weisesten Griechen Bildsäulen zu errichten (Plin. l. c. 12.), wobei die Wahl durch die Beziehungen zu Unteritalien und Sicilien bestimmt worden sein muß. Zehn Jahre vor dem tarentinischen Krieg wurde das Bild des Aesculap aus Epidaurus nach Rom geholt. Der römische Volksglaube wußte von keinem Anfange des griechischen Einflusses. Nicht nur sollte schon Tarquinius Superbus das delphische Orakel beschickt haben, Tarquinius Priscus ein Sohn des Corinthers Demaratos gewesen sein, und Numa mit Pythagoras in Verkehr gestanden haben, sondern auch von Romulus und Remus glaubte man, sie seien griechisch erzogen worden (Dion. Hal. 1, 84), und ehe man in Rom Werth darauf zu legen anfing, von griechischem Einfluß unabhängig zu sein, war man Jahrhunderte lang stolz auf eine möglichst enge Verbindung mit Griechenland gewesen. Dieser frühen Einwirkung der Griechen sind Entlehnungen zuzuschreiben wie gubernare, *κυβερνᾶν*, steuern, nausea Seekrankheit u. a. auf Schifffahrt bezügliche Ausdrücke (vergl. Curtius in Abh. der 15. Versammlung deutscher Philologen u. s. w. Hamb. 1856, S. 40—48); ferner aranea Spinne, *ἀράχνη*, und lana Wolle, *λάχνη*, poena, punio, *ποινή*, lancea, *λογχή*; lorica Panzer, formica Ameise, von *θώρηκα*, *μύρμηκα*, also von Accusativen, wie placenta *πλακοῦντα*, turunda *τυροῦντα* (s. Mommsen, röm. Gesch. I, S. 130), und wie im Romanischen. Selbst triumpus, welches man doch wohl für einen ächt

römischen Begriff hätte halten sollen, ist nur der Beiname des Bacchus θρίαμβος, dessen Aufzügen also die römische Sitte des Triumphes nachgebildet ist: das Wort bedeutet zunächst einen Zug, bei dem triumpe gerufen wurde; ein Ruf, welcher, in fünffacher Wiederholung an Mars gerichtet, in dem Liede der arvalischen Brüder vorkommt. Auch persona möchte schwerlich etwas anderes als ein entstelltes πρόςωπον sein. Was dagegen specielle Sprachverwandtschaft betrifft, so hat dieselbe Lottner, („Ueber die Stellung der Italer innerhalb des indoeuropäischen Stammes" Zeitschr. VII, 18 ff., 16 ff.) als ein Vorurtheil bezeichnet, für die italischen Völker ein besonderes Verwandtschaftsverhältniß mit dem celtischen nachzuweisen versucht, als Hauptabtheilung aber einen europäischen und einen asiatischen Zweig des indogermanischen Stammes angenommen. Die Gründe des umsichtigen Forschers für die letztere Behauptung haben meine Ansicht von der engen Zusammengehörigkeit der Griechen und Inder nicht zu verändern vermocht; auch abgesehen davon, daß wir kaum berechtigt sind, die Griechen ein bloß europäisches Volk zu nennen. (Vgl. eine eben dahin gehende Bemerkung von Sonne, Zeitschr. XII, 273.) Ich erwähne nur einige der auffallendsten Erscheinungen, ohne hier den schwierigen, allerdings noch mit mancherlei Dunkelheiten verknüpften Gegenstand zu völliger Entscheidung bringen zu wollen. Das Augment der vergangenen Zeiten theilt das Griechische nur mit dem Sanskrit und den iranischen Sprachen, einschließlich des Armenischen; kann man glauben, daß es in allen anderen Sprachen des Stammes vorhanden gewesen und verloren gegangen sei? Eben dieselben Sprachen stimmen in der Behandlung der Negativpartikel an oder a nahezu überein. Im Verbum vergleiche man τίθημι, ἐτίθην, ἔθην mit dadhâmi, adadhâm, adhâm, oder den reduplicirten Aorist mit der entsprechenden Sanskritform, oder den Unterschied von bharanti φέρουσι, sie tragen, gegen abharan, ἔφερον, sie trugen, sowie überhaupt der Endungen der sogenannten Neben- und Haupttempora, und man wird nichts Aehnliches aus einer europäischen Sprache an die Seite stellen können. Gleiches ließe sich an der Declination und an merkwürdigen Einzelheiten aus der Accentuation zeigen, worüber Bopps „Accentuationssystem" an interessanten Beispielen reich ist. In Betreff der Lautgesetze ist die Vermeidung der doppelten Aspiraten schon allein nahezu entscheidend. Die Behandlung des s im Griechischen ist fast persisch; und wenn sanskritisch-zendischem r oft im Griechischen, wie in den europäischen Sprachen, l entgegensteht, so kommt dies daher, daß r in solchen Fällen nicht der ursprüngliche Laut ist; wie wollte man auch Fälle wie λείχω, lingo, lecken, wo das classische Sanskrit selbst lih und nur der Vedendialect rih hat, anders erklären? In lexicalischer Hinsicht deuten z. B. Gegensätze wie mṛita, amṛita, βροτός, ἄμβροτος, oder âma ὠμός, pakva πέπων,

auf ungemein nahe Verwandtschaft. Unter den Zahlwörtern stimmt çatám vollkommen zu ἑκατόν (ἑ ist = sa, ein); χίλιοι ist aus sa-hasrjam zu erklären (Bopp, Berl. Abh. 1840, S. 208) — man vergleiche die Dialectform χέλλιοι —; mit μύριοι, Zend baevare, würde dieß Gemeinschaft der Zählung bis zehntausend beweisen. Die Uebereinstimmung in dem Gebrauch der Partikeln, namentlich auch ihre Zusammenstellung mit Zeitwörtern, ist überraschend. Schon Rosen macht eine dahin gehende Bemerkung zu Rv. I, 4, 4 über parehi, komme hinzu! von parâ und êmi, πάρειμι. Hier schließen sich denn nun auch die ältesten Zusammensetzungen, besonders mit sa, α, su, εὐ, dus, δυς an, z. B. sagarbha, -bhja, ἀδελφός, -εός, Bruder (Kuhn, Zeitschr. II, 129), δυςμενής durmanas feindlich, svasti εὐεστώ, Wohlsein. Mit welcher europäischen Sprache wäre ein Vergleich möglich wie der zwischen Satjaçravâs und Ἐτεοκλέης? Ueberhaupt ist die Uebereinstimmung in der Mythologie zwischen Griechen und Indern in noch gesteigertem Maße größer. Die ariohellenische Urzeit wird sich in ganz anders bestimmten Umrissen herstellen lassen, als die indogermanische. Wenn wir das indopersische Gesammtvolk nicht ohne ein ziemlich ausgebildetes Staats- und Cultusleben und in gewissem Sinne nicht ohne eine gemeinschaftliche Literatur denken können, so muß den Ariohellenen ein nicht unbedeutender Schatz der Heroensage und selbst Poesie gemeinsam gewesen sein; eine Ueberzeugung, die sich auch aus Westphal's interessanten Untersuchungen „zur vergleichenden Metrik der indogermanischen Völker" (Zeitschr. IX, 437 — faktisch haben sich nur Iranier, Inder und Griechen zur Vergleichung dargeboten —) unwiderstehlich aufdrängt. Der griechische Geist ist unendlich mehr indisch als römisch; er hat seine poetischen und speculativen Keime mit aus der Urzeit herübergebracht. Das griechische Geistesleben scheint dem indischen, abgesehen von dem priesterlichen Elemente, näher als dem iranischen zu stehen, weil die Arier sich mit Bewußtsein, aus doctrinärem Widerspruche von den Indern sonderten. Die Sonnenrosse des Parthenon stehen ihren Urbildern in den Vedaliedern nicht ferner, als der Zeus zu Olympia dem homerischen. Die Römer dagegen trennt von den Griechen ein gewaltiger Gegensatz an Charakter und Geistesanlagen; eine besondere Aehnlichkeit besteht, soweit sie nicht bloß eingebildet ist, nur in aufgetragenen Aeußerlichkeiten.

48 (S. 184.) Jugend der Partikelcomposition. — Wie lose die Partikeln mit den Zeitwörtern noch bei Homer zusammenhängen, geht nicht nur aus ihrer Trennbarkeit, sondern noch mehr aus der Seltenheit der Ableitungen aus zusammengesetzten Zeitwörtern und besonders auch der mehrfachen Zusammensetzungen mit Partikeln (wie ἀνέκδοτος, nicht ausgestattet, δυςάμβατος, schwer zugänglich) hervor. Die indischen Grammatiker betrachten die Verbindung der Präposition

mit dem Zeitwort nicht als Zusammensetzung; doch hat Bopp (vergl. Accentuationssystem S. 88) aus einem Accentgesetz bewiesen, daß die Sprache eine solche Verbindung allerdings als ein Wortganzes ansieht. Unzweifelhaft ist, daß schon die indogermanische Ursprache diese Verbindungen kannte, aber kaum minder, daß sie damals nur feststehende Phraseologien, noch nicht Worteinheiten waren. In der Flexion werden sie überall als getrennte Wörter betrachtet: confeci, retuli kommen nicht von conficio, refero, sondern sind erst aus con und re mit feci und tuli zusammengesetzt. Dieser Satz ist wichtig, weil Partikelcomposition noch häufig selbst zur Erklärung von Wurzeln angenommen wird. Sehr klar hat Curtius (s. Grundzüge der gr. Etym. 2. Aufl. S. 30 ff.) die Unzulässigkeit dieses Verfahrens ausgeführt. Es gibt unter der großen Masse gemeinsamer Wörter schwerlich ein einziges allgemein indogermanisches Compositum. Vidhavâ, vidua, slav. vdova, Wittwe, wird von Bopp, Benfey und Pott für eine Zusammensetzung mit der Bedeutung „Mannlose" erklärt; aber wenn selbst dhava, Mann, ein weniger zweifelhaftes Wort wäre, als es wirklich ist, so sprechen vidhura getrennt, verlassen, verwittwet (das man von der Wurzel dhur abzuleiten pflegt, das aber nur eine Nebenform von vidhava ist), das lat. di-vido, nebst individuus, ungetrennt, das dem viduus ganz gleich gebildet ist, deutlich für eine Wurzel vidh. Viduus pharetra, „des Köchers beraubt," ist nicht eine kühne Metapher bei Horaz; das beweist schon das französische vide. Es ist überhaupt nicht die Art des Begriffes, den speciellen Zustand so logisch per genus et differentiam zu bestimmen. Der Begriff verlassen, beraubt, orbus, geht vielfach in den „verwittwet, verwaist" über. Daher wohl auch privignus von privus, abgesondert, privare, berauben, privatus, der Einzelne; wie hebr. almân, verlassen, verwittwet, almôni ein Einzelner oder Gewisser. So tritt denn vitricus, Stiefvater, ebenfalls hieher. Die Bezeichnung „Stief" hat denselben Ursprung: stiufan ist orbare, (der Eltern oder Kinder) berauben. Zu den ältesten Zusammensetzungen gehören unstreitig die mit der Negation an-, in-, un-; von solchen müssen einzelne Fälle, die als Musteranalogien für alle späteren dienten, schon in der Urzeit existirt haben. Dagegen εὐ, su (d. i. vasu, Zend vohu), ist ein für sich stehendes Wort, und bildet wahre Composita, die nicht der Urzeit angehören. Etwas älter sind die Verbindungen mit sa-, slavisch so-. Das litthauische wieszpatis, Herr, sskr. viçpatis, Herr des Hauses (vom Gotte Agni), ist eine in aller ihrer Vereinzelung höchst merkwürdige Parallele, die auf einen näheren Zusammenhang beider Sprachstämme deutet, als Schleicher zugestehen will (Beitr. I, 11). Man vergleiche damit die Entwickelung der Palatalen (Anm. 45), und in der Declination die Locativendung der Mehrheit (sva, σι), die der ariohellenische Stamm nur mit dem letto-slavischen

gemein hat. — Wenn man sich fragt, worin der Unterschied zwischen Ableitung, die in eine unvordenkliche Zeit zurückgeht, und Zusammensetzung, die sich in der Ursprache der Indogermanen höchstens in Anfängen vorfand, eigentlich bestehe, so kann man sich nicht verläugnen, daß die Sonderexistenz beider Theile kein genügendes Unterscheidungszeichen ist; denn auch Ableitungsmittel müssen eine solche irgend einmal gehabt haben. Das Charakteristische der primären Wortbildung besteht allerdings im Allgemeinen nur in der Beschränkung auf wenige wortbildende Elemente von bestimmter Form, und keineswegs ebenso bestimmter, aber immer den Wurzelbegriff nur modificirender Function; da aber das Indogermanische gar keine Ableitung durch Präfixe kennt, so ist es in diesem besonderen Falle nicht zweifelhaft, daß Verbindungen mit vortretenden Partikeln als Zusammensetzungen aufzufassen sind; sie gehören zu der jüngeren, präpositiven Richtung der Sprachen, die auch die Präposition an die Stelle der Casusflexion (Postposition) gebracht hat.

49 (S. 184.) Scaliger machte diese Bemerkung zu Phrynichi epitome eigentlich nur in Betreff der Zusammensetzung mit Negativpartikeln und mit εὐ gegen Nunnesius, der eine Lesart εὐαγγείλαντα für ἀπαγγείλαντα vorgeschlagen hatte, s. Phrynichi eclogae ed. Lobeck p. 266. Die Erweiterung der Regel nebst der Prüfung etwaiger Ausnahmen (besonders χερνίπτομαι) s. Lobeck's Parerga zu jener Ausgabe, Cap. III. (Vgl. auch Bernays, Joseph Justus Scaliger, Berlin 1855, S. 183.) Diesem Gesetze gemäß konnten die Griechen wohl mit einer Präposition z. B. Epigramma, (v. ἐπιγράφω), aber nicht Telegramma bilden, weil τηλεγράφω unmöglich ist. Neben Telegraph, welches ein zusammengesetztes Nomen ist, würden sie nur Telegraphema gebildet haben, eine Ableitung aus τηλεγραφέω; diese letztere Form wäre nämlich nicht zusammengesetztes Verbum, sondern Ableitung aus jenem zusammengesetzten Nomen. Ebenso würde wohl Diorama altgriechisch sein können, aber kein Panorama.

50 (S. 185.) Das chaldäische d, di, steht natürlich damit nicht in Widerspruch, da es ursprüngliches z ist. (S. Anm. 60.)

51 (S. 185.) Altsemitisches Wortbildungsgesetz. — Gegen die Annahme secundärer Wurzeln im Semitischen entscheidet noch stärker Folgendes: Der ursprünglichen semitischen Sprachform ist selbst Ableitung eines Wortes von einem anderen fremd. Die Semiten bilden keine secundären Wörter wie häuslich, Weisheit, haften, kränzen. Jedes Wort muß unmittelbar von der Wurzel abgeleitet werden. Dies geschieht, wenn der Begriff die Ableitung aus einem bereits gebildeten Wort nothwendig macht (z. B. in äschern), wenigstens der Form nach, und ein solches dem Begriff nach secundäres Wort kann sogar lautlich wieder die Gestalt der Wurzel annehmen. Selbst Ableitungen von Eigennamen

werden zum Theil diesem Gesetze scheinbar unterworfen: von dem Namen der Stadt Medina wird gebildet madanijjun, medinisch, gleichsam von einer fingirten Wurzel madana. Diese auffallende Eigenthümlichkeit der semitischen Wortbildung nimmt stark ab, je mehr die Sprachen zu dem Charakter aller modernen übergehen, welche stets nach möglichst einfacher und leicht ausführbarer Nebeneinanderstellung der Sprachtheile streben. Vereinzelte alte Ausnahmen, das heißt solche, die schon in den ältesten hebräischen Büchern zu finden sind, treffen nur die Außenwerke der Sprache (z. B. Eigennamen); der Zeit vor der Sprachtrennung gehört kein Fall an. Die Semiten müssen also je früher um so stärker den Unterschied zwischen Wort und Wurzel gefühlt, und diese für etwas Einfaches, nicht selbst Abgeleitetes gehalten haben, von dem allein sie, eben um seiner Einfachheit willen, Ableitung zuließen.

52 (S. 186.) Vgl. Pott, „Doppelung (Reduplication, Gemination) als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache" (Lemgo und Detmold 1862).

53 (S. 194.) Siehe hierüber unter Anmerk. 112.

54 (S. 196.) Reif, ahd. reif, goth. raips, Riemen, engl. rope, Seil; reif, ahd. rîf, engl. ripe; Reif, ahd. hrifo, rifo, altn. und agſ. hrîm, engl. rime, in neuhochdeutschen Mundarten auch Reim und Pfreim (Schmeller's bayerisches Wörterbuch I, S. 331, wo eine Erklärung aus be-reimen versucht wird). Die drei Wörter haben wegen des Auslautes, der b sein müßte, keine genauen Analogien in den verwandten Sprachen. Das dritte ist wegen des anlautenden h von Grimm mit κρύος, κρυμός, Frost, κρύσταλλος, Eis, verglichen worden; die Form Pfreim spricht, wenn sie nicht (vgl. Pflaume aus prunum) Entlehnung aus pruina ist, für Verwandtschaft mit diesem Worte, welches außerdem mit frieren zu verknüpfen ist. Das goth. frius, Kälte, entspricht dem κρύος genau genug, wenn wir f aus h entstanden annehmen. Vgl. Diefenbach, goth. W. I, 410. Benfey, W.-Lex. II, 178.

55 (S. 202.) Li-ki, Abschnitt schao-i.

56 (S. 202.) Buch Kue-fung, Lieder tao-jao, han-kuang, kiang-jeu-sse und ho-pi-nung-i. In dem Liede jeu-hu wird der Ausdruck von Lacharme mit „ille vir" übersetzt, wodurch das ganze Gedicht, das Klagen durch den Krieg verwittweter Frauen enthält, seinen Sinn verliert.

57 (S. 203.) Für das gegenwärtige Sprachgefühl der Chinesen ist tschi eine Relativpartikel, ähnlich wie so. Die Entwicklung der letzteren ist nicht weniger merkwürdig. Sie heißt Ort, und wird zunächst für wo, wohin, dann für das Relativverhältniß gebraucht. Der Wortstellung nach zu urtheilen, ist wohl eine verbale Bedeutung für die Partikel vorauszusetzen. Sie folgt dem Hauptworte und geht dem Zeitworte voran, so daß z. B. „Mensch Ort gehen", heißt: wohin der Mensch geht;

„Mensch Ort lieben": was der Mensch liebt, oder richtiger: das von dem Menschen Geliebte (des Menschen Geliebtes); denn so mit folgendem Verbum entspricht oft geradezu einem passiven Particip, ja dem Passiv überhaupt, z. B. so wei, es wird genannt, s. v. a. wei tschi, man nennt es, und infinitivisch: ho so schi (Schott, chin. Sprachlehre S. 92), das von Reihern Gefressenwerden. Die Wandelbarkeit des Gebrauchs der beiden Partikeln so und tschi erhellt aus folgenden Beispielen: shin so, des Menschen Ort; shin so tschi, wohin der Mensch geht (tschi); shin so hao oder shin tschi so hao, was der Mensch liebt; so se tschi shin (a. a. O. S. 90), angestellte Leute; in dem letzten Beispiel ist so das Zeichen des Passivs, tschi das des Particips. — Der durchaus flüssige Zustand, in welchem sich im Chinesischen die sogenannten Formwörter gegen die Begriffswörter befinden, ist eine diese Sprache ganz durchdringende und für dieselbe höchst charakteristische Eigenheit. Besonders bei den Präpositionen pflegen die vollen verbalen Begriffe in Gültigkeit zu sein, so daß z. B. jung die Bedeutungen dienen (jung-shin, Diener), gebrauchen, vermittelst, um zu vereinigt.

58 (S. 207.) Hab. 3, 11., Jes. 38, 14., (Hiskiah's Gebet), Jer. 11, 19, wo die alten Uebersetzungen alluf als Attribut zu Lamm ziehen, und „zahm" oder dergl. erklären, und erst R. Juda ben Koreisch (epistola ed. Bargès et Goldberg p. 6), Dunasch u. A. (s. Raschi z. St. und Ps. 58, 9) die richtige Auffassung fanden. Jes. 38, 14 verglichen mit Jer. 8, 7 zeigt deutlich, daß es nur das fehlende „und" ist, was den früheren Uebersetzern Anstoß erregte. Veraltete und überhaupt grammatisch ungewöhnliche Ausdrucksweise ist eine in allen Literaturen häufige Veranlassung nicht nur des Mißverständnisses, sondern auch der Umdeutung, d. h. unbewußt tendenziösen Deutung der alten Texte.

59 (S. 209.) Griechisches Wurzellexikon. I, 379 ff.

60 (S. 210.) Sa-, ge-; -te, -bam; -anc. Beispiele semitischer Partikelentwicklung. — Benfey, k. Sanskrit-Grammatik §. 150 Bemerk. (S. 72.) Wie verhält sich aber zu dieser Partikel das deutsche ge —? Da man sa, sam, slav. so, su, nicht wohl von σύν, ξύν, dieses aber auch nicht von cum wird trennen können, so ist die deutsche Partikel, wenn man die Aehnlichkeit der Verwendung z. B. in gemein, communis; gakviman, συμβαίνειν, convenire, sangam, zusammenkommen, bedenkt, unzweifelhaft als die germanische Parallele zu betrachten, an welcher es ja auch sonst für jene Partikeln im Gegensatz zu so vielen, wenn nicht allen Vorwörtern dieser Art (ἀνα-, ἀντι- u. s. w.) ganz fehlen würde. Lautlich ist aber die Grundform von ge-, nämlich cha, nur durch Vermittlung von skhva mit den verwandten Formen zu verbinden. Für einen derartigen vollern Anlaut spricht wirklich außer ξύν,

cum, noch ξυνός und κοινός, gemeinsam (also skven- und kvain-); und wenigstens für sv der Reflexivstamm sva, sich, Verwandtschaftsnamen wie Schwester u. A., worüber im 2. Buche. Der Gebrauch der Silbe ge- als Tempus-Augment (welcher eine sehr lehrreiche Geschichte hat), gestattet vielleicht auch das freilich einigermaßen abweichend verwendete ariohellenische Augment a als wurzelverwandt zu betrachten. — Ein anderes ebenfalls sehr altes Flexionselement von ganz durchsichtiger Bedeutung und Entwicklung ist das bei der sogenannten schwachen Bildung unserer Imperfecte dienende te, dessen Entstehung aus that, dem reduplicirten Präteritum von thun, noch in der gothischen Flexion ganz deutlich ist, und uns zugleich den Schlüssel nicht nur für griechische Formen bietet, wie ἔσχεθον, εἴργαθον, ἠγερέθοντο, φθινύθω u. s. w. (Curtius, Grundzüge 2. Aufl. S. 62), und die Aoriste und Future auf θην, θησομαι (Ders. Zeitschr. I, 25), sondern auch für ama-bam, ama-bo (b für f, aber nicht aus fu-, sein, sondern aus dha, thun), und vielleicht sogar für ama-b-ilis, candelabrum (zunächst für candelablum, daher nicht von fero tragen). — Die oben (S. 430) mit ing, ung, ig zusammengestellte Endung anc (für ankv), „wärts", entspringt aus einer Wurzel von der Bedeutung biegen, wenden, woher z. B. das griechische ἀγκύλος, krumm, und das lat. aduncus. — Um auch einige semitische Beispiele zu erwähnen, so hat die arabische Partikel sa, welche Futura bildet, wie sajaktubu, er wird schreiben, noch die gleichbedeutenden selbstständigen Wörtchen saf und saufa neben sich, und heißt also, wie das letzte Wort, „am Ende", von einer Verbalwurzel mit dem Begriff: aufhören. — Aelter ist die Verwandlung des Relativums ascher, welcher, was, wo, in scha, sche, phönizisch isch; die Bedeutung wo geht wahrscheinlich aus Ort (chald. atar, assyr. aschr) hervor (wie im Chinesischen). Ein anderes, und zwar gesammtsemitisches Relativum ist hebr. zû, chald. dî, d, äth. zâ. Im Arabischen ist die Relativbedeutung nur dialectisch; sonst bedeutet dsû (mit folgendem Genitiv): Besitzer, begabt mit. Das Femininum des arabischen Wortes ist dsâtun, die Mehrheit ûlû, und diese letztere beweist schon die Identität mit dem Relativum sowohl, welches im Aethiopischen die Mehrheit ela bildet, als auch die nahe Verwandtschaft mit dem Demonstrativum: hebr. zeh (dieser, aber auch: welcher) chald. dên, arab. dsâ; Fem: hebr. zot oder zo, chald. dâ; Mehrheit: hebr. êlleh, chald. illen, arab. ulaï, äth. elû. Es ist möglich, daß das arabische Substantiv aus dem relativen Fürwort hervorgegangen ist; aber das Umgekehrte ist nicht weniger wahrscheinlich. Die Verwendung des chaldäischen dî als Genitivpartikel (z. B. nehar di nur, Strom von Feuer), die in mehreren semitischen Dialecten ihre Analogien hat, steht ebenfalls zwischen den beiden Gebrauchsweisen in der Mitte, und läßt sich von beiden ableiten.

61 (S. 212.) Journ. Asiat.. 1845, S. 122.

62 (S. 214.) Jakol, einem gewachsen, zu etwas im Stande sein, vermögen, können; dürfen z. B. 1 M. 43, 32. 5 M. 12, 17, auch Klagel. 4, 14: „woran sie nicht dürften, rühren sie mit ihren Gewändern" (nämlich die geblendeten Priester an Blut u. dgl.) — Auch sonst ist die Sphäre des Hülfszeitwortes im Althebräischen auffallend leer. Wörter für sollen und müssen existiren nicht; auch ein Wort für nöthig, wodurch eine Umschreibung zu bewerkstelligen wäre, gibt es nicht; für wollen oder mögen wenigstens kein entsprechendes oder überall brauchbares; sein und werden sind nicht geschieden, haben ist gar nicht vorhanden.

63 (S. 221.) Rémusat (él. de la gr. chin. p. 78) führt an: pu tschî tschî tschî tschî lu, il ne connaît pas le chemin pour y passer. Nur das erste tschî ist hier ein anderes, auch durch das Schriftzeichen geschiedenes Wort; die drei übrigen sind ganz identisch: „überschreiten es des", d. i. des es Ueberschreitens.

64 (S. 223.) Differenziirung romanischer Wörter. — Der Unterschied in dem Anlaute (welcher übrigens wegen des so deutlichen Ursprungs nicht allgemein eingehalten wird), kann bei diesem Worte an dem verschiedenen Alter der Entlehnung liegen. Dinte ist vermuthlich unmittelbar aus dem Lateinischen, Tinte, teinte, aus dem Italienischen entlehnt. Sehr ähnlich verhält es sich mit Gruft, (welches aber mit einer gleichlautenden Ableitung von graben zusammengefallen zu sein scheint,) und Grotte, aus κρύπτη, crypta, Gewölbe. Aufnahme desselben Wortes in zwei verschiedenen Epochen, und in Folge davon in verschiedener Form und Bedeutung, ist eine häufige Erscheinung. Man vergleiche z. B. Ziegel und Tiegel (aus tegula; Wackernagel, die Umdeutschung fremder Wörter 1861, S. 12), Teppich und Tapete, Papier und Papyrus, oder im Französischen confiance und confidence. Neben saison, nach Diez aus statio, besteht ein neueres station. Sotto, sot ist, wie ich glaube, stupidus; dasselbe Wort besteht aber daneben in stupide. Max Müller (Vorl. II, 6. V.) zählt von solchen Doppelformen romanischer Wörter, die auf Verschiedenheit der Zeit ihrer Aufnahme aus dem Lateinischen zurückzuführen sind, aus dem Französischen auf: blâme und blasphème, serment und sacrement, rançon und rédemption, acheter und accepter, chétif und captif, chose und cause, façon und faction, fraile und fragile, on und homme, Noël und natal, naïf und natif, parole und parabole, peser und penser.

65 (S. 255.) Vgl. Dr. L. Lersch, Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an dem Streit über Analogie und Anomalie der Sprache. Bonn 1838, S. 4 u. ö.

66 (S. 256.) Il. 18, 541. 550. 561. 607, neben ποίει 482. 490,

ποίησε 573. 587, ἔτευξε 483, ποίκιλλε 590. — Im Althochdeutschen kommt thun ganz mit denselben Begriffsrichtungen für machen (für welchen Begriff es der eigentliche althochdeutsche Vertreter ist) und für geben vor. (S. Graff V, 209. Schmeller, bayerisches Wörterbuch I, 419. Weigand, Wörterbuch der deutschen Synonymen III, 787.) So bei Isidor: Am Anfang machte (chiteda) Gott Himmel und Erde; also ganz in demselben Zusammenhang, wie 1200 Jahre früher bei Darius. Desgleichen bei demselben Schriftsteller: faciamus hominem, duoemes mannan; me fecit deus, mih deda got. Dann in dem Sinne von „zu etwas machen" z. B. bei Otfried: then blinton deta sehentan; die steina duan zi brote. Gethan für gegeben findet sich noch in später Zeit („Herr, du hast mir zween Centner gethan", s. Grimm, Diphth. 195); für legen oder dgl. gebrauchen noch wir die Wurzel in hineinthun u. ä. Der Stamm dha war also der Ausdruck der Begriffe machen und thun bei dem indogermanischen Urvolk, und ist in den einzelnen Sprachen von jüngeren Wörtern ganz oder zum Theil verdrängt worden, wie karomi, facio, ποιεῖν, machen, weil diese den Sonderbegriff bestimmter bezeichneten, während in dem alten Worte nicht nur thun und machen, sondern auch noch legen, setzen, geben enthalten war.

67 (S. 258.) Neuhochdeutsche Orthographie. — So z. B. Schleicher, die deutsche Sprache (Stuttg. 1860) S. 179. Es ist meistens die Nähe eines Lippenlautes (besonders w) oder eines l, oder beides, was die Annäherung des e an das o in der neuhochdeutschen Aussprache veranlaßt hat. Aehnliches findet im Englischen mit a statt, wo die Aussprache von all, wash sich aus dem gleichen Grunde dem o nähert. Dies ist ein Sprachgesetz wie jedes andere, und darüber zu spotten ist nicht wissenschaftlich. Vgl. die treffenden Bemerkungen R. v. Raumer's in seinen Abhandlungen über deutsche Rechtschreibung (Gesammelte sprachwissenschaftliche Abhandlungen, Frankfurt 1863, S. 107 ff.) gegen ähnliche Anschauungen Weinhold's, wo auch ausgeführt wird, daß wir ebensowenig das o in Mohn, Argwohn, ohne, als jenes ö dulden dürften, ja daß wir einen großen Theil unserer deutschen Flexionen nach demselben Princip als falsch erkennen müßten.

68 (S. 259.) Val. Prob. inst. gramm. p. 1445: „Quidam putant hoc lacte debere dici; sed non legi nisi in Varrone de lingua latina." Nach Lindemann lesen die Codices lacte, aber die dem Probus ausgeschriebene Stelle des Mart. Capella (3, p. 81) zeigt, daß lact die richtige Lesart ist, und auch das folgende, grammaticomastix überschriebene Epigramm des Ausonius bietet dieselbe Form dar:

Vox solita et cunctis notissima, si memores, lac:
Cur condemnetur, ratio magis ut faciat lact?

69 (S. 259.) Wolken 658 ff. Vgl. Lersch a. a. O. I, S. 23.

70 (S. 271.) Gesenius, von den Quellen der hebräischen Wortforschung (vor seinem hebräischen und chaldäischen Handwörterbuch), Anmerk. 84.

71 (S. 275.) S. Spiegel, Commentar über das Avesta (Leipzig 1865) Band I, S. 447.

72 (S. 276.) Çrîvatsa; vergl. hṛidvaktrâvartî çrîvatsakî aus Hematschandra im Petersb. W. âvarta.

73 (S. 276.) Sowohl der Stein als die Locke befinden sich nämlich auf der Brust des Gottes.

74 (S. 276.) Ein häufig besprochenes Wort dieser Art ist geniren, gêne, Qual, aus Gehenna, dem biblischen gê hinnom oder gê ben hinnom, Thal des Sohnes Hinnom's. — Barke, barca, findet sich, wie Diez bemerkt, schon im frühesten Mittellatein, bei Isidorus (7. Jahrh.). Diez macht es wahrscheinlich, daß das Wort aus barica verkürzt sei, und spricht sich für dessen Ableitung von *βᾶρις*, Kahn, bāris bei Properz, aus. Dies Wort nun ist nach Herodot (2, 96) ägyptisch; es bedeutete insbesondere den heiligen Kahn. In einem solchen fährt der Gott der Sonne über den Himmel; denn wie in der plutarchischen Abhandlung über Isis und Osiris bemerkt wird, fuhren Sonne und Mond nach der Vorstellung der Aegypter nicht wie nach der griechischen in Wagen, sondern in Schiffen. Die Darstellung dieser Fahrt in einem Grabgemache zu Biban-al-Muluk wird in Champollion's unsterblichen Briefen aus Aegypten geschildert. „Der Gott Meui steht in der zu der Wanderung des jungen Gottes bestimmten Barke, und hebt die Arme auf, um ihn selbst hinein zu legen. Nachdem das Sonnenkind von zwei nährenden Gottheiten versorgt ist, geht die Barke ab und befährt den himmlischen Ocean, den Aether, welcher wie ein Fluß von Osten nach Westen fließt, wo er ein weites Becken bildet, in den ein Arm des die untere Hemisphäre von Westen nach Osten durchschneidenden Flusses sich ergießt. Jede Stunde des Tages ist auf dem Körper des Himmels durch eine rothe Scheibe, und in den Gemälden durch zwölf Barken oder Bari angegeben, in denen der Sonnengott auf dem himmlischen Ocean mit einem Gefolge, welches jede Stunde wechselt und ihn auf beiden Ufern begleitet, schiffend erscheint.“ (13e lettre, p. 236.) Der ägyptische Name dieser Barke ist vâ (Champ. gramm. ég. §. 87) oder, wie das Todtenbuch sie nennt, vaa-ra, „Kahn der Sonne“ (Lepsius, Todtenbuch Kap. 141, 5. Vorw. S. 15; nach Brugsch: ba, bî und barî). — Das altnordische Wort für Barke, barkr, ist ebensowohl Entlehnung, wie das neuhochdeutsche, und kein Grund, wie Wackernagel thut (s. Diez barca), das Wort an börkr, Borke anzuknüpfen und als ein Schiff aus Rinde zu erklären.

75 (S. 277.) Mabillon et Germain, iter Italicum, Lut. Par. 1724, p. 105 (s. du Fresne s. v. Cicerones). „An. 1685 Oct. Puteoli

antiqua civitas, quo S. Paulus Romam profecturus appetit. Locum adeuntibus sese adjungunt Cicerones, id est locorum monstratores et interpretes. Memini legere apud Gregorium M. Ciceronem monachum Misenatem.“ Der Mönch Cicero steht mit den Ciceronen in keiner Verbindung; es ist in Papst Gregor's Briefen (lib. 4, ep. 34) bloß von einer über ihn verhängten Kirchenstrafe die Rede. Doch sieht man, daß der Name Cicero um das 7. Jahrhundert in streng kirchlichen Kreisen in der Nähe derselben Gegend gebräuchlich war, wo sich im 17. das Wort als Appellativ zuerst vorfand. In der Nähe von Puteoli hatte Cicero sein berühmtes Landgut,

„ . . . . . Academiae celebratam nomine villam“

(Plin. 31, 2), an welches sich das Andenken seines Namens besonders knüpfen mußte, und das auch das moderne „Academie“ veranlaßt hat.

76 (S. 279.) Deutsch gewordene Fremdwörter aus dem Lateinischen. — Aus pannus, goth. fana, Tuch (Fahne). Panier, banière, ital. bandiera, mittellat. banderia, bandum sind nach Weigand aus dem gothischen bandva, Zeichen, hervorgegangen. Eine Beziehung des Begriffes Fahne zu binden halte ich für sehr unwahrscheinlich. Die Schwierigkeit, die das anlautende b macht, ist der Annahme einer Verderbung aus pannus allerdings nicht günstig; doch ist Bube (aus pupus, s. Wackernagel, die Umdeutschung fremder Wörter, S. 21), ebenso behandelt. — Ein ebenso sicher aus dem Lateinischen entlehntes, als dem Aussehen nach deutsch gestaltetes Wort ist Frucht. Ebenso kahl, calvus, gelb, gilvus; vielleicht auch Rad aus rota, Faß und Flasche aus vas und vasculum, Wittwe aus vidua (a. a. O. S. 22. 15. 10), sowie es denn überhaupt gar manche Fälle gibt, wo ein Fremdwort den einheimischen nicht nur sehr ähnlich, sondern wirklich nicht mit Sicherheit als solches zu erkennen ist.

77 (S. 280.) Vielfache Quelle und frühe Verbreitung deutscher Fremdwörter. — Zart, s. Wackernagel S. 24. Die Form charitas ist wohl durch Verwechslung mit χάρις und eucharistia entstanden. — Stolz wird von Wackernagel (S. 12) aus stultus erklärt. — Schon das Althochdeutsche kennt eine große Zahl zunächst aus dem Lateinischen, mittelbar aus dem Griechischen oder noch ferner her stammender Fremdwörter. So z. B. Krabbe, Krebs, chrepazo, krebiz, κάραβος, καραβίδα (acc., s. o. S. 435) und ebendaher Käfer, chevar, und Geziefer, das von dem niederdeutschen zefer, Käfer, nicht wohl zu trennen ist. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß in der ältesten Stelle (Voc. St. Gall.) „locustae, crepazun“ mit locustae nicht Heuschrecken gemeint sind, was Krebs nie bedeutet haben kann, sondern die von Plinius 9, 50 geschilderte Meerkrabbe locusta, bei Aristoteles κάραβος; dies beweist schon die Stellung hinter „pisces fisca.“ — Selbst die Verbreitung

eines Wortes durch verschiedene oder gar alle Zweige der germanischen Sprachwelt schließt Entlehnung nicht aus. Das gothische katils, Kessel, litthauisch katilas, ist auch in den Eddaliedern zu finden, und zwar wie Lottner (Zeitschr. XI, 171) hervorhebt, in den ganz heidnischen Wörtern As-kêtill, Thor-kêtill, Gotteskessel, Thorskessel. Wenn über die Quelle dieses Wortes und sogar über seine Entlehnung gezweifelt werden kann, so ist dagegen tafla, Tafel (ebd.) um so sicherer. Vgl. auch barkr (Anm. 74) und möndull (Anm. 86). — Haben geht durch alle germanischen Sprachen und Dialecte, und doch kann man schwerlich umhin, eine Entlehnung schon des gothischen haban aus habere anzuerkennen, da Verwandtschaft lautgesetzlich unmöglich, Unabhängigkeit aber bei völliger Gleichheit (die gothische Wurzel ist habai = habe) doch gar zu unwahrscheinlich ist. Allerdings müßten hafjan, heben, hafts u. s. w. (auch Haft, haften) davon getrennt und als deutsche Entsprechungen der Wurzel capio betrachtet werden. Für die eigentlich dem habeo entsprechende und verwandte deutsche Wurzel halte ich mit Rapp geben (vgl. exhibeo, praebeo). — Auch die sehr alte Wechselentlehnung von Slaven und Germanen ist von Lottner (a. a. O.) besprochen. Sie hat offenbar, durch viele Jahrhunderte fortgesetzt, unter verschiedenen Völker- und Sprachzuständen stattgefunden. Ueber Petschaft s. Frisch und Adelung. Aus welcher der slavischen Sprachen ein Wort entlehnt ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht immer angeben. Slavisch sind wahrscheinlich auch Schaf und Schöps, obwohl das erstere schon im frühesten Althochdeutschen, sowie im Angelsächsischen vorkommt. Ebenso vielleicht Arbeit aus rabota, obwohl es allen germanischen Dialecten gemein ist. Gränze ist das slavische granitsa; Strahl, eig. Pfeil, das slavische strela. — Rund, rond, aus rotundus; von derselben Wurzel und ebenfalls französisch ist rollen, engl. roll, schwedisch rulla (rouler, ital. rotolare von rota Rad) ein Wort, welches wieder zeigt, wie sehr man sich in den Voraussetzungen von Schallnachahmung irren kann. Romanisch ist auch pflücken, nämlich piluccare, abbeeren, ausraufen, das nach Diez von pilus, Haar, kommt. Andere entlehnte Zeitwörter lateinischen oder romanischen Ursprungs sind: kaufen, kochen, tünchen (v. tunica), impfen, pfropfen, mischen, kosen, plagen, preisen, verdammen, murmeln, ordnen, prüfen, dauern, fehlen, umzingeln, trachten (tractare), und (nach Wackernagel S. 43): tilgen (delere), laben (lavare). — Saq, schon Gen. 42, ist im 5. Jahrhundert vermuthlich durch die Phönicier oder Karthager zu den Griechen gelangt. Laute, portugiesisch alaude, nach Golius das arabische al-ûdu, s. Diez rom. W. liuto. — Ueber Laune s. Schwenck (Wörterb. d. d. Spr.), welcher das finnische luond von luon, bilden, schaffen, vergleicht. Obschon viele deutsche Wörter in früher

Zeit in die finnischen Sprachen gedrungen sind, so gehört doch der Stamm luo, der zu mythologischen Benennungen wie luoja, Schöpfer (Beiname des Sonnensohns, Castren's Vorlesungen über finnische Mythologie S. 9) verwendet wird, gewiß nicht zu denselben. Im Altdeutschen bedeutet lûne Gestalt, woher schwedisch annorlunda, auf andere Weise u. ä.; die Anwendung für Phase des Mondes darf nicht bewegen, das Wort von luna abzuleiten, da dieselbe wahrscheinlich aus dieser irrigen Auffassung hervorgeht, niuui-lûne, Neumond, aber vermuthlich nur nova luna, mit einem wirklich aus luna gebildeten anderen lûne, ist. — Ein merkwürdiges Wort ist Kafiller, nach Adelung „in der anständigen Sprechart einiger Gegenden ein Name des Feldmeisters oder Abdeckers, welcher in der niedrigen Sprechart Schinder genannt wird." Er führt noch an: Kafillerey, Kafillerlehen, Kafillerpreis, und verweist auf das niederdeutsche gleichbedeutende „Filler". Die Vorsilbe ka erklärt Diefenbach (I, 377) für die bekannte althochdeutsche Form für ge. Nun findet sich aber kofiliema, schinden, bei den Tawgy-Samojeden, und da hier kafariema, abreißen, kufu, Haut, daneben steht, auch verwandte Dialecte die Wurzel in den Formen habbar-, kobur-, kobul- zeigen (s. Castren's Wörterverzeichnisse aus den samojedischen Sprachen, bearb. von Schiefner, Petersburg 1855), so kann man, wenn nicht der Zufall sein Spiel getrieben hat, nur an Entlehnung aus dem Finnischen denken. Es ist jedenfalls merkwürdig, daß aus derselben Tawgy-Sprache sich auch das bisher noch unaufgeklärte, bekanntlich erst im 15. Jahrhundert eingeführte Degen (italienisch daga, ungarisch dákos) erklären ließe: tagai heißt dort und im Kamassinischen Messer, was Schiefner (S. XII) mit dem ostjak-samojedischen teaga, Schwert, namentlich Tungusenschwert, in Zusammenhang bringt. — Ueber Zinn aus dem malaiischen timah s. Humboldt's Kosmos II, S. 409; Tombak ist bekanntlich das malaiische tambâga, Kupfer. Uebrigens heißt Zinn auch türkisch tenekeh.

78 (S. 280.) Liv. 7, 28. 6, 20, Ov. 6. Fast. 183. Suid. s. v. *Μονῆτα*. — Aus markata ist wohl auch das englische monkey entstellt.

79 (S. 281.) Vocabularius optimus, Basel 1847, S. 7. Diez rom. W. palafreno. Vgl. die bei Wackernagel angeführten, im Texte zurück gelassenen Stellen.

80 (S. 282.) Voc. opt. S. 44.

81 (S. 282.) Glossarium latino-germanicum med. et inf. aetatis. Francof. 1857, p. 412 (vgl. p. 406).

82 (S. 282.) Pott, etym. Forsch., erste Ausg. II, 111; Diez, s. v. truffe. Die Form auf a ist dialectisch. In dem dem 11. Jahrhundert angehörigen talmudischen Wörterbuche Aruch wird kamhin (pl.) durch das arabische kamâtun, Trüffel, und außerdem (s. v. piṭra, Pilz) durch

teratufli erklärt, wo also e (oder i, hebr. Jod) noch erhalten ist. Truffe ist übrigens ohne Zweifel selbst aus terrae tuber, nicht blos aus tuber zu erklären. Die Bedeutung Kartoffel (nicht Trüffel) hat, wie Diez bemerkt, das neuprovenzalische trufa.

83 (S. 283.) Wortumdeutung. — Ueber Sündfluth und Leumund (v. goth. hliuma, Gehör, verwandt mit Laut), sowie überhaupt die in Rede stehende Erscheinung vgl. Förstemann „über deutsche Volksetymologie" (Zeitschr. I, 1 ff.). — Wachholder, (althochd. wehhalter), mit der für Bäume gebräuchlichen Endung der s. Grimm II, 530. Die mannigfachen Dialectformen (Reckholder, Queckolder, Quäkelbusch, Wachandel, Machandel, Jachantel) machen auch die Erklärung der ersten Silbe aus queck weniger sicher, für die indessen besonders die angelsächsische Benennung cvicbeam (Grimm, kl. Schr. III, S. 131, Anm. 2) spricht: der Name „Lebensbaum" würde den Wachholder als immergrün bezeichnen. — Feldstuhl, ahd. faltstuol, ital. faldistorio, franz. fauteuil, schwerlich von falten. — Blutjung. „Eins alten strûsses junge kind, Die wîl si blut und dennoch blint In dem neste lâgen." (Altd. Wälder II, 53, bei Weigand unter arm, Syn. 179.) Hier ist also „blut (d. i. bloß) und noch blind" der Zustand der jungen Vögel, und blutjung heißt demnach zunächst vom Vogel: so jung, daß er noch keine Federn hat. — Hagestolz gehört dem letzten Theile nach zu Gestalt, veranstalten; es bedeutet eigentlich Diener, Geselle, Gefährte, in welcher Bedeutung mittelhochdeutsch auch stolze vorkommt. Der erste Theil, hag, soll Hof bedeuten. Der neuhochdeutsche Begriff des Wortes geht entweder von dem des nicht verheiratheten Knechtes (Grimm, d. Rechtsalt. 313; Weigand, Syn. 887), der „Hofgenosse" seines Herrn ist, aus, oder es soll nur Bursche, Junge, Junggeselle heißen. — Ich erwähne noch Einöde von ein mit einer Ableitungsendung, nicht zusammengesetzt mit öde; Ehrfurcht, von „erfürchten", gebildet wie „erschrecken"; Hexenschuß, vielleicht von Hechse, im Sinne von coxa, Hüfte. — Ein Wort von sehr eigenthümlicher Geschichte ist Nothstall. Es gibt kein Nothhaus, Nothküche, Nothscheune oder dergl.; in Folge bloßen Mißverständnisses hat man sich der ursprünglich etwas ganz Anderes bezeichnenden Zusammensetzung dem gegenwärtigen Sinne der Bestandtheile gemäß bedient: althochdeutsch heißt notstallo, notigistallo „eng verbundener Gefährte", necessarius.

84 (S. 283.) Wortbildung durch Uebersetzung. „Deutsch." — Umstand s. Max Müller's Vorlesungen II, S. 262 der deutschen Uebersetzung, mit Böttger's Bemerkung. Eine gleiche Kette von einander abhängiger Uebersetzungen trifft eine große Anzahl solcher Composita, und der Sinn deutscher mit Partikeln versehener Zeitwörter muß sehr oft anstatt in dem einfachen deutschen Zeitwort in einem lateinischen Original aufgesucht werden. Ausgeben, herausgeben würde zu mancher

Zeit in die finnischen Sprachen gedrungen sind, so gehört doch der Stamm luo, der zu mythologischen Benennungen wie luoja, Schöpfer (Beiname des Sonnensohns, Castren's Vorlesungen über finnische Mythologie S. 9) verwendet wird, gewiß nicht zu denselben. Im Altdeutschen bedeutet lûne Gestalt, woher schwedisch annorlunda, auf andere Weise u. ä.; die Anwendung für Phase des Mondes darf nicht bewegen, das Wort von luna abzuleiten, da dieselbe wahrscheinlich aus dieser irrigen Auffassung hervorgeht, niuui-lûne, Neumond, aber vermuthlich nur nova luna, mit einem wirklich aus luna gebildeten anderen lûne, ist. — Ein merkwürdiges Wort ist Kafiller, nach Adelung „in der anständigen Sprechart einiger Gegenden ein Name des Feldmeisters oder Abdeckers, welcher in der niedrigen Sprechart Schinder genannt wird." Er führt noch an: Kafillerey, Kafillerlehen, Kafillerpreis, und verweist auf das niederdeutsche gleichbedeutende „Filler". Die Vorsilbe ka erklärt Diefenbach (I, 377) für die bekannte althochdeutsche Form für ge. Nun findet sich aber kosiliema, schinden, bei den Tawgy-Samojeden, und da hier kafariema, abreißen, kufu, Haut, daneben steht, auch verwandte Dialecte die Wurzel in den Formen habbar-, kobur-, kobul- zeigen (s. Castren's Wörterverzeichnisse aus den samojedischen Sprachen, bearb. von Schiefner, Petersburg 1855), so kann man, wenn nicht der Zufall sein Spiel getrieben hat, nur an Entlehnung aus dem Finnischen denken. Es ist jedenfalls merkwürdig, daß aus derselben Tawgy-Sprache sich auch das bisher noch unaufgeklärte, bekanntlich erst im 15. Jahrhundert eingeführte Degen (italienisch daga, ungarisch dákos) erklären ließe: tagai heißt dort und im Kamassinischen Messer, was Schiefner (S. XII) mit dem ostjak-samojedischen teaga, Schwert, namentlich Tungusenschwert, in Zusammenhang bringt. — Ueber Zinn aus dem malaiischen timah s. Humboldt's Kosmos II, S. 409; Tombak ist bekanntlich das malaiische tambâga, Kupfer. Uebrigens heißt Zinn auch türkisch tenekeh.

78 (S. 280.) Liv. 7, 28. 6, 20, Ov. 6. Fast. 183. Suid. s. v. *Μονῆτα*. — Aus markata ist wohl auch das englische monkey entstellt.

79 (S. 281.) Vocabularius optimus, Basel 1847, S. 7. Diez rom. W. palafreno. Vgl. die bei Wackernagel angeführten, im Texte zurück gelassenen Stellen.

80 (S. 282.) Voc. opt. S. 44.

81 (S. 282.) Glossarium latino-germanicum med. et inf. aetatis. Francof. 1857, p. 412 (vgl. p. 406).

82 (S. 282.) Pott, etym. Forsch., erste Ausg. II, 111; Diez, s. v. truffe. Die Form auf a ist dialectisch. In dem dem 11. Jahrhundert angehörigen talmudischen Wörterbuche Aruch wird kamhin (pl.) durch das arabische kamâtun, Trüffel, und außerdem (s. v. piṭra, Pilz) durch

teratufli erklärt, wo also e (oder i, hebr. Jod) noch erhalten ist. Truffe ist übrigens ohne Zweifel selbst aus terrae tuber, nicht blos aus tuber zu erklären. Die Bedeutung Kartoffel (nicht Trüffel) hat, wie Diez bemerkt, das neuprovenzalische trufa.

83 (S. 283.) Wortumdeutung. — Ueber Sündfluth und Leumund (v. goth. hliuma, Gehör, verwandt mit Laut), sowie überhaupt die in Rede stehende Erscheinung vgl. Förstemann „über deutsche Volksetymologie" (Zeitschr. I, 1 ff.). — Wachholder, (althochd. wehhalter), mit der für Bäume gebräuchlichen Endung der s. Grimm II, 530. Die mannigfachen Dialectformen (Reckholder, Queckolder, Quäkelbusch, Wachandel, Machandel, Jachantel) machen auch die Erklärung der ersten Silbe aus queck weniger sicher, für die indessen besonders die angelsächsische Benennung cvicbeam (Grimm, kl. Schr. III, S. 131, Anm. 2) spricht: der Name „Lebensbaum" würde den Wachholder als immergrün bezeichnen. — Feldstuhl, ahd. faltstuol, ital. faldistorio, franz. fauteuil, schwerlich von falten. — Blutjung. „Eins alten strûsses junge kind, Die wîl si blut und dennoch blint In dem neste lâgen." (Altd. Wälder II, 53, bei Weigand unter arm, Syn. 179.) Hier ist also „blut (d. i. bloß) und noch blind" der Zustand der jungen Vögel, und blutjung heißt demnach zunächst vom Vogel: so jung, daß er noch keine Federn hat. — Hagestolz gehört dem letzten Theile nach zu Gestalt, veranstalten; es bedeutet eigentlich Diener, Geselle, Gefährte, in welcher Bedeutung mittelhochdeutsch auch stolze vorkommt. Der erste Theil, hag, soll Hof bedeuten. Der neuhochdeutsche Begriff des Wortes geht entweder von dem des nicht verheiratheten Knechtes (Grimm, d. Rechtsalt. 313; Weigand, Syn. 887), der „Hofgenosse" seines Herrn ist, aus, oder es soll nur Bursche, Junge, Junggeselle heißen. — Ich erwähne noch Einöde von ein mit einer Ableitungsendung, nicht zusammengesetzt mit öde; Ehrfurcht, von „erfürchten", gebildet wie „erschrecken"; Hexenschuß, vielleicht von Hechse, im Sinne von coxa, Hüfte. — Ein Wort von sehr eigenthümlicher Geschichte ist Nothstall. Es gibt kein Nothhaus, Nothküche, Nothscheune oder dergl.; in Folge bloßen Mißverständnisses hat man sich der ursprünglich etwas ganz Anderes bezeichnenden Zusammensetzung dem gegenwärtigen Sinne der Bestandtheile gemäß bedient: althochdeutsch heißt notstallo, notigistallo „eng verbundener Gefährte", necessarius.

84 (S. 283.) Wortbildung durch Uebersetzung. „Deutsch." — Umstand s. Max Müller's Vorlesungen II, S. 262 der deutschen Uebersetzung, mit Böttger's Bemerkung. Eine gleiche Kette von einander abhängiger Uebersetzungen trifft eine große Anzahl solcher Composita, und der Sinn deutscher mit Partikeln versehener Zeitwörter muß sehr oft anstatt in dem einfachen deutschen Zeitwort in einem lateinischen Original aufgesucht werden. Ausgeben, herausgeben würde zu mancher

seiner Bedeutungen gewiß ebensowenig ohne edere gelangt sein, als dieses ohne ἐκδιδόναι. Ebenso ist es mit zusammensetzen, compono, συντίθημι. Man darf daher solche Uebereinstimmungen nicht sogleich als unabhängige Analogien betrachten. Umgeben ist circumdare, obwohl dare in der lateinischen Zusammensetzung nicht den gewöhnlichen Sinn des einfachen Zeitwortes haben sollte, sondern den selteneren, zurückgetretenen der Wurzel dha, thun, welche auch in condo, abdo enthalten ist und in mehreren Compositis als Factitiv von eo gebraucht wird, z. B. perdo und pereo, venum do vendo und venum eo veneo, pessum do und pessum eo (wörtlich soviel als „zu Grunde gehen," bildlich und von untersinkenden Gegenständen); wie bei uns bringen zu kommen, im Griechischen τίθημι zu κεῖμαι. Das erwähnte Verhältniß der deutschen Sprache zur lateinischen ist um so erklärlicher, als die frühesten hochdeutschen Literaturerzeugnisse, und namentlich die althochdeutsche Prosa fast ausschließlich, in Uebersetzungen lateinischer Schriften bestehen, und zwar gerade solcher, die durch ihren wissenschaftlichen oder selbst abstract philosophischen Inhalt und ihre gelehrte, mitunter verkünstelte Sprache die Uebersetzung zu neuen Wortbildungen nöthigen mußten. Daher hat z. B. participium, die lateinische Uebersetzung von μετοχή, die im Neuhochdeutschen zu Mittelwort Veranlassung gegeben hat, schon im 11. Jahrhundert durch Ruodpert von St. Gallen die Uebersetzung teilnemunga gefunden; und ebenso wörtlich praepositio durch furesezeda, conjunctivus gevûgeda. In manchen deutschen Wörtern ist der Begriff in letzter Linie nicht aus dem Griechischen, sondern in Folge religiösen Einflusses, besonders der Bibelübersetzungen, aus dem Hebräischen zu erklären. Es ist gewiß merkwürdig, daß zu diesen selbst deutsch gehört. Thiuda heißt bekanntlich gothisch Volk und thiudiskô steht bei Ulfilas für heidnisch. Wie ist nun das Wort dazu gekommen, die von dem deutschen Volke allein gebrauchte Benennung seiner Sprache und Nationalität zu werden? Grimm sagt (deutsche Gramm. 3. Ausg. I, S. 12): „Der Sinn des Wortes ist gentilis, gentilitius, popularis, vulgaris, was vom gesammten Volk im Gegensatz zu den einzelnen Stämmen gilt, heimathlich, eingeboren, allgemein verständlich, aber auch den Nebensinn von heidnisch, barbarisch, den thiudisks, wie ἐθνικός, ebenso ἔθνος, thiuda, vulgus, im Munde der geistlichen Schriftsteller an sich tragen, darf man nicht abweisen. Hierin stimmt es zu germanicus: beide Ausdrücke auf die Sprache bezogen, bezeichnen die gemeine rohe Vulgarsprache gegenüber der gebildeten, verfeinerten der Gelehrten, was wir noch jetzt Volkssprache nennen." Andere ziehen die Erklärung vor, daß die Deutschen sich das Volk vorzugsweise genannt hätten. Wir müssen etwas weiter zurückgehen. Die Juden nannten alle übrigen Völker nur „die Völker" oder „Nationen" (ámmim,

gojim, leúmmim, später ummot), und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ein dem Begriffe unseres „übrigen, anderen“ entsprechendes Wort im Althebräischen nicht gebräuchlich war. „Israel und die anderen Völker“ mußte daher durch „Israel und die Völker“ oder „und alle Völker“ wiedergegeben werden. In der nachbiblischen Zeit wurde sodann „die Völker“, *τὰ ἔθνη*, gentes, auch ohne vorausgehenden Gegensatz ebenso gebraucht. Im Späthebräischen wurde der Plural so aufgefaßt, als beziehe er sich auf mehrere, einem anderen Volke angehörige, einzelne Individuen, und in diesem Sinne sogar ein Singular davon gebildet. Diesem Begriff entspricht das neutestamentalische *ἐθνικός*, gentilis. Der Begriff heidnisch, paganus ist noch jünger. Während die hebräischen und griechischen Wörter eigentlich nur „Nichtjuden“ heißen sollten, wurden sie bei den ersten Christen auch zu dem Gegensatz, wie Hellenen gegen Hebräer, für die Heidenchristen gegenüber den Judenchristen gebraucht. So sagt denn also Paulus an jener Stelle (Gal. 2, 14), wo das Wort deutsch in seiner gothischen Form und Bedeutung zum ersten Mal auftritt, zu Petrus, der „*μετὰ τῶν ἐθνῶν*, mith thiudom“ gegessen hatte: *Εἰ σὺ Ἰουδαῖος ὑπάρχων ἐθνικῶς ζῇς καὶ οὐχ' ἰουδαϊκῶς, τί τὰ ἔθνη ἀναγκάζεις ἰουδαΐζειν;* was Ulfilas übersetzt: jabai thu Iudaius visands thiudisko libais jah ni iudaivisko, hvaiva thiudos baideis iudaiviskon? Auch das althochdeutsche diot, Volk, wird, wie Graff bemerkt, „oft als Heiden den Juden entgegengestellt, besonders im Plural.“ Man sieht, daß wir es hier wie bei dem gothischen Plural thiudos mit einem Hebraismus zu thun haben: deutsch bedeutet also nicht jüdisch, heidenchristlich, und wurde umgekehrt wie hellenisch (und bei den Syrern „aramäisch“) zur Sonderbezeichnung. In der Folge verband sich damit der Nebenbegriff vulgo, vulgaris, von der Sprache. — Eine ganz genaue, zu wechselseitiger Aufklärung sehr geeignete Analogie bietet der Koran. Muhammed nennt sich annabijja ’l-ummijja d. h. nicht einen ungelehrten Propheten (wie die Araber verstehen), auch nicht „einen aus dem Volke“ (A. Geiger, was hat Mohammed u. s. w. S. 27), sondern, von dem hebräischen ummot, einen aus den Völkern, einen heidnischen. Dies geht Sura VII, 157 schon daraus hervor, daß der Ausdruck für die Juden und Christen berechnet ist, indem es heißt: „Der heidnische Prophet, von dem sie bei sich selbst, in der Tora und dem Evangelium geschrieben finden werden.“ Noch deutlicher ist Sura LXII, 2: „Gott hat unter den Heiden, fi ’l-ummijjina, einen Gesandten aus ihnen selbst erweckt“; worauf dann folgt (Vers 5): „Dies ist eine Gnade Gottes, die er gibt, wem er will“, und (Vers 7) die Juden ermahnt werden, nicht zu glauben, daß sie allein Gott nahe stünden.

85 (S. 285.) Umdeutung von Fremdwörtern. — Wermuth ist, wie Diefenbach (goth. W. I, S. 193) sehr wahrscheinlich gemacht

hat, aus dem celtischen, von chwerw, bitter, stammenden Namen entstellt. Dessen ungeachtet heißt die Pflanze nicht nur im Englischen wormwood, im Holländischen wormkruid, und angelsächsisch auch wurmvyrt, sondern schwedisch malort, Wurmkraut, mit förmlicher Uebersetzung. — Aehnlich campstool aus Feldstuhl. — Krebs als Geschwür, ist ein Mißverständniß von γάγγραινα als cancer. Ebenso ist ein griechisches Wort mit einem lateinischen verwechselt in Schwarzkunst, negromantia, νεκρομαντεία (s. Diez, rom. W. negromante, Diefenbach gloss. lat. germ. 377 b.).

86 (S. 285.) Koran, Sura I, 5. 6. — Die gewaltige Verbreitung griechischer Wörter zeigt sich z. B. an μάγγανον, das im Deutschen in Mangel, Mandel verderbt, im Altnordischen, und zwar schon in der Edda, in der Form möndull erscheint, und andererseits arabisirt nach Centralafrika drang, wo laut Barth's Vocabularien (II, p. CCXXIV) in Haussa magani, in Logon moghun Heilmittel heißt. Den Namen des Teufels haben nicht nur die christlichen Völker, sondern als Iblis auch die muhamedanischen, dem griechischen Diabolos entlehnt: über den Namen Gottes haben sich die Menschen weniger zu verständigen vermocht.

87 (S. 285.) Vgl. u. A. στολή chald. isṭela, isṭallît und ṭallît (2 M. 22, 6, Jon. vgl. mit 5 M. 24, 13 T. j.); στατήρ, chald. istîra, bei den Indern taterja, Reinaud mem. sur l'Inde p. 236.

88 (S. 286.) Fremdwörter im Sanskrit. — Griechische Wörter wie hora, kendra (κέντρον), mehrere astronomische Kunstausdrücke, Zodiakalbilder und Planeten s. Weber, indische Literaturgesch. S. 227; darunter auch hṛidroga (ὑδροχόος), das im Veda für Herzkrankheit vorkommt (s. o. Anm. 2). Früher entlehnt wurden ohne Zweifel khalîna, Gebiß (Benfey), kramela, das der Wurzel kram, schreiten, angenähert wurde, surungâ, unterirdische Mine (σῦριγξ, ebenfalls nach Benfey). Auch lopâka, Schakal, ist Fremdwort, aus ἀλώπηξ, Fuchs, (Weber, Ind. St. III, 336) wie denn auch çṛigâla beide Thiere bedeutet und einerseits in dem persischen schagâl (türkisch tschakâl) zu unserem Schakal geworden, andererseits selbst, (wie Benfey mit Recht nach Weber annimmt, Pantsch. I, 103) aus dem hebräischen schûâl, Fuchs, stammt (ṛi vertritt û, gâ das å.) Von besonderem Interesse sind kalama, Schreiberohr, und mela, Dinte, welche zu den weit über Asien verbreiteten Entlehnungen gehören, die wahrscheinlich aus der Zeit des römischen Kaiserreichs herrühren; die Araber haben qalamun, die Hebräer qolemos, melanin und qalmerin (καλαμάριον) aufgenommen. Kastîra, aus dem griechischen κασσίτερος, wie Böhtlingk und Roth gegen Lassen bemerken, der den umgekehrten Weg angenommen hatte, ist aus dem Sanskrit ins Chaldäische (qasṭîra, welches Buxtorf in qassiṭera corrigiren wollte) und Arabische (qazdîrun) übergegangen. Dînâra, der römische Denarius, in ältere Bücher nachträglich eingedrungen (s. M.

Müller, history of ancient sanskrit. lit. p. 245 ff.) ist zuerst auf einer Inschrift aus dem Ende des 2. Jahrh. n. Chr. nachweisbar (Lassen II, 946, nach Prinsep). Um dieselbe Zeit oder etwas später tritt das Wort auch im Hebräischen auf (dînâr); es bedeutet hier zunächst den Silberdenar, aber auch (besonders „Golddenar") den aureus oder denarius aureus, wie bei den Indern im fünfundzwanzigfachen Werth des silbernen (Keretot I, 7. Baba m. 42 b. Baba batr. 165 b. Bech. 50: „Denare des Hadrian und Trajan." Vgl. δηνάριον Matth. 22, 19. 70. 6, 17.). Der dînârun der Araber ist ebenfalls Goldmünze. — Eine auffällige Entlehnung des Sanskrit ist pîlu, Pfeil (s. B.-R.), ebenso wie unser Wort dem röm. pilum entlehnt. Musikalische Kunstausdrücke aus dem Griech. s. Anm. 143. Astrologische Kunstausdrücke aus dem Arabischen führt Weber ind. Literaturgesch. S. 233 an; z. B. mukâriṇâ, Conjunction, mukâvilâ, Opposition, taravî, Quadratur.

89 (S. 286.) Verbreitung von Sanskritwörtern. Der Finsterniß-Drache. — Unter den malaiisch-polynesischen Sprachen müssen selbstverständlich die javanischen und eigentlich malaiischen von den übrigen abgesondert werden, als in einem weit engeren Verhältniß zu Indien befindlich. Ueber die massenhaft in diese Sprachen gedrungenen indischen Fremdwörter sagt W. v. Humboldt: „Die aus dem Indischen in das Javanische übergegangenen Wörter tragen, und dies gilt auch ganz besonders von den eigentlich malaiischen, ja von allen übrigen uns bekannten Sprachen des Stammes, die reine, unverdorbene, sanskritische Form an sich; keine der auf dem Festlande Asiens aus dem Sanskrit abgeleiteten Entartungen desselben, also keine der jetzt dort herrschenden Sprachen hat auf das Malaiische einen irgend bedeutenden Einfluß geübt." (Kawispr. I, 44.) Humboldt hat im Madagassischen mika, Wolke, mit dem Sanskritworte megha identificirt; Buschmann in derselben Sprache tsâra, schön, gut, mit câru; im Tagalischen aksaja, zerstören, mit xajâmi, und saksi, Zeuge, mit sâxî (II, 228); selbst im Tongischen hat Buschmann linga, ferner palibhasa, Ironie, mukha, Gesicht, und, was ganz besonders merkwürdig ist, laho, Rahu, (das Verschlingen des Mondes bei Finsternissen) aufgefunden (III, 779); dazu kommen einige Zahlwörter, die in den Bau dieser Sprache tief eingedrungen sind. (S. o. S. 381). Auf dem Festlande von Australien finde ich nillari, nillarak, blau, welches einige Wahrscheinlichkeit bietet, aus dem sanskritischen nîla entlehnt zu sein. Das Birmanische, unter buddhistischem Einflusse stehend, hat eine Menge Paliwörter entlehnt, und z. B. den Mangel eigener Ordinalzahlen durch unveränderte Herübernahme aus der Palisprache ersetzt (Schleiermacher, gramm. barm. §. 66). — Tibetanische Sanskritfremdwörter s. o. Anm. 31. — Ueber Sanskritwörter bei den Mongolen s. Benfey und Schiefner in Or. und Occ. I, 137. — Von den Wörtern, welche

die Chinesen aus dem Sanskrit aufgenommen haben, sind wohl die interessantesten die Namen der als Planeten gedachten Mondknoten lo-heu und ki-tu, Rahu und Ketu der Inder, Drachenkopf und Drachenschweif, deren ersten wir so eben von den Tongainsulanern angeführt gefunden haben. Die Chinesen haben sie im Anfange des 8. Jahrh. n. Chr. aus indischen Schriften über Astronomie, die ins Chinesische übersetzt wurden, aufgenommen (Ideler, Berl. Abh. 1837, S. 333, Gaubil, observations II, 22. [Mém. conc. etc. XVI, 378]). Was bedeuten diese so sehr verbreiteten Ausdrücke, die in das indische Alterthum nicht weit zurückreichen? Ich kann mich in Beziehung auf ketu, das den Rumpf des Drachen bedeutet, und erst in der nachchristlichen Zeit nachgewiesen ist, des Gedankens nicht erwehren, daß darin das griechische κῆτος enthalten sei. Râhu findet sich im Mahabharata und in der Tschhandogja-Upanischad. Sollte die Bedeutung Kopf des Drachen wohl gar von einem semitischen râsu beeinflußt sein? Die Vorstellung selbst, daß Mond und Sonne bei ihrer Verfinsterung von einem Drachen verschlungen werden, und ein daran sich knüpfender Gebrauch, diesen Drachen durch Getöse zu vertreiben, ist uralt und über alle Erdtheile verbreitet. Daß diese Sitte bei den Römern herrschte, sehen wir aus Plutarch's Aemilius Paulus (17), aus Plinius (II, 9), Juvenal (VI, 441) u. A. In Amerika fand sich dieselbe Sitte bei den Peruanern vor. Bei den Chinesen wird schon im Schuking der Gebrauch, bei Finsternissen die Trommel zu rühren, in fabelhafte Zeiten zurückversetzt. Von höchstem Interesse würde in dieser Hinsicht, wenn sie historisch berechtigt sein sollte, eine Ueberlieferung sein, die Schott in seiner chinesischen Sprachlehre (S. 161) in Betreff des Schriftzeichens für das Wort jeu, haben, anführt (ohne Zweifel aus Schue-wen VIII, 2), daß es nämlich aus Mond und einer ihn ergreifenden Hand gebildet sei, oder mit anderen Worten, eine Eklipse des Mondes darstelle. Zur Vergleichung macht Schott auf den türkischen Ausdruck „ai (gjünesch) tutulmassy, das Ergriffen- oder Gehaltenwerden des Mondes (der Sonne) für Eklipsis" aufmerksam, und fügt hinzu: „Merkwürdig ist aber die Anknüpfung des Begriffes besitzen oder haben im weitesten Sinne an eine imaginäre Handlung, die obendrein in überirdischen Regionen vor sich gehen soll." Gewiß noch merkwürdiger wird diese Tradition dadurch, daß wir hier die genaue Uebersetzung des indischen graha, Ergreifung, Finsternißdrache, vor uns haben; graha bedeutet auch Planet, deren die Inder neun zählen, nämlich Mars, Mercur, Jupiter, Venus und Saturn, nebst Sonne und Mond, Rahu und Ketu, und es kann scheinen, als ob der Name von den letzteren auf die eigentlichen Planeten erst übergegangen sei. Wie alt müßte aber diese Vorstellung in China sein, wenn sie wirklich schon der Bildung eines Schriftzeichens zu Grunde liegen sollte, ohne welches Niemand sich ein chinesisches Buch zu denken im Stande ist!

90 (S. 286.) Durch das im Jahre 1771 von dem Kaiser Kienlung veröffentlichte Mandschu-Wörterbuch wurden 5000 einheimische Ausdrücke an die Stelle der bis dahin gebräuchlichen chinesischen gesetzt. Jeder, der in Geschäften schrieb, war bei körperlicher Züchtigung gehalten, sich der neuen Wörter zu bedienen. S. Klaproth in Adelung's und Vater's Mithridates IV, S. 200.

91 (S. 286.) F. v. Hochstetter, Neuseeland S. 510. 483. In G. Grey's vocabulary of the dialects of south-western Australia finde ich woldschar, the vulture, und gerip-gerip, pale, yellow, vielleicht aus gelb.

92 (S. 286.) Du Ponceau, mémoire sur le système grammatical des langues de quelques nations indiennes de l'Amérique du Nord, p. 112.

93 (S. 287.) A. v. Humboldt identificirt (Kosmos II, S. 450) χημία mit der gleichlautenden Umschreibung des einheimischen Namens für Aegypten bei Plutarch (Isis und Osiris 33). Aber die Analogie des indischen rasâjana, Elixir, Alchymie, Chemie, ebenfalls von rasa, Saft, scheint die Ableitung von χυμός zu unterstützen.

94 (S. 288.) Strab. XV, 714. 708.

95 (S. 288.) Rv. I, 28, 5. VI, 47, 29—31. Ueber die Unächtheit des ersteren Hymnus kann wohl Niemand im Zweifel sein, der überhaupt einen von inneren Gründen hergenommenen Zweifel über die Authenticität von Theilen der Sanhita gelten läßt. Der Inhalt ist höchst sonderbar: die in V. 5 und 6 angerufene „Gottheit" ist der Mörser, ulûkhala, ulûkhalaka; dies Wort selbst ist von sehr wenig alterthümlicher Physiognomie; man beachte auch die Form ǵalgulaḥ V. 1.

96 (S. 288.) Tcheou-li, trad. par E. Biot. (Par. 1851) XII, 6. Ueber das Zeitalter dieses Buches und die Kritik der chinesischen Literatur überhaupt vgl. die beachtenswerthen Bemerkungen Albrecht Weber's in den Abh. der Berl. Akademie 1860, S. 295 ff. Auch das alte Aegypten kannte den Gebrauch der Kriegstrommel, und würde als Urheber desselben, wie von so Manchem, auch für Asien gelten können, ohne die ausgedehnte, jedenfalls ursprünglichere Anwendung der Trommel zu religiösen Zwecken im frühen chinesischen Alterthum und in Indien.

97 (S. 289.) Plut. Crassus 23. — Ganz ähnlich berichten von den „tympanis" der Türken noch aus d. J. 1146 die Gesta Lud. VII., cap. 8.

98 (S. 289.) S. Du Cange zu Joinville, hist. de St. Louis, p. 61.

99 (S. 289.) Im Heere Friedrich's I. vor Mailand (1158), Vinc. Prag. chron. p. 51 (bis). 56. — Den Begriff Trommel hat ṭambur in Hindostan (Shakespear's dict. s. v.). Im Arabischen bedeutet es eine mit dem Plectrum geschlagene Cither mit sechs Metallsaiten, wogegen ṭabl, ebenfalls aus τύμπανον, (vgl. tabour, tabouret, engl. tabret) Trommel heißt.

100 (S. 290.) Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique, Paris 1810, S. 152 ff.

101 (S. 290.) Berührungen zwischen China, Indien und Chaldäa. Der Name China. — Stern über Ideler's „Zeitrechnung der Chinesen" in Gött. gel. Anz. 1840, S. 2003 ff. A. Weber, die vedischen Nachrichten von den Naxatra, Berl. Abh. 1860. 1862, bes. S. 362 und 400. — Was aus der berühmten Controverse zwischen Biot und Albrecht Weber, die Priorität China's oder Indiens in Hinsicht der Mondstationen, und aus der mit dieser Frage zusammenhängenden Untersuchung Stern's über das Verhältniß Babylon's zu China wohl mit Sicherheit resultirt, ist eine frühe und lange fortgesetzte geistige Verbindung zwischen jenen drei alten Culturstätten. Wenn die chinesische Astronomie nun auch schwerlich mehr für so alt wird gelten dürfen, so ist ein in die ersten Zeiten der chinesischen Bildung zurückreichender Einfluß von Chaldäa aus darum doch nicht weniger wahrscheinlich. Fast historisch wird ein Zusammenhang zwischen beiden Völkern in dem letzten Jahrhundert v. Chr. Was den Namen China betrifft, der zu uns von den Malaien, zu diesen in der Form tschîna von den Indern gekommen ist, so ist seine Entstehung nicht (mit Ideler und Weber) auf die Regierungsdauer der Dynastie Thsin (205—209 v. Chr.) mit Bestimmtheit festzusetzen, da er nicht von der kurzen Reichsherrschaft dieser Dynastie oder vielmehr dieses Landes hergenommen ist, sondern von dem Namen des Landes, unabhängig von dessen vorübergehender Suprematie. Der Fürst von Thsin war schon Jahrhunderte vorher der mächtigste Reichsfürst gewesen; schon im 8. Jahrh. hatte ihm die lehensherrliche Dynastie den Titel „himmlischer König" und eine der Hauptstädte überlassen müssen (Pauthier, Chine, Paris 1837, p. 107). Es würde daher das Land der Sînîm im Jesaia (49, 12) immer China bezeichnen können, ohne daß daraus ein spätes Zeitalter der Stelle folgen müßte, wie Weber annimmt (B. Abh. 1860, S. 299), so wenig wie dies für die Stellen des Mahabharata und Manu, wo der Name der Cîna vorkommt, schon daraus allein folgt. Eine andere Frage ist freilich die nach der sonstigen Wahrscheinlichkeit dieser Bedeutung bei Jesaia. In Europa findet sich der Name Σῖναι für ein südchinesisches Volk bekanntlich zuerst bei Ptolemäus.

102 (S. 290.) Reinaud, mémoire géographique, historique et scientifique sur l'Inde antérieurement au milieu du XI. siècle, p. 297. Weber, ind. Lit. S. 228 ff. und Berl. Abh. 1860, S. 321 ff. Humboldt, Kosmos II, 262.

103 (S. 290.) Musikalische Wechselbeziehungen zwischen Indien und Europa. Solmisation und Bocedisation. — Bohlen hat nach einer Angabe Richardson's (dict. arab. and engl. Art. durr-i mufassal) darauf aufmerksam gemacht, daß die Perser sich

der gewöhnlich dem Mönch Guido zugeschriebenen Notenbenennungen (Solmisation) bedienen, und dessen Ansprüche auf die Erfindung in Zweifel gezogen (das alte Indien II, 195). Die Bedeutsamkeit der Worte durr-i mufassal (oder vielleicht als arabischer Accusativ durran mufassalan, wenn wir den Anfang eines Liedes vor uns haben, oder nom. unit. auf ah) läßt in der That die Priorität des Orients kaum bezweifeln: sie heißen „gesonderte Perlen"; mufassal ist Kunstausdruck für die regelmäßige Unterbrechung je zweier Perlen der Perlenschnur. Die Aussprache sol erklärt sich aus der emphatischen Natur des arabischen Consonanten; mü ist auch die gegenwärtige türkische Aussprache der ersten Silbe. Auf der anderen Seite findet zugleich das do der Italiener für das gebräuchlichere ut seine Erklärung. Es würde also für Guido, was die Notenbenennung betrifft, nur die Adoptirung des orientalischen Systems und die Combination desselben mit dem bekannten Hymnenverse: „ut queant laxis" u. s. w. nebst den daraus erklärlichen Veränderungen der Silben übrig bleiben, wie denn überhaupt die ihm zugeschriebene Reform des altgriechischen Tonsystems vielleicht unter dem Einfluß des Orients geschehen sein mag. Die Inder bezeichneten die Töne der Scala ebenfalls mit Silben, und zwar, so weit bekannt, mit Anfangssilben von Wörtern, die als Namen derselben gelten. Wie aber verhält es sich mit den sogenannten Voces Belgicae (Vocedisation), die die Niederländer anstatt der Guidonischen Solmisation annahmen? Ihr Erfinder soll Hubert Waelrant aus Antwerpen gewesen sein; wir haben hierüber die Notiz seines Mitbürgers und unmittelbaren Schülers Franciscus Sweertius, der in „Athenae belgicae" von ihm sagt: „Hubertus Waelrans, Antuuerpiensis, Musicam in patria multos annos professus est. Is primo commentus est facilem canendi methodum, ut nimirum supra ut, re, mi, fa, sol, la, duae aliae, nimirum si, ut, superadderentur, quem cantandi modum non pauci probavere, et ego in ea arte illo aliquando magistro sum usus. Idem quoque novorum appetens, quam hic vides canendi formam adinvenit, ut loco ut, re, mi, fa, sol, la reponerentur ba, ni, ma, lo, ga, di, se, bo. Ut hac ratione tyrannorum more, non notulas identidem reiterare et ingeminare, sed verba ipsa insonare videaris. Ne ride, lector, sed experire primo, et placebit inventum. Mortuus Antuerpiae anno salutis humanae MDXCV. XIX. Novemb. Aetatis LXXVIII. . . ." Da die Athenae belgicae 1628 in Antwerpen erschienen sind, so ist hiermit jedenfalls der späteste Termin für die Einführung des si gegeben, selbst wenn die Nachricht des Sweertius falsch sein sollte. Worin besteht nun aber das so sehr betonte Verdienst der zweiten Neuerung Waelrant's, und was konnte ihn vernünftigerweise bewegen, andere Silben an die Stelle der gebräuchlichen zu setzen? Da diese Silben doch

irgend eine Bedeutung haben müssen, so darf man vielleicht vermuthen, daß hier das indische Original der arabisch-persischen Scala vorliegt, indem ziemlich deutlich maṇiḥ, Perle, und viccheda Sonderung, Unterbrechung, zu erkennen sind (etwa vicchedikâ...? oder viccheda-kalamaṇiḥ?) Vergleichen ließe sich der häufige Gebrauch von mani in Namen von Versmaßen, z. B. maṇiguṇanikara, Perlenschnurmenge, für ein Versmaß, das fast aus lauter ununterbrochenen Kürzen besteht (s. B.-R.). — Da der Fortschritt, der mit der Hinzufügung des si zu dem ursprünglichen Hexachorde verbunden war, darin bestand, die Mutation zu beseitigen und denselben Namen immer auf dieselbe Note fallen zu lassen, so mag Waelrant wohl eine indische Scala von sieben Tönen für die nothwendig gewordene Verbesserung als geeignet kennen gelernt und an die Stelle der vermehrten guidonischen Scala gesetzt haben. Andererseits wird eine Wirkung der griechischen Musik auf die Inder durch viele sonstige Analogien schon a priori wahrscheinlich gemacht. Sollte darum nicht auch grâma, Tonleiter, scheinbar identisch mit dem gleichlautenden Worte für Dorf, auf Gamma zurückgeführt werden dürfen? Die lautliche Behandlung stimmt vollkommen; man vergleiche in Betreff des r kramela und umgekehrt kona *Κρόνος* (Reinaud, mém. p. 90): es bleibt noch die wirkliche Entstehungszeit der griechischen Benennung zu ermitteln; die indische ist, so viel aus dem Petersb. Wörterb. zu ersehen, erst im Pantschatantra und bei den Lexicographen nachgewiesen.

104 (S. 290.) Wanderung von Fabeln und Märchen. Verbreitung indischer Erzählungen über Afrika. Aegyptischer Ursprung griechischer Thierfabeln. — Benfey ist in seinen classischen Untersuchungen über diesen Gegenstand im Allgemeinen zu dem Resultat gelangt, daß eine wahrhaft ungeheure Masse dem Occident mit dem Orient gemeinsamer Märchen und Erzählungen aus Indien stammen; er nimmt einen wesentlich buddhistischen Ursprung derselben an, und schließt, daß sie auf einem doppelten Weg zu den europäischen Völkern gekommen seien, nämlich über Persien und Arabien nach dem Süden, und über Tibet durch die Mongolen nach dem Norden. Die Fabeln dagegen seien in der Regel von den Indern selbst erst aus griechischen Originalien umgebildet, und in ihrer neuen Form wieder zurückgewandert. (Benfey, Pantschatantra Einl. XXI. ff.) Ein anziehendes Beispiel dieser Art ist die Fabel von dem Schlacht- und dem Arbeitsthier, für welche die Wege und Ursachen der Umbildung (Or. und Occ. I, 360) sehr scharfsinnig nachgewiesen werden. (Vgl. in derselben Zeitschrift außer den Arbeiten Benfey's auch die von Liebrecht, Köhler, Gödecke, Gildemeister u. A.) Höchst interessant aber ist es, indische Fabeln und Märchen auch durch ganz Afrika verbreitet zu sehen. In der afrikanischen Form spielt der Hase ganz constant die Rolle des Fuchses als listiges Thier. Grimm

hat dies in einer Betschuanenfabel so auffallend gefunden, daß er ein Mißverständniß vermuthete (Kinder- und Hausm. Vorr. S. XXIX.). Aber unter den Fabeln der Betschuanen sind solche, die ganz ähnlich bei den Indern vorkommen, und hier den Hasen in derselben Rolle zeigen. Die Inder ersetzten den Fuchs der griechischen und semitischen Fabeln meistens durch den Schakal (Weber, ind. St. III, 335. Benfey, Pantsch. I, 102), aber in selteneren Fällen auch durch den Hasen (vgl. Benfey, S. 181). Die Thiermärchen der Betschuanen werden in fortlaufenden Reihen an einander geknüpft, wobei ursprünglich gesonderte Fabeln zu Nebenzügen einer einzigen werden. Die von Casalis (études sur la langue séchuana p. 100) unter dem Titel: „le petit lièvre" mitgetheilte Erzählung enthält auf diese Weise mindestens sechs Fabeln; eine derselben, „Hase, Elephant und Quelle," hängt mit der indischen „Hase und Elephant" (Pantsch. III, 1. Hitop. III, 4) zusammen; zwei andere, eine, in welcher der Hase dem Löwen Beute verschafft, und eine, in der er ihn überlistet und tödtet, entsprechen einer einzigen des Pantschatantra (I, 8), neben welcher aber eine andere (Pantsch. I, 11. Hitop. IV, 11) steht, in der der Schakal es ist, der dem Löwen auf listige Weise Futter zuführt; ein fernerer Bestandtheil des afrikanischen Fabelcomplexes ist der mit der Haut des Löwen bekleidete Hase, also der Esel im Löwen- oder Tigerfell, und zugleich der blaue Schakal der Inder. Schrumpf hat (Zeitschr. d. d. m. G. 16, 471) von demselben Betschuanenstamm (Bassuto), unabhängig von Casalis, einen ähnlichen Fabelcomplex mitgetheilt; in einer Geschichte wiederholt sich dasselbe Motiv wie bei Casalis, daß der Hase, nachdem er getrunken, andere mit dem Reste bestreicht, um sie zu verdächtigen. Dieses Motiv nun kehrt in einem durchaus ähnlichen Complex von Hasenmärchen in Centralafrika bei den Bari (3° 35 — 6° 5 n. Br.) viele hundert Meilen weiter nördlich wieder, welchen Mitterrutzner in der „Sprache der Bari" (Brixen, 1867, S. 10) mittheilt. In diesem Barimärchen treten Fuchs und Hase zusammen auf, aber so, daß der Hase das listige Thier ist. Er stellt sich todt, und springt plötzlich aus dem Gefäß davon, in dem er gekocht werden soll. Vielleicht gleichzeitig, als diese Erzählung aus dem Munde eines Eingeborenen von Afrika aufgezeichnet wurde, erzählte mir auf den Straßen von Frankfurt ein Arbeiter nahezu dieselbe Geschichte von einem Fuchse, und zwar, sehr dem Geiste unserer Zeit gemäß, mit der Frage, ob man so etwas aus bloßem Instincte erklären könne? — (Ueber die sich todt stellenden Thiere, auch den Fuchs, in der Thiersage s. Benfey, Pantsch. I, 333). Ein anderes, von Kölle aus Bornu wiedererzähltes Mährchen ist als indisch erwiesen (Benfey, O. u. O. II, 169). Noch merkwürdiger aber als diese Thiergeschichte ist das gleichfalls von Casalis mitgetheilte Märchen der Bassuto von einem Brudermorde wegen einer Kuh, das unzweifelhaft aus der Vasisthasage

irgend eine Bedeutung haben müssen, so darf man vielleicht vermuthen, daß hier das indische Original der arabisch-persischen Scala vorliegt, indem ziemlich deutlich maṇiḥ, Perle, und vicčheda Sonderung, Unterbrechung, zu erkennen sind (etwa vicčhedikâ...? oder vicčheda-kalamaniḥ?) Vergleichen ließe sich der häufige Gebrauch von mani in Namen von Versmaßen, z. B. maṇiguṇanikara, Perlenschnurmenge, für ein Versmaß, das fast aus lauter ununterbrochenen Kürzen besteht (s. B.-R.). — Da der Fortschritt, der mit der Hinzufügung des si zu dem ursprünglichen Hexachorde verbunden war, darin bestand, die Mutation zu beseitigen und denselben Namen immer auf dieselbe Note fallen zu lassen, so mag Waelrant wohl eine indische Scala von sieben Tönen für die nothwendig gewordene Verbesserung als geeignet kennen gelernt und an die Stelle der vermehrten guidonischen Scala gesetzt haben. Andererseits wird eine Wirkung der griechischen Musik auf die Inder durch viele sonstige Analogien schon a priori wahrscheinlich gemacht. Sollte darum nicht auch grâma, Tonleiter, scheinbar identisch mit dem gleichlautenden Worte für Dorf, auf Gamma zurückgeführt werden dürfen? Die lautliche Behandlung stimmt vollkommen; man vergleiche in Betreff des r kramela und umgekehrt kona Κρόνος (Reinaud, mém. p. 90): es bleibt noch die wirkliche Entstehungszeit der griechischen Benennung zu ermitteln; die indische ist, so viel aus dem Petersb. Wörterb. zu ersehen, erst im Pantschatantra und bei den Lexicographen nachgewiesen.

104 (S. 290.) Wanderung von Fabeln und Märchen. Verbreitung indischer Erzählungen über Afrika. Aegyptischer Ursprung griechischer Thierfabeln. — Benfey ist in seinen classischen Untersuchungen über diesen Gegenstand im Allgemeinen zu dem Resultat gelangt, daß eine wahrhaft ungeheure Masse dem Occident mit dem Orient gemeinsamer Märchen und Erzählungen aus Indien stammen; er nimmt einen wesentlich buddhistischen Ursprung derselben an, und schließt, daß sie auf einem doppelten Weg zu den europäischen Völkern gekommen seien, nämlich über Persien und Arabien nach dem Süden, und über Tibet durch die Mongolen nach dem Norden. Die Fabeln dagegen seien in der Regel von den Indern selbst erst aus griechischen Originalien umgebildet, und in ihrer neuen Form wieder zurückgewandert. (Benfey, Pantschatantra Einl. XXI. ff.) Ein anziehendes Beispiel dieser Art ist die Fabel von dem Schlacht- und dem Arbeitsthier, für welche die Wege und Ursachen der Umbildung (Or. und Occ. I, 360) sehr scharfsinnig nachgewiesen werden. (Vgl. in derselben Zeitschrift außer den Arbeiten Benfey's auch die von Liebrecht, Köhler, Gödecke, Gildemeister u. A.) Höchst interessant aber ist es, indische Fabeln und Märchen auch durch ganz Afrika verbreitet zu sehen. In der afrikanischen Form spielt der Hase ganz constant die Rolle des Fuchses als listiges Thier. Grimm

hat dies in einer Betschuanenfabel so auffallend gefunden, daß er ein Mißverständniß vermuthete (Kinder- und Hausm. Vorr. S. XXIX.). Aber unter den Fabeln der Betschuanen sind solche, die ganz ähnlich bei den Indern vorkommen, und hier den Hasen in derselben Rolle zeigen. Die Inder ersetzten den Fuchs der griechischen und semitischen Fabeln meistens durch den Schakal (Weber, ind. St. III, 335. Benfey, Pantsch. I, 102), aber in selteneren Fällen auch durch den Hasen (vgl. Benfey, S. 181). Die Thiermärchen der Betschuanen werden in fortlaufenden Reihen an einander geknüpft, wobei ursprünglich gesonderte Fabeln zu Nebenzügen einer einzigen werden. Die von Casalis (études sur la langue séchuana p. 100) unter dem Titel: „le petit lièvre“ mitgetheilte Erzählung enthält auf diese Weise mindestens sechs Fabeln; eine derselben, „Hase, Elephant und Quelle,“ hängt mit der indischen „Hase und Elephant“ (Pantsch. III, 1. Hitop. III, 4) zusammen; zwei andere, eine, in welcher der Hase dem Löwen Beute verschafft, und eine, in der er ihn überlistet und tödtet, entsprechen einer einzigen des Pantschatantra (I, 8), neben welcher aber eine andere (Pantsch. I, 11. Hitop. IV, 11) steht, in der der Schakal es ist, der dem Löwen auf listige Weise Futter zuführt; ein fernerer Bestandtheil des afrikanischen Fabelcomplexes ist der mit der Haut des Löwen bekleidete Hase, also der Esel im Löwen- oder Tigerfell, und zugleich der blaue Schakal der Inder. Schrumpf hat (Zeitschr. d. d. m. G. 16, 471) von demselben Betschuanenstamm (Bassuto), unabhängig von Casalis, einen ähnlichen Fabelcomplex mitgetheilt; in einer Geschichte wiederholt sich dasselbe Motiv wie bei Casalis, daß der Hase, nachdem er getrunken, andere mit dem Reste bestreicht, um sie zu verdächtigen. Dieses Motiv nun kehrt in einem durchaus ähnlichen Complex von Hasenmärchen in Centralafrika bei den Bari (3° 35 — 6° 5 n. Br.) viele hundert Meilen weiter nördlich wieder, welchen Mitterrutzner in der „Sprache der Bari“ (Brixen, 1867, S. 10) mittheilt. In diesem Barimärchen treten Fuchs und Hase zusammen auf, aber so, daß der Hase das listige Thier ist. Er stellt sich todt, und springt plötzlich aus dem Gefäß davon, in dem er gekocht werden soll. Vielleicht gleichzeitig, als diese Erzählung aus dem Munde eines Eingeborenen von Afrika aufgezeichnet wurde, erzählte mir auf den Straßen von Frankfurt ein Arbeiter nahezu dieselbe Geschichte von einem Fuchse, und zwar, sehr dem Geiste unserer Zeit gemäß, mit der Frage, ob man so etwas aus bloßem Instincte erklären könne? — (Ueber die sich todt stellenden Thiere, auch den Fuchs, in der Thiersage s. Benfey, Pantsch. I, 333). Ein anderes, von Kölle aus Bornu wiedererzähltes Mährchen ist als indisch erwiesen (Benfey, O. u. O. II, 169). Noch merkwürdiger aber als diese Thiergeschichte ist das gleichfalls von Casalis mitgetheilte Märchen der Bassuto von einem Brudermorde wegen einer Kuh, das unzweifelhaft aus der Vasisthasage

stammt. Benfey ist geneigt, den indischen Einfluß bei den Betschuanen auf muhamedanische Vermittlung zurückzuführen (a. a. O. und Pantsch. I, 183), aber da die Sprachverwandtschaft eine unverkennbare Kette von Madagascar bis zum indischen Archipel bildet, und ein unmittelbarer und gewaltiger Einfluß Indiens auf die dortige Inselwelt offen zu Tage liegt, so ist uns, wie mir scheint, ein viel directerer Weg mit Bestimmtheit vorgezeichnet. Auch die der indischen durchweg näherstehende Form der Erzählungen spricht für denselben. Daß in Nordafrika, z. B. bei den Tuaregs (Benfey S. 354), der directe Einfluß der Inder dem durch den Islam vermittelten begegnete, ist darum immer möglich. — Wenn wir auf diese Weise griechische Ideen eine Art Kreislauf bis nach Afrika und über die ganze Breite dieses Erdtheils machen sehen, so ist es nicht minder interessant, hie und da auch wieder ihren Ursprung in Afrika zu finden. Die Beziehungen zwischen Berg und Maus in indischen, jüdischen und germanischen Sagen veranlassen Benfey (S. 377) zu der Vermuthung mythischen Ursprungs; er fügt hinzu: „Dann ruht selbst das harmlose parturiunt montes etc. auf einem tieferen mythischen Grunde.“ Das Horazische parturiunt montes ist aber ägyptisch. Als König Agesilaus dem Tachos zu Hülfe kam, sagten die Aegypter, über seine unscheinbare Persönlichkeit spottend, wie Plutarch erzählt (Ag. 36) „es wäre das die Fabel von dem kreisenden Berge, der eine Maus geboren (ὅτι τοῦτο ἦν τὸ μυθολογούμενον· ὠδίνειν ὄρος, εἶτα μῦν ἀποτεκεῖν),“ oder wie Athenäus (XIV, 6) anführt, der die Aeußerung dem Tachos selbst in den Mund legt „ὤδινεν ὄρος, Ζεὺς δ' ἐφοβεῖτο· τὸ δ' ἔτεκεν μῦν.“ Nach der letzten Nachricht soll Agesilaus erzürnt geantwortet haben: „φανήσομαί σοι ποτὲ καὶ λέων.“ Vgl. ὤδινεν ὄρος, εἶτα μῦν ἀπέτεκεν bei Villois. Anecd. II, 68. Phädr. 4, 22.

105 (S. 290.) Grammatica critica linguae arabicae I, §. 44.

106 (S. 291.) Semitisches im Zend. — Dâtam, Gesetz, steht auf der Grabinschrift des Darius zu Nakschi-Rustam. Der assyrische Text hat dafür dinât (Oppert, Ztschr. d. d. m. G. XI, 136). Im Zend entspricht dâtam, Pehlwi dât, pers. dâd; s. v. a. θετόν, θεσμός. Daena leiten Haug (Ztschr. d. d. m. G. IX, 692) und Justi von dî, sehen, ab. Spiegel (Einl. in die trad. Schriften der Parsen II, 404) unterscheidet im Pehlwi zwischen dîn „Gesetz, Religion,“ und dînâ, „Gesetz, Recht,“ indem dieses aus dem Chaldäischen entlehnt, jenes dem altbaktrischen daena entsprechend sei. Fr. Müller (Beitr. III, S. 87) erklärt sich bei Gelegenheit der Vergleichung des armenischen den für Uebergang des iranischen daena in das Arabische. Das Verhältniß scheint mir aber nur folgendes sein zu können. Das arabische dînun, Religion, ist ein Fremdwort aus dem Späthebräischen, das Pehlwiwort dîn ist aus diesem arabischen, dînâ aber aus dem Chaldäischen entlehnt; semitisch, aber in einer früheren Zeit

überkommen, ist auch daena, welches der Form nach dem arabischen dainun, die Schuld, näher steht. Die Wurzel dîn, richten, ist in den semitischen Sprachen zu lebendig und zu allgemein und früh nachweisbar, um ein umgekehrtes Verhältniß zuzulassen. Daß auch die Armenier das Wort aufgenommen haben, beweist seine religiöse Bedeutung in der altpersischen Religion. Als ein sicheres semitisches Fremdwort im Zendavesta ist ferner tanûra, Ofen, von Spiegel nachgewiesen (Av. I, 12); von naçka, armenisch neskh, Buch, chald. nuskha, Abschrift, Exemplar, (Ders. Ztschr. d. d. m. G. IX, 191) ist der semitische Ursprung nicht so ganz sicher. Auch hara, Berg, hält Spiegel für entlehnt; doch könnte es wohl mit ὄρος zusammenhängen. Die bedeutenden Einwirkungen Assyriens auf Persien in religiöser und staatlicher Hinsicht sind durch die glänzenden Entdeckungen der neuesten Zeit außer Zweifel gestellt.

107 (S. 292.) Avesta I, Einl. S. 20. II, Einl. S. 5.

108 (S. 292.) Schon R. Roth in seiner Abhandlung über Brahma und die Brahmanen (Ztschr. d. d. m. G. I, S. 66 ff.) urtheilt von diesem Lied, daß es „ganz entschieden erst aus der Periode stammt, in welcher die liturgischen Bücher und Upanischaden entstanden sind.“ Selbst solche Stellen, wo man sich die Brahmanen noch nicht nothwendig als Caste denken muß, gibt es außer denen des zehnten Buches nur unächte: 7, 103, den wunderlichen Froschhymnus, den vorletzten des siebenten Buches, und 1, 164, 45, in dem Schlußhymnus des 22. Anuvaka, in welchem Betrachtungen über die Metra vorkommen.

109 (S. 292.) Av. I, 8.

110 (S. 293.) Persisch-indische Einflüsse. — Die Aehnlichkeit der heiligen Schnur der Perser (aivjâonghana, später kuçti genannt Spiegel, Avesta II. S. XXI, Burnouf Journ. As. 1846, p. 108) mit dem Gürtel der drei oberen indischen Casten, und die Uebereinstimmung in dem Zeitpunkte, der für die Anlegung beider gefordert wurde, ist bekanntlich schon dem Verfasser des Bhavischja-Purana aufgefallen (Wilson bei Reinaud, mémoire p. 395). Schwerlich wird man die Entstehung dieser Bestimmungen in die Zeit der Rigvedahymnen zurückführen wollen; dann aber bleibt nur Entlehnung übrig, da die Trennung der Iranier von den Indern jedenfalls älter als der älteste uns erhaltene Vedahymnus sein muß. Ob freilich die Inder die Entlehnenden gewesen sind, läßt manchen Zweifel zu. Der Gürtel, mekhalâ, des indischen Brahmatscharin wird schon im Atharvaveda erwähnt, und Açvalajana's Sutren geben übereinstimmend mit Manu außer der Zeit der Anlegung auch schon die Stoffe an, die für die verschiedenen Casten anzuwenden sind. (Açv. Grihj. 1, 19. Manu 2, 36. 42. Vgl. Petersb. Wörterbuch mekhala.) Auf der anderen Seite ist die Stelle des Vendidad, wo der Pflicht, den Gürtel beständig zu tragen, Erwähnung gethan wird,

vielleicht jüngeren Ursprungs. (Vendidad 18, V. 2. 23. 115. 120; vgl. Spiegel I, S. 227 f. S. ferner Jascht 1, 17.) So lange wir jedoch über die relativen Entstehungszeiten der Brahmana's und des Zendavesta so sehr im Unklaren sind, wird eine kritische Entscheidung nicht möglich sein. Die Parsen haben das Tragen des Gürtels allen Erwachsenen, auch den Frauen, zur Pflicht gemacht; die Brahmanen die Frauen und die vierte Caste davon ausgeschlossen. Die daneben um eine Schulter oder den Hals getragene Opferschnur der Inder (jagnasûtra) scheint nur zum Anlegen beim Opfer bestimmt gewesen zu sein. Die seltsamen Reinigungen mit „maeçma", gomûtra, im Zendavesta und bei den Brahmanen, möchten noch weniger auf urzeitliche Gemeinschaft zurückgeführt werden können, und doch werden unmöglich beide Theile selbstständig auf den absonderlichen Gedanken gerathen sein. Hier würde sich, wie ich glaube, die Priorität des Zendavesta noch wahrscheinlicher machen lassen. Daß die Inder sich von persischen Gebräuchen nicht abgestoßen fühlten, zeigt die Art, wie im Bhavischja-Purana von ihnen gesprochen wird. Spiegel, der keine Entlehnung annimmt, bemerkt gleichwohl von dem beiden Völkern gemeinsamen Gebrauch, in der nächsten Zeit nach dem Tode eines Angehörigen keine Speise zu kochen, daß er nur bei den Iraniern einen vernünftigen Sinn dieser Sitte einsehen könne. (Av. II, S. CXV). Jedenfalls scheint mir so viel festzustehen, daß Uebereinstimmungen dieser Art mit solchen, wie z. B. das Somaopfer, Jima und Jama, und sonstigen Spuren enger Verwandtschaft, wie sie Lassen (I, 516 ff.) ausführt, nicht auf eine Stufe zu stellen sind. Ich muß von diesem Gegenstande hier abbrechen und hoffe ihn bald in einem geeigneteren Zusammenhange behandeln zu können. — Von Wortentlehnungen aus dem persischen Sprachgebiet zeigt mihira, Sonne, eine junge Form; für ṭanka Münze, auf der Inschrift des Samudragupta (erstes Drittel des 3. Jahrh. n. Chr.) wird von Lassen dekhanischer Ursprung vermuthet; Böhtlingk und Roth vergleichen das mongolisch-türkische tamga, Stempel; es ist aber, da es sich von Geschenken des Perserkönigs (schâhân schâhi) handelt, wohl zunächst das persische dank, Obolus, chald. danqa, arab. daniqun, bei den Griechen δανάκη und δανικόν, russisch denga, merkwürdigerweise noch jetzt im Plural (dengi) der allgemeine Ausdruck für Geld.

111 (S. 293.) Ananchites und Onyx. — Amos 7, 7. 8. Das dunkle Wort, welches nach dem Zusammenhang einen Doppelsinn dargeboten zu haben scheint, wird von den alten Uebersetzern sehr verschieden wiedergegeben. Die Vulgata hat (murum) litum und trullam caementarii; die chaldäische Uebersetzung din „Gericht" LXX und Peschito ἀδάμας. J. ben Koreisch und Abulwalid haben das arabische anukun, Blei, verglichen (s. Ges. thes.; es ist ohne Zweifel bei J. b. K., wie

bei Tanchum jer. qazdîr, qaṣdir zu lesen): der Erstere scheint „Gewichtstein" zu erklären (epist. pag. 63), Abulwalid versteht Senkblei. Die chaldäische Uebersetzung stützt sich wohl nur auf den Zahlenwerth; man hatte auf diesem Wege das Wort mit den 71 Richtern des Sanhedrin identificirt. (S. Vaj. rab. zu 3 M. 25, 14.) Für die griechische Erklärung der Siebzig ist passend auf die Angabe des Plinius (37, 4, 15) hingewiesen worden, der Diamant sei, weil er Gifte unwirksam mache, und Wahnsinn und leere Furcht vertreibe, von Einigen anachites genannt worden (s. Bochart, geogr. s., p. 721). Da nun derselbe Schriftsteller (37, 11, 73) sagt, durch die gemma ananchitis könnten, wie es heiße, in der Hydromantie die Bilder der Götter gerufen werden (evocari), und Orpheus eine ähnliche zwingende Kraft dem Galaktites beilegt, den daher die Alten ἀνακτίτην ἀδάμαντα genannt hätten: so emendirt Salmasius an allen diesen Stellen ἀναγκίτης (in Sol. p. 97 und 763; vgl. Turnebi adv. p. 18). Aber bei anachites scheint Plinius vielmehr an ἄχος gedacht zu haben, und ananchitem steht auch an der bei Salm. S. 79 angeführten Stelle aus de lapidibus: „hunc (nämlich den Galaktites) quidam ananchitem vocant." Ananchet oder anamch ist auf ägyptischen Denkmälern ein röthlicher Edelstein (Champ. gr. 96, 2; Birch in transact. of the Roy. Soc. of Lit. sec. ser. II, 357; anam heißt Stein; vgl. kopt. anamei und one.) Vom Galaktites gibt Plinius Aegypten als Heimath an, nach Salm. in Folge von Verwechslung mit dem Galaxias. Nach alle dem scheint nicht nur der griechische, von den LXX zur Interpretation von ănâk benutzte Name aus dem Aegyptischen entlehnt zu sein, sondern auch dies ănâk selbst; was nicht ausschließt, daß in verhältnißmäßig früher Zeit ὄνυξ wieder dem Hebräischen entnommen ward. Im Talmud findet sich (Ab. zara 8, b) ănâk (mit Jod zum Ausdruck des Halbvocals, s. die Abh. meines Vaters in Hechaluṣ II, 154 f.) in der zweifellosen Bedeutung: Onyx. „Welchen von beiden, Onyx (Gemme) oder Edelstein, macht man zur Unterlage (basis) des anderen? Doch den Edelstein dem Onyx." Die Mehrheit heißt unkin (Targ. j. 4 M. 33, 8); vielleicht aus dem Griechischen.

112 (S. 294.) Wanderung von Thiernamen. — Das Pferd steht im Pentateuch so vorwiegend zu Aegypten in Beziehung, daß viele Pferde besitzen, ohne Verbindung mit diesem Lande als unmöglich betrachtet zu werden scheint (5. M. 17, 14). Dagegen ist es in Aegypten nicht von jeher einheimisch, wie schon daraus geschlossen werden kann, daß es, sehr im Gegensatze gegen die indogermanische Mythologie, in der ägyptischen Religion keine Rolle spielt. Der amerikanische Naturforscher Pickering hat bemerkt, daß vor der 18. Dynastie kein Pferd auf den Denkmälern erscheint; die früheste Darstellung desselben zeigt sich in den Kämpfen des Amenophis, des zweiten Königs dieser Dynastie. Die Benennung

ses (sesm) auf der Inschrift des Thuthmosis III. zu Karnak, bedeutet Stute (Birch in Transact. of the R. S. of Lit. sec. series II, 348.). Sehr beachtenswerth ist es, daß Abraham in Aegypten, nach 1. M. 12, 16, Schafe, Rinder, Esel, Eselinnen und Kameele bekommt, aber weder Pferde noch Maulesel, während dem Joseph die Aegypter all ihr Vieh, bestehend in Pferden, Schafen, Rindern und Eseln bringen (47, 17) und zur Zeit des Auszugs bei der Seuche (2. M. 9, 3) Pferde, Esel, Kameele, Rinder und Schafe erkranken. Zur Zeit der Kämpfe mit den Eingeborenen fanden die Israeliten bei dem Stamme der Kanaaniter viele Pferde und eiserne Kriegswagen vor (Jos. 11, 4. 17. 18.; Richter 1, 19. 4, 3 ff.), besonders im Norden, wie in Aegypten. Man vergleiche auch die Inschriften des Thuthmosis, Lepsius, Denkm. Abth. III, 31 b., wo Pferde und Wagen als Tribut eben dieser Stämme erwähnt sind. Daher die Ortsnamen Bet-markabot (Haus der Kriegswagen) und Chaṣar-susah (buchstäblich soviel als „Stuttgart") oder Chaṣar susim (1. Jos. 19, 5. 1. Chr. 4, 31). Dagegen findet sich von dem in der nachchristlichen Zeit so berühmten arabischen Pferde in der biblischen Zeit keine Spur; die Araberstämme werden oft, und immer mit Kameelen geschildert, mit denen sie plötzlich hereinfallen und ebenso schnell wieder verschwinden. Es hängt dies damit zusammen, daß vom Reiten auf Pferden (welche Gebrauchsweise den Arabern das Pferd erst wichtig machte) in den älteren Büchern der Bibel überhaupt nicht die Rede ist, da rakab, wo man diese Wurzel so verstehen könnte, das Besteigen des Wagens oder das Fahren auf demselben bedeutet. Die arabische Wurzel sâsa beherrschen, vorstehen, woher siâsatun, Politik, wird in sâisun zu der besonderen Bedeutung equiso, Pferdewärter, Pferdeknecht, verwendet, und es fragt sich daher, ob wir hier eine wirkliche oder nur scheinbare Etymologie vor uns haben; im ersteren Falle wäre sus vielleicht von der Lenkung oder Wartung, oder auch als Weidethier benannt, wie jumentum vom Schirren. Aber auf der anderen Seite heißt in einer großen Reihe von afrikanischen Sprachen das Pferd so, die Stute sosa oder so-muso. — Wie verhält sich das ebenfalls in verschiedenen Sprachen Afrika's (Mampa, Orungu, Kabenda, Musentandu, Kasandsch, Nyombe, Ngola, Pangela, Songo, Kiriman, Matatan) vorkommende kavalu, Pferd, (in Nkele nkavela, in Ndob nyam tebale, in Baseke nkalba), zu caballus? In Kasandsch und Ngola lautet der Plural tubalu, in Nyombe mimvalu, in Musentandu mvalu, was in Mimboma und Basunde als Singular mit dem Plural mimvalu, mivalu erscheint. Die Veränderung der Anlautsilbe im Plural, wesentlich Verstümmelung in Folge eines Präfixes, ist kein Beweis gegen Entlehnung. Aehnliches ist an Sanskritfremdwörtern im Malaiischen vielfach nachgewiesen. — Ueber Löwe scheint soviel festzustehen, daß das deutsche Wort zunächst aus dem Lateinischen,

und das slavische wieder aus dem deutschen entlehnt ist. Wahrscheinlich ging der Name von den Semiten einerseits zu den Griechen, andererseits, wohl aus Assyrien, zu den Aegyptern über. — Zu wichtigen Fragen gibt **kaf** Veranlassung, welches sich über der Abbildung eines gelblichen **geschwänzten Affen** („ἔστι δ᾽ ὁ μὲν κῆβος πίθηκος ἔχων οὐρὰν," sagt Aristoteles, Thiergesch. II, 8) als Name einer besonderen Species in einem Grabe zu Beni-Hassan findet (Rosellini, mon. civ. tav. XXI, fig. 6, 7; Text I, p. 213), mehr als siebenhundert Jahre vor Salomo, in dessen Geschichte das hebräische qof zuerst vorkommt. Es ist ohne Zweifel das Sanskritwort kapi, vielleicht durch ein semitisches Organ hindurchgegangen. Aber das Wort gehört der ältesten Sprachperiode, der der neun ersten Bücher der Rik-Sanhita, noch gar nicht an. Sollen wir nun daraus schließen, daß diese älter als das 17. Jahrhundert v. Chr. sind? Dies wäre jedenfalls ein höheres Alterthum, als wir ohnedies für sie anzunehmen geneigt gewesen wären. Max Müller setzt die Tschhandas-Periode, freilich nur im Minimum, in die Zeit von 1200—1000 v. Chr. Oder, wenn die sprachlichen Gegensätze der im engsten Sinn vedischen Literatur gegen das sich später ausbildende Sanskrit local sein sollten (wofür Manches spricht), und kapi in einer vorvedischen Zeit von einem südlicheren Punkte als dem Induslande aus nach Aegypten gekommen wäre, so würde die Einwanderung der Arier in die Gangeshalbinsel nicht so jung sein können, als bisher angenommen wird: und ich muß gestehen, daß ich diese Annahme, wonach die Bevölkerung des eigentlichen Indiens durch Indogermanen jünger als die Rik-Sanhita wäre, für nichts weniger als bewiesen halte. Aus der Sanhita selbst ergibt sich Nichts, als daß die Sänger derselben im Nordwesten wohnten; die darin besungenen Kämpfe sind mythisch, **nicht** historisch. Daß übrigens kapi ein ursprüngliches Sanskritwort ist, geht aus der deutlichen Etymologie hervor: es heißt gelb, roth, braun, wie kapila, (vgl. kapingala u. s. w., Anm. 36), nicht etwa umgekehrt, so daß die Farbe aus „affenfarbig" zu erklären wäre. Unmöglich ist die Erklärung des Thiernamens aus der Wurzel kamp, zittern, die von Weber versucht und von Böhtlingk-Roth und Benfey gebilligt worden ist. — Wenn es auffallen kann, daß für ein in Afrika heimisches Thier sich in Aegypten ein indischer Name findet, so hat der heutige Name des **Nashorns**, kargadan, den Barth in Bornu vorfand, dieselbe Wanderungsgeschichte aufzuweisen, da es die persisch-arabische Form des bei Aelian (Thiergesch. 16, 20) vorkommenden indischen καρτάζωνον ist. (Barth, centralafr. Voc. III, 194). In einem **Elephantennamen** haben wir muthmaßlich den ganz analogen umgekehrten Fall vor uns: das persische pîl, arabisch fîlun, auch im Sanskrit pîlu (aber Fremdwort, s. das Petersb. Wörterb.), erklärt sich, wie ich glaube, aus elu, dem Namen des Elephanten im Temaschirht, wenn wir annehmen

dürfen, daß dasselbe von ägyptischen Zwischenhändlern mit dem ihrer Sprache angehörigen Artikel versehen worden sei. Diese Vermuthung findet einige Unterstützung in dem, was Barth (Reisen V, S. 194) über den Handelsverkehr der Berbervölker mit Aegypten bemerkt. Er theilt eine an Burrum haftende Tradition über den Zug eines Pharao nach dieser Gegend mit, und sagt: „Dabei ist es von großem Interesse, zu beachten, daß dies der Punkt ist, wo sich der große Fluß, der hier in schöner Biegung seine bisher west-östliche Richtung in eine südliche verwandelt, Aegypten am meisten nähert. Wir müssen ferner in Betracht ziehen, daß die Bewohner der Oase von Audjila, die auf der großen Handelsstraße von Aegypten nach diesen Gegenden liegt, die Ersten waren, welche diesen westlichen Theil des Sudans dem Verkehre der Araber eröffneten, und so finden wir in neuerer Zeit schon im Anfange des 11. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung den Islam und die Formen königlicher Herrscherwürde von dorther eingeführt. Die ganze Geschichte Sonrhay's weist nach Aegypten; die Angaben über die von den Nasamonen verfolgte Straße setzen, wenn richtig auf der Karte niedergelegt, deren Reiseziel in diese Gegend." Sollte nun gar auch unsere griechische Bezeichnung an dasselbe Berberwort, mit einem noch unverständlichen Zusatze, anzuschließen sein? Das gothische ulbandus, Kameel, ist ohne Zweifel entlehnt aus elephantus, und hiermit bleibt für die slavischen Benennungen des Kameels, die auf die Form velband zurückgehen (russisch verblud, woraus erst wieder das litthauische verbludas), nur Entlehnung aus dem Gothischen übrig. Das ägyptische ebo (woraus man ebur zu erklären versucht hat), trifft mit dem indischen ibha so zusammen, daß man annehmen muß, dieses in den Veden noch nicht Elephant bedeutende Wort sei in Folge der Bekanntschaft mit dem ägyptischen zu dieser Bedeutung gelangt. — Der griechische Name der Antilope Oryx, die auf ägyptischen Denkmälern so häufig ist, gehört ebenfalls der Temaschirhtsprache an. Er ist das bei Barth (Reisen V, 686) vorkommende t-urik. — Dagegen führt der indogermanische Name des Hundes auf einen uralten Völkerverkehr im östlichsten Asien. Die chinesischen Namen khiuan und keu, birmanisch khuê, stehen der indogermanischen Urform (kuan, kvan) äußerst nah; auch das türkische kjöpek läßt sich noch vergleichen, besonders in Anbetracht der russischen Form sobaka, und des von Herodot als medisch angeführten spaka. Die Zähmung und Abrichtung des Hundes ist übrigens in Asien und Europa wohl kaum so alt, als gewöhnlich geglaubt wird. Layard hat auf den Jagdscenen grade der ältesten assyrischen Denkmäler keinen Hund dargestellt gefunden. In der Bibel findet sich keine Spur von der Verwendung des Hundes zur Jagd, so sehr auch z. B. in der Geschichte Esau's sich Gelegenheit geboten hätte. Der Hirtenhund ist nur Hiob 30, 1 und Jes. 66, 10 f. erwähnt; und das Schweigen in den

älteren Schriften ist gewiß nicht zufällig, mitten unter den lebendigen Darstellungen aus dem Leben eines Hirtenvolkes, dessen Könige von der Heerde hinweg zum Throne geführt werden. Jakob, als er Laban's Schafe hütete, und er „bei Tag von Hitze, bei Nacht von Kälte verzehrt wurde, und der Schlaf von seinen Augen wich" (1. Mos. 31, 40), hatte offenbar keinen Hund zur Seite. An allen Stellen, außer den beiden zuerst angeführten, erscheint der Hund stets als ein verächtliches und höchst gefährliches Thier, neben Löwen, Büffeln u. s. w., ein Thier, das Leichen frißt und das Blut der Getödteten leckt. Jer. 15, 3 wird mit der Sendung von vier Plagen gedroht: „Des Schwertes zum Morden, der Hunde zum Schleifen der Leichen, der Vögel des Himmels und des Wildes der Erde zum Fressen und Verderben." — Die Griechen, bei denen Jagd- und Haushunde so alt als ihre Geschichte sind, haben dieselben wahrscheinlich von Aegypten aus kennen gelernt, wo die Zucht der mannigfaltigsten Spielarten schon in sehr alter Zeit bekannt war. Doch sind auch den biblischen ähnliche Stellen bei Homer noch häufig. Bei Persern und Indern scheinen die Ansichten über den Hund mit zu den Unterscheidungslehren gehört zu haben, die eine religiöse Spaltung zwischen beiden Völkern bilden. In den Zendschriften zeigt sich eine überschwengliche Verehrung und wahrhaft zärtliche Sorgfalt gegen den Hund, über dessen Behandlung in Krankheiten Ahuramazda selbst Maßregeln offenbart, und mit dem die Priester verglichen werden; ein höchst heiliges und gutes Thier, das Widerspiel des Wolfes. Der Anblick des Hundes wirkt für die Sterbenden, von Hunden (die eigens dazu abgerichtet wurden) zerrissen zu werden, für die Todten beseligend. Bei den Indern findet sich nichts Analoges. Hier ist der Hund ein unreines Thier; läuft er über die Opferstätte, so ist das Opfer gestört. Man muß sich hüten, die Rolle, die der Hund als Wächter der Unterwelt und mythischer Schätze auch bei Indern und Griechen spielte, aus seinem wirklichen Wächteramt auf der damaligen Erde abzuleiten. Er bewacht in der Mythologie nur wie die Drachen und andere Ungeheuer. Die wüthenden Hunde des Aktäon sind ein Nachklang der ursprünglichen Vorstellungen, während der Hund des Odysseus, ohne Zweifel ebenfalls dereinst ein Attribut des Todes, des Hermes als „Zorngottes", im Homer mit so viel Zartheit dargestellt wird. Wenn A. Weber in seinen „Indischen Skizzen", den Culturzustand des indogermanischen Urvolkes schildernd, sagt: „Der Hund beschützte die Heerde" (S. 9), so ist dies offenbar zu viel aus der Gemeinsamkeit des Namens geschlossen, und ich halte es für wahrscheinlicher, daß jenes Urvolk den Hund nur in ungezähmtem und mindestens halbwildem Zustande gekannt habe. Die „indischen Hunde" der Perser bei Herodot (I, 192) kommen natürlich für eine soviel ältere Zeit nicht in Betracht. — Ueber Fuchs und Schakal s. Anm. 88.

[113] (S. 294.) Entlehnung zwischen Semiten, Indogermanen und Aegyptern. — Daniel 3, 5. 10. 15. Vers 10 ist sîfonja geschrieben. Das griechische συμφωνία bedeutet dasselbe Instrument (Schalmei) wahrscheinlich bei Pollux 26, 10, 5. Auch verweist Gesenius auf Servius zu Aen. XI, 27 und Isidori Or. III, 21 und auf das italienische sampogna; vielleicht aus σίφων, Röhre. — In psanterin zeigt sich, wie Renan bemerkt (hist. gen. des langues sém., p. 278 note 1), ebenso wie in Sanhedrin aus συνέδριον schon die vulgärgriechische Endung in für ιον, woraus noch später i ward. — Aus sambuca ist franz. saquebute, also wohl auch unser Sackpfeife entstellt. — Sollte viola, mittellat. vitula, mit dem indischen vînâ in Verbindung zu bringen sein? — Zu dundubhi und dem hebr. tof sind noch die gleichbedeutenden arabischen dubdâbun und duffun zu stellen. — Das hebräische lischkah (oder nischkah), Halle, Gemach (einmal 1 Sam. und 2 Kön., häufig bei Jeremia, Ezechiel, Nehemia), ist entlehnt aus λέσχη, das sich schon in der Odyssee findet. Umgekehrte Entlehnung hat besonders bei Namen von Naturproducten stattgefunden, z. B. σίκυς Gurke, qischschû; man vergleiche die interessante, von Benfey (gr. Wurzell. I, 442) aufgestellte Reihe: hebr. schiqmah, slav. smokva, goth. smakka, συκάμινος, συκέη, ficus, Feige. Βάτραχος ist von Frosch zwar schwerlich zu trennen; aber noch weniger von dem allgemein semitischen sefardeâ, dem es in einer frühen Zeit (etwa in einer Form σφαρθαχος) entlehnt worden sein muß. Auch σκορπίος erinnert auffallend an âqrab. Das bereits der Genesis angehörige pilegesch, chald. pilakta, πάλλαξ, pellex, ist jedenfalls schon im Hebräischen Fremdwort. Ξίφος, Schwert, ist vielleicht das ägyptische schopsch; κάραβος, Käfer, vielleicht chepr. Κιβωτός, Kasten, „Arche", ist gewiß richtig als dissimilirt aus dem chaldäischen tebûta, hebr. tebah erklärt worden; dieses selbst ist aber wahrscheinlich das ägyptische teb (Ewald, angef. v. Rénan p. 191). — Sehr räthselhaft sind einige Wörter, die durch den semitischen und indogermanischen Sprachstamm zugleich hindurchgehen, so daß man versucht wird, an Entlehnung schon unter den Urvölkern zu glauben. So vor allem qeren, Horn, cornu u. s. w. (s. Diefenbach, goth. Wörterb. II, 539), während man doch schwerlich die Bekanntschaft mit gehörnten Thierarten den Semiten wird absprechen wollen. Vgl. schor, ταῦρος, Stier. Ὄσχη, ὄρχις könnten vom hebr. eschek, äth. eskit, vgl. arab. iskatun, entlehnt scheinen; aber wie verhält sich dazu das sanskr. muschka, das die beiden Bedeutungen des hebräisch-arabischen Wortes hat?

[114] (S. 295.) Jambl. adhort. ad phil. Symb. 34, p. 372 ed. Kiessling. — Eust. 1397, 47. Mart. Capella ed. Kopp lib. 4, §. 337 mit Kopp's Noten; lib. 6 §. 575. 586.

[115] (S. 296.) Plutarch's „Ob ein Greis die Verwaltung" u. s. w.

p. 786. Vgl. Cic. Tusc. 5, 23: a pulvere et radio mit Bezug auf Archimedes; de fin. 5, 19. Archimed's Tod s. Liv. 25, 31. Val. Max. 8, 7 scheint anzunehmen, daß der pulvis, worauf Archimed Figuren gezeichnet, sich auf dem Boden befunden habe, da er ihn in terram blicken läßt. Nach Plutarch (Marc. 19) war Archimedes auf seinem Zimmer in mathematische Zeichnungen vertieft, als Syrakus eingenommen wurde. Ein Soldat drang in sein Zimmer und tödtete ihn trotz seiner Bitte, ihn zuerst seinen Beweis vollenden zu lassen. Nach einer andern Erzählung (ebd.) wurde er auf der Straße ermordet, indem Soldaten ein Kästchen mit Instrumenten, das er trug, für einen Schatz hielten.

116 (S. 296.) Kosmos II, S. 454 ff. — Nach Hadschi Chalfa hieß das Rechnen mit den indischen oder überhaupt mit Ziffern hisabu tachtin va turabin; tacht, das persische Wort für Thron, Sänfte, ist hier wohl abacus: also ratio abaci et pulveris. Eine andere Benennung ist hisabu tachtin va milin; milun ist Sonde (μήλη), Rührstab, vermuthlich also auch radius.

117 (S. 296.) Liv. 39, 6.

118 (S. 297.) „In von Murr's Journal zur Kunstgeschichte u. z. allg. Lit. VI, Nürnberg, 1778, S. 195—213 befindet sich ein Aufsatz von den Sprachen in Brasilien. Darin aus der lingua Brasilica vulgaris . . . . : 1 ojepe 2 mocoi 3 moçapyr . . Non plus ultra hodie numerant; legi nihilominus 1754 Abraxiensi nostra in missione ad fluvium Madeira in America, numerum quartum, sive 4, per monherondye expressum: grammatica fuit Brasilica, eaque antiquissima, auctore Ven. P. Josepho Anchieta anno 1597, 9. Junii Retiribae in Brasilia defuncto thaumaturgo et apostolo gentis illius, quam totis 44 annis indefessus excoluit. Reperi eadem in grammatica etiam 5, ambó: sed uterque hic numerus modo jam exolevit. Numeros igitur reliquos a Lusitanis mutuos accipiunt, videlicet 4 quatro 5 cinco etc." Pott, Zählm. S. 7.

119 (S. 298.) Ueber die hebräischen Zahlwörter für 6 und 7 siehe eine ähnliche Bemerkung Bopp's in seiner Untersuchung über die malayisch-polynesischen Sprachen, Berl. Abh. 1840, S. 211. — Das Suaheli, worüber wir wichtige Abhandlungen von Ewald und Gabelentz besitzen (Ztschr. d. d. m. G. I, 44 ff. und 238 ff.), ist voll von arabischen Fremdwörtern, z. B. damu Blut, karibu nah, farahu Freude, haribu zerstören, kulla alle; dahin gehören die im Text angeführten Zahlwörter. In Paar, par, haben wir, um des darin liegenden Nebenbegriffs willen, selbst ein Zahlwort für zwei entlehnt.

120 (S. 300.) Indische Skizzen, S. 8.

121 (S. 301.) Lassen's indische Alterthumskunde I, 855. 544.

[122] (S. 301.) Hesych. erklärt βορβορυγη durch κορκορυγή, und βορβορύζει für kyprisch statt γογγύζει. Vgl. auch Suid s. v. βορβορυγμός.

[123] (S. 301.) Zeitschr. f. v. Sprachf. I, 382.

[124] (S. 301.) Roth, zur Literatur und Geschichte des Weda, S. 16. Vgl. M. Müller's Rigveda oder die heiligen Lieder der Brahmanen, Leipzig 1857, S. 12. Desselben history of ancient sanskrit literature, besonders S. 230—249 über Çaunaka, wo Böhtlingk's Untersuchungen über Panini's Zeitalter aufs neue geprüft und ergänzt werden, um sodann ein Glied in dem bewundernswerthen chronologischen Ganzen zu bilden, das uns bis in die Urzeit der indogermanischen Bildung zurückführen soll. Jedermann muß die überraschende Aehnlichkeit des Verfahrens der Inder bei Abfassung der Pratiçakhja's und Anukramani's mit dem der Massoreten auffallen. Der Gedanke, die Bestandtheile eines heiligen Buches, von den Versen bis auf Elemente der Wörter herab, zu zählen, ist gewiß etwas, dessen zweimaliges Vorkommen einige Verwunderung erwecken darf. Auch der Zweck ist beide Male derselbe, nämlich den Text vor Verfälschung zu bewahren. Bedenken wir, wie viele Vergleichungspunkte die Brahmana's in ihrem Verhältniß zu den Hymnen bei aller sonstigen Verschiedenheit mit dem Talmud und seiner Stellung zur Bibel bieten, so wird man schwerlich umhin können, eine äußere Ursache für diese Uebereinstimmungen aufzusuchen. Gerade um die Zeit, auf die es hier ankommt, etwa ein Jahrhundert nach Alexander, drängt sich alles zusammen, um die geistigen Beziehungen Vorderasiens zu dem Osten sehr lebhaft erscheinen zu lassen. — Die wesentlichste Verschiedenheit der Massora von den Pratiçakhja's besteht darin, daß jene sich mit aller Bestimmtheit einem geschriebenen Texte anschloß, während die Veden nach Max Müller um jene Zeit nicht schriftlich existirten, jedenfalls von religiösem Standpunkte consequent als etwas Ungeschriebenes behandelt wurden. Die zweite Hauptaufgabe der Massora bestand demnach darin, die mündlich tradirte Aussprache des geschriebenen Textes ebenso, wie diesen selbst, unverfälscht zu erhalten. Hieraus entwickelte sich ein Accent- und Vocalschriftsystem, das schon als selbstständige Fortsetzung der Entwicklung der Buchstabenschrift von höchstem Interesse sein muß.

[125] (S. 301.) Petersb. Wörterb. s. v. atisparça.

[126] (S. 301.) Nach Benfey ist barbara aus dem Griechischen entlehnt. Von re varvara im Hitopadeça könnte dies gelten. Ob aber von barbaratâ?

[127] (S. 302.) Cic. de or. 1: „Rhetorik".

[128] (S. 302.) Ovid. V trist. X, 37.

[129] (S. 303.) Strab. XIV, 662.

[130] (S. 303.) J. Alt. I, 855. Çatapathabr. 3, 2, 1, 24, wird

gesagt, daß ein Brahmane nicht falsch sprechen solle (na mlecchet), wie die Dämonen thun, indem sie statt he'rajo (Feinde!) sagen: he'lajo oder he'lavo (S. Weber ind. Lit. S. 170). Nach Muir ist dieses alavah die aus dem Sanskritworte arajah entstandene Form des (prakritischen) Magadhi-Dialectes (s. Kuhn's Anzeige von Muir's original Sanskrit Texts, Parts II. III. in Beitr. III, S. 242). Es ist vielleicht zufällig, aber immerhin bemerkenswerth, daß auch hier die Verderbung des r in l den Barbarismus ausmacht. Auch die ägyptische Sprache, die der hebräische Ausdruck als barbarisch bezeichnet, ist bekanntlich in Beziehung auf die Unterscheidung zwischen r und l unvollkommen. Wenn vergleichbare Wörter, z. B. Eigennamen, mit solchen Abweichungen der Aussprache dem Begriff des Barbarismus zu Grunde lagen, so mochte das in dem Worte enthaltene r oder l auf eine Abweichung gerade in dieser Richtung führen, und ebenso das l in mleccha.

131 (S. 303.) Welsch. — Ztschr. II, 252 ff. Vgl. Pott ebd. 114, wo auch aus Miklosich radd. p. 10 angeführt ist: „slavi enim homines latine loquentes vlachy (balbos) appellabant." Dagegen schreibt Miklosich im XII. Band der Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1861 (s. Diefenbach's Anzeige, Ztschr. XI, S. 282), dem Namen Wlachen die Grundbedeutung „Celten" und celtischen Ursprung zu; die Deutschen hätten ihn auf die Romanen angewandt, die Slaven ihn von den Deutschen ebenso angenommen. Diefenbach knüpft an einen von Künßberg auf andere Weise mit dem Worte in Verbindung gebrachten gallischen Völkernamen an, der von Cäsar erwähnt wird: „Die Germanen nannten nicht bloß die romanisirten Kelten Walchen, sondern auch, in Britannien sicher, die bis heute in ihrer Volksthümlichkeit verbliebenen. Nun waren die ersten Kelten, welche sie als unmittelbare Nachbarn kennen lernten, wahrscheinlich die Volcae Tectosages (Caes. B. G. VI, 24, 59), und nach zahlreichen Analogien konnten sie den Sondernamen der herkynischen Nachbarn für deren sämmtliche Stammverwandte beibehalten, und der gallische Wolk ein deutscher Walh, Wealh werden." Ob demnach eine Zusammenstellung mit mleccha überhaupt noch möglich bleibt, muß ich dahingestellt sein lassen.

132 (S. 303.) Ztschr. II, 258.

133 (S. 304.) S. Adelung unter Rotwelsch.

134 (S. 304.) Vgl. Rénan, hist. gén. et syst. comp. des langues sémitiques. Paris 1855, p. 33, not. 3.

135 (S. 305.) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, 9. Vorl., S. 313 der Böttger'schen Bearbeitung.

136 (S. 306.) Ebend. II, 3. Vorl., S. 94.

137 (S. 306.) Aeschines 84, 6. Vgl. Demosthenes, S. 319, 12. Pollux verbindet (IV, 69) *τόνον καὶ ἰσχὺν τοῦ πνεύματος*, vom Flöten-

spieler, wie Lucian (Lob des Dem. cap. 7): διαρκεστέρῳ τόνῳ πνεύματος vom Schauspieler.

138 (S. 306.) Xenophon, über die Jagd, 6, 20.

139 (S. 307.) Τόνος. — Sext. adv. mus 46, p. 366: „Τῶν συμφώνων διαστημάτων τὸ μὲν πρῶτον καὶ ἐλάχιστον διὰ τεσσάρων (Quarte) οἱ μουσικοὶ προςαγορεύουσι· τὸ δὲ μετὰ τοῦτο μεῖζον διὰ πέντε (Quinte), καὶ τοῦ διὰ πέντε μεῖζον τὸ διαπασῶν (Octave). Πάλιν δὲ τῶν διαφώνων διαστημάτων ἐλάχιστον μέν ἐστι καὶ πρῶτον παρ' αὐτοῖς ἡ καλουμένη δίεσις, δεύτερον δὲ τὸ ἡμιτόνιον, ὅ ἐστι διπλοῦν τῆς διέσεως, τρίτον ὁ τόνος, ὅς ἐστι διπλάσιον τοῦ ἡμιτονίου." Aristox. harm. el. I, 21 (Meib.): „ἔστι δὴ τόνος ἡ τῶν πρώτων συμφώνων κατὰ μέγεθος διαφορά." Ueber den Gegensatz von τόνος, Spannung, ganzer Ton, und δίεσις, Nachlassung, Theil eines ganzen Tones (vom halben bis zum Viertelston) s. Plut. über die Seelenschöpfung im Timäus, S. 1019. Die Pythagoreer bezeichneten den musikalischen Intervall τόνος mit 27, der Zahl der Tage des periodischen Monats (ebd. S. 1018). Plinius (II, 20) sagt, daß Pythagoras die Entfernung des Mondes von der Erde τόνος nenne, und entsprechend die Entfernung des Mercur Halbton u. s. w.

140 (S. 307.) Τάσις. — De san. tuenda 5, 10 (von der Erhebung der Stimme bei Declamirübungen). Chrysippos (bei Plutarch, Widersprüche der Stoiker §. 28, S. 1047) erwähnt die der Stimmhöhe entsprechende Action des Redners mit dem Ausdruck „τῶν οἰκείων ὑποκρίσεων κατὰ τὰς ἐπιβαλλούσας τάσεις τῆς φωνῆς," also wie τόνος τῆς φ. In grammatischem Sinn findet sich bei Porphyr (περὶ προςῳδίας in Villois. anecd. II, 103) die Definition ausgeführt: ἡ προςῳδία τάσις ἐστὶ φωνῆς ποιὰ, ἤγουν ποιότητά τινα ἔχουσα ἦχον· ἡ γὰρ ἐπιτεταμένη ἐστὶν, ἡ ἀνειμένη, ἡ μέση. Unter Prosodie, heißt es ferner (S. 105), seien nicht nur die Accente zu verstehen, wie Einige, durch das Wort τάσις irregeführt, gemeint hätten, sondern auch Quantität u. s. w. Dann wird (S. 109) vom Accent gesagt: τόνος οὖν ἐστὶν ἐπίτασις, ἢ ἄνεσις, ἢ μεσότης συλλαβῶν εὐφωνίαν ἔχουσα. Τὸ μὲν οὖν ἐπίτασις ἐτέθη καὶ ἐν τῷ ὁρισμῷ διὰ τὴν ὀξεῖαν, τὸ δὲ ἄνεσις διὰ τὴν βαρεῖαν, τὸ δὲ μεσότης διὰ τὴν περισπωμένην. Bei Aristoxenos (p. 10) heißt ἐπίτασις die Steigerung des Tones von der Tiefe zur Höhe, ἄνεσις die Senkung von der Höhe zur Tiefe, was dem Gegensatz von τόνος und δίεσις parallel ist. Ebenderselbe erklärt τάσις (relative Höhe): οἷον μονή τις καὶ στάσις τῆς φωνῆς.

141 (S. 307.) In der fälschlich dem Euclid zugeschriebenen introd. harmonica lesen wir zwar (p. 19 Meib.): „τόνος δὲ λέγεται τετραχῶς· καὶ γὰρ ὡς φθόγγος (Ton), καὶ ὡς διάστημα (Intervall), καὶ ὡς τόπος φωνῆς (Tonart), καὶ ὡς τάσις (Höhe);" aber die erste dieser Bedeutungen

wird nur auf den Dichterausdruck ἑπτάτονος λύρα gestützt, und dieser heißt vielmehr „siebensaitig", vgl. dort den Gegensatz δεκάχορδος. Bei den Definitionen im Eingange derselben Schrift bekommt τόνος nur die dritte Bedeutung und ist von φθόγγος unterschieden. Richtiger sagt auch Aristid. Quint. de mus. lib. I, p. 22: τόνον δὴ κατὰ μουσικὴν καλοῦμεν τριχῶς· ἢ γὰρ ὅπερ τὴν τάσιν, ἢ μέγεθος ποιὸν φωνῆς, οἷον ᾧ διὰ πέντε τοῦ διὰ τεσσάρων ὑπερέχει, ἢ τρόπον συστηματικὸν οἷον Λύδιον ἢ Φρύγιον. Aristoxenos, ein unmittelbarer Schüler des Aristoteles, gebraucht τόνος nur in den letzten beiden Bedeutungen; von einer Vermischung mit φθόγγος ist bei ihm keine Spur; der Gegensatz zwischen beiden Wörtern tritt besonders in seinem dritten Buche scharf hervor. Die Verwechselung, die den Gebrauch des Wortes in den modernen Sprachen bestimmt hat, ist sehr jung, und hängt mit der oft mißverständlichen Verwendung zusammen, die die Trümmer der alten Wissenschaft bei dem Aufbau dieser Sprachen gefunden haben. Man kann mir noch die platonische Stelle (Staat X, 617) entgegenhalten: „φωνὴν μίαν ἱεῖσαν, ἕνα τόνον", von den acht Sirenen, welche je auf einer der von den Seligen zu erschauenden Himmelssphären (ohne Zweifel der Reihe nach) einen Ton singen, so daß aus allen acht eine Octave gebildet wird (ἐκ πασῶν δὲ ὀκτὼ οὐσῶν μίαν ἁρμονίαν ξυμφωνεῖν); ich bin aber fest überzeugt, daß das ganz müßige ἕνα τόνον eine irrthümlich (vielleicht aus Plutarch, Seelensch. 1029) in den Text gekommene Glosse ist, und Plato vielmehr Ton durch φωνή ausgedrückt hat.

142 (S. 308.) Sen. nat. quaest. II, 56.

143 (S. 309.) Ztschr. f. vgl. Spr. IV, 7; auch II, 237. Leo Meyer (vergleichende Gramm. des Lat. und Griech. I, S. 406) nimmt zwei verschiedene Wurzeln tan an: dehnen, wozu er tener und tenuis rechnet, und tönen, wozu er tonitru, Donner, τόνος und Sanskrit tâna stellt. Aber dieses tâna als musikalischer Kunstausdruck ist wohl griechisches Fremdwort, ebenso wie vielleicht das in Verbindung damit im Pantschatantra vorkommende grâma, Tonleiter, γάμμα, worüber oben Anm. 103. In der bei alten Grammatikern vorkommenden Bedeutung einer einförmigen, accentlosen Recitation, Monotonie (Katjajana bei M. Müller Z. d. d. m. G. IX, p. XLVI) kann tâna kaum etwas anderes sein als „Dehnung" der Aussprache.

144 (S. 309.) Vgl. Kuhn, Ztschr. VI, 152 ff.

145 (S. 311.) Plato, Staat II, 364 e.

146 (S. 311.) Grimm, die Namen des Donners, Abh. der k. Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1854, S. 318.

147 (S. 311.) S. Zenodot's und eines Ungenannten Verzeichnisse von Thierstimmen hinter Valkenaer's Ammonios S. 228 f.

148 (S. 312.) Aristophanes Ach. 548.

149 (S. 312.) Ztschr. IV, 8.

150 (S. 314.) Richard Lepsius, über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in den indogermanischen, semitischen und koptischen Sprachen. Berlin 1836, S. 108.

151 (S. 314.) Klaproth's Asia polyglotta, Sprachatlas, Tafel XI.

152 (S. 314.) S. Castren's Versuch einer jenisei-ostiakischen Sprachlehre, herausgegeben von A. Schiefner. Petersb. 1858, §. 86 und 149.

153 (S. 314.) S. Schott, in Abh. der Berl. Akad. 1858, S. 13.

154 (S. 314.) Kawisprache II, 261.

155 (S. 315.) Bopp, die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indo-europäischen, Abh. der Berl. Akad. 1840, S. 195. Vgl. die ähnliche Bemerkung von Du Ponceau, mémoire, p. 59.

156 (S. 315.) Buschmann, systematische Worttafel des athapaskischen Sprachstammes, S. 522 und S. 547 Anm. Desselben Abhandlung über das Apache (Abh. der Berl. Akad. 1860, S. 237.)

157 (S. 315.) S. Pott, die quinäre und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile, Halle 1847, S. 46.

158 (S. 315.) Zimmermann, a grammatical sketch of the Akra or Gã-Language. Stuttgart 1858, II, p. 410.

159 (S. 316.) A. de Humboldt, essai politique sur le roy. de la Nouvelle-Espagne, p. 332 (die Orthographie ist die spanische). Vgl. Pott, S. 63.

160 (S. 316.) Latham, elements of comparative philology, London 1862, p. 408. Du Ponceau, mémoire, S. 59. Pott, S. 65 und 68.

161 (S. 316.) Koelle, polyglotta Africana, London 1854. Die Zahlwörter der Fulbe von 1—10 sind: go, didi, tati, nai, dschoï, dscho ve go, dscho ve didi, dscho ve tatti, dscho ve nai, sappo. S. Barth's Centralafrikanische Vocabularien. Gotha 1862, I, S. 8—10.

162 (S. 316.) Im Haussa ist schidda, im Maba settal sechs. Barth leitet das erstere von scha dea, „und eins"; er bestreitet die Herleitung Schön's aus dem Arabischen, gibt diese aber für das Maba-Wort zu. Wahrscheinlich ist auch in diesen beiden Zahlwörtern die Zahl drei enthalten, wie in dem der Galla.

163 (S. 317.) Klaproth, Asia polyglotta, p. 171.

164 (S. 317.) Grey, a vocabulary of the dialects of South Western Australia, 2. ed. London 1840. Preface p. XXII. Latham p. 351 ff.

165 (S. 318.) Die Zahlwörter der Batta (hido, pe, makin, fat, tuf, tokuldaka, tokulape, farfat, tambida, bu) s. Ztschr. d. d. m. G. VI, 413, von Barth, Auszug aus einem Briefe an Dr. Beke. — Tarahumara Pott S. 10 ff.

166 (S. 318.) Tahkali s. Buschmann, in Berl. Abh. 1855 „der athapaskische Sprachstamm." S. 207 f. Derselbe ebendas. 1860 „das Apache", S. 236 f.

167 (S. 318.) Klaproth's Sprachatlas LVI. Vgl. malgok, zwei, in Polarasien.

168 (S. 318.) Logone: 3 gachkir, 4 gade, 6 venachkir, 8 venyade. (Barth, Centralafrikanische Vocabularien.)

169 (S. 318.) Zählmethode S. 123 und 144.

170 (S. 319.) Zählung der Bassuto. Sanskritzahlwort bei denselben. — Benfey's Wurzellexicon I, 243, und kurze Sanskritgr. S. 323, Anm. 1. — Eine sehr wichtige Bestätigung und Erläuterung für die Etymologie des Zahlwortes und den ganzen im Text behandelten Gegenstand, sei es mir gestattet, aus Schrumpf's Abhandlung „Sessuto. Ein Beitrag zur südafrikanischen Sprachenkunde" (Ztschr. d. d. m. G. XVI, 448) hier nachzutragen. „Die Adjectiva numeralia in der Sessuto-Sprache", heißt es daselbst (S. 463), „sind sehr weitläuftig und etwas unbeholfen. Deswegen ist eben das Zählen, wenn die Zahl der zu zählenden Gegenstände beträchtlich ist, eine für den Eingeborenen fast riesenhafte Sache. Beim Aufzählen, wenn es über Hundert geht, müssen in der Regel immer drei Mann zusammen die schwere Arbeit verrichten. Einer zählt dann an den Fingern, welche er einen nach dem andern aufhebt, und damit den zu zählenden Gegenstand andeutet oder wo möglich berührt, die Einheiten. Der Zweite hebt seine Finger auf (immer mit dem kleinen Finger der linken Hand beginnend und fortfahrend bis zum kleinen Finger der Rechten) für die Zehner, so wie sie voll werden. Der Dritte figurirt für die Hunderte. Mit den ersten Zahlen engue (eins), peli (zwei), taru (drei), 'ne (vier), tlanu (fünf) etc. würde man schon auskommen. Aber mit acht, e robileng meno e le meli (d. h. wörtlich: es sind gebrochen, welche sie sind zwei Finger), sowie mit neun, e robileng mono o le mong (er ist gebogen Finger, er ist einer), fallen wir in die schwerfälligste Zählmethode, die man sich denken kann." Schrumpf's Auffassung von „gebrochen" als „gebogen", — wenn sie sicher steht — würde für Entstehung aus mimischer Bezeichnung, und zugleich sehr für Benloew's Erklärung von acht als „les deux recourbés" (v. anc, s. o. Anm. 60) sprechen. — Ich bemerke noch, daß taru, drei, mit dem polynesischen Zahlwort zusammentrifft und vermuthlich entlehnt ist. Vgl. noga, Schlange, (Casalis, ét. sur la langue séchuana, p. 2) mit sanskr. nâga, und siehe Anmerk. 104 und S. 381.

171 (S. 320.) In dem mehrfach angeführten Werke: „Die quinäre und vigesimale Zählmethode".

172 (S. 326.) Ṣair, âṣum. Die samaritanische Wurzel gedal. — Notker Ps. 46, 5. Ulfilas, Ep. ad Rom. 9, 12. Die Tradition

hat nie über die Auslegung „älter“ und „jünger“ geschwankt; vgl. Targ. Jon. zur Stelle. Es liegt indessen in dem hebräischen Ausdruck noch der Doppelsinn: „(ein Volk wird mächtiger werden, als das andere) und das zahlreichere wird dem geringeren dienen.“ So Jes. 60, 22: der Geringe (haṣṣaír) wird zu einem zahlreichen (áṣum) Volke werden. 'Aṣum heißt nicht mächtig, wie es übersetzt zu werden pflegt, sondern zahlreich; von einem mächtigen Individuum kann das Wort nicht gebraucht werden. Die Substantive óṣem, óṣmah, die (im Ganzen dreimal) für „Stärke“ vorkommen, sowie ohne Zweifel ein späterer (mit dem Arabischen zusammentreffender) Sprachgebrauch scheinen zu dieser Mißdeutung geführt zu haben, die für das Zeitwort nur an drei Stellen im Buch Daniel einen Anhalt hat (8, 8. 24. 11, 23.) und durch alle Uebersetzungen und Commentare hindurchgeht, aber durch den Zusammenhang und oft auch den Parallelismus widerlegt wird. Das Adjectiv ist durchaus synonym mit rab; der Plural áṣumim heißt auch, wie rabbim, (die Vielen, Mehreren) Ueberzahl, Menge; so: baáṣumâv (Ps. 10, 16), wie rabbâv (Job. 16, 13), seine Schaar. Daher die Verbindung áṣum varab, von einem zahlreichen Volk (5. Mos. 9, 14. 26, 5; umgekehrt: 2. Mos. 1, 9. 5. Mos. 7, 1. Joel 2, 2, und in Zeitwortform 2. Mos. 1, 7. 21.). Ṣaír kommt sonst in der Genesis nur für „jünger“ vor (48, 14. 43, 33. 19, 31. 34. 35. 38. 29, 26.), überall im Gegensatz zu erstgeboren, ebenso Jos. 6, 26.; 1. K. 16, 24.; jung (mit dem Zusatz „an Tagen“) Job. 32, 17. 30, 1.; gering an Zahl heißt es nur Micha 5, 1., da der Begriff „wenig“ der Ableitungsform miṣâr eigen ist; an den übrigen Stellen tritt die Bedeutung „mißachtet,“ die auch das Verbum hat (vgl. Job. 14, 20), deutlicher hervor. Die Nebenbeziehung auf das Bevölkerungsverhältniß der Nachkommenschaft ist in dem absichtlich dunkeln prophetischen Ausspruch gewiß nicht zufällig; aber der Zusammenhang, wo die Erstgeburt Esau's und sein Verhalten in Betreff derselben erzählt wird, sowie die Stelle in dem Segen Isaak's: „Sei Gebieter deiner Brüder“ (27, 39) und seine Mittheilung darüber an Esau: „Ich habe ihn dir zum Gebieter gemacht und alle seine Brüder ihm zu Knechten gegeben“ (37) zeigt, daß die Persönlichkeit der Stammväter jedenfalls zugleich ins Auge gefaßt ist. — Im Syrischen ist zúro „klein“, im talmudischen Dialect zuṭra, zuṭa, mit einer Verwechslung von ' und t. — Seit rabbu als assyrischer Ausdruck für „groß“ feststeht, ist die Isolirung des hebräischen gadol, welche mit der oben vermutheten Stellung der Sprache innerhalb des Stammes übereinstimmt, noch weiter bestätigt. Zwar wird in den interessanten samaritanischen Liedern, die Gesenius veröffentlicht hat, die Wurzel gedal mehreremale für groß verstanden; aber irrthümlich, da sie vielmehr absondern bedeutet. Die ersten Verse sind zu übersetzen: „Schöpfer der Welt, wer schätzt deine Größe

(rabjanak), du hast sie mit Größe (rebu) in sechs Tagen geschaffen. In deiner wahren, großen (rabba) Lehre lesen und erkennen wir: an jedem Tage von ihnen hast du Schöpfungen gesondert (gaddalt); gesondert (gedilin) durch deine Weisheit, thun sie deine Größe (rebutak) kund, zeigen, daß deine Gottheit nur dir allein (legadlak) gehört." Die Sonderung der Schöpfung ist eine Anspielung auf den ähnlichen, mehreremale wiederholten Ausdruck des ersten Capitels der Genesis. Gadlak, „du allein", steht auch Lied 2, Z. 1: „Du allein bist Schöpfer und Alles ist durch deine Hand geschaffen"; Z. 3: „Du bist einzig für dich allein (legadlak)"; Z. 12: „Du selbst (legarmak) hast geschaffen, und du allein (legadlak) seiest gelobt." Es gleicht also dem hebräischen lebaddeka, ebenfalls von dem Grundbegriff „absondern", und ist verwandt mit dem hebr. gazal, losreißen, rauben. Der Begriff groß ist dagegen, wie man bemerken wird, auch hier immer mit der Wurzel rab gegeben, wie von dem aramäischen Charakter des samaritanischen Dialectes zu erwarten ist.

173 (S. 326.) Vgl. Pott, etym. Forschungen, erste Ausg. II, 254. Grimm, d. Gr. III, 651.

174 (S. 332.) Klaproth, Asia polygl., S. 242. Vgl. Humboldt, über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachb., S. CCCC. Pott, etym. Forsch., 2. Aufl. II, 1, 852; Ders. Ztschr. II, 126, und Ersch und Gruber „Geschlecht" S. 409. Eine auf Ehrfurcht deutende Bezeichnung des älteren Bruders im Sanskrit scheint auch arka zu sein, s. B.-R. u. d. W.

175 (S. 332.) Riggs, grammar and dictionary of the Dakota-language, Washington 1852.

176 (S. 334.) Bruderpflicht nach den „heiligen Geboten" der Chinesen. — Meng-tse, Abschn. Kao-tse, 2. Das erste der sog. heiligen Gebote, die von dem Kaiser Kang-hi verfaßt, und von seinem Nachfolger Jung-tsching commentirt, dem Volke wie eine Art politischer Predigt officiell und regelmäßig vorgelesen und erklärt werden, lautet: „Uebe Elternliebe und Brüderlichkeit (hiao ti), um den Pflichtverhältnissen der Menschen zu genügen." Dazu heißt es in der Erklärung Jung-Tsching's: „Täglich, beim Ein- und Ausgehen, müssen die Jüngeren die Aelteren um Erlaubniß befragen. Beim Essen und Trinken ihm den Vorrang lassen, im Gespräch ihm nachgeben, im Gehen hinter ihm zurückbleiben, im Sitzen und Stehen den niedrigeren Platz einnehmen: das sind die Pflichten des jüngeren Bruders."

177 (S. 334.) Pflichten der Brüder nach griechischen Schriftstellern. — Il. 6, 518. 10, 37. 22, 229. 239. Ueber die gegenseitigen Pflichten des älteren und jüngeren Bruders finden wir selbst bei Plutarch Sätze wie die folgenden: „Da den Aelteren Fürsorge, Führung,

und Ermahnung obliegt, den Jüngeren aber Ehre, Nacheiferung und Folgsamkeit —" und: „Unter den vielen Ehrenerweisungen, die den Jüngern gegen die Aelteren geziemen, findet der Gehorsam die größte Anerkennung." (Ueber die Bruderliebe, S. 487.) Vgl.: „wie ein Vater oder älterer Bruder", Plato, Apologie, S. 31. Gastm. S. 220.

178 (S. 335.) Ausdeutung. „Jedem das Seine." — Daß diese Art der Deutung (für die übrigens nur im Hebräischen ein Kunstausdruck ausgeprägt wurde, nämlich midrâsch), bei orientalischen Völkern ziemlich allgemein ist, wird man weniger auffallend finden, als daß sie selbst Plato in aller Form auf die Gedichte älterer Lyriker und Homer's angewendet hat. Man vgl. z. B. die Behandlung des Satzes von Simonides, der durch Aufnahme als Definition von Seiten der römischen Rechtslehrer (schon Cic. de fin. 5, 23) bekannt geworden ist: „Jedem das Seine geben, sei gerecht." Staat I, p. 331 ff.

179 (S. 335.) Manu IX, 108—110. Specielle, den bisher angeführten analoge Regeln über das Betragen gegen Aeltere, M. II, 119 ff.

180 (S. 337.) Althochd. Uebers. von Mart. Cap. de nuptiis, herausgegeben von Graff, Berlin 1837, S. 127. — Frotoro, wörtlich „klüger"; klug und dumm sind bekanntlich in der altdeutschen Literatur Synonyma für alt und jung.

181 (S. 340.) Ebend. S. 64. Hymn. hom. Merc. 431. Plato, Gesetze IX, 855: *ἑξῆς . . . κατὰ πρέσβιν ἰζέσθω.*

182 (S. 341.) Hehr, höher. Frau. — Diefenbach spricht sich (goth. W. II, 491, wo der sprachliche Stoff mit größter Vollständigkeit gesammelt ist) zweifelnd über das Wort aus; er sagt von hêr: „trotz der comparativen Bedeutung ist in diesem r kein Comparativsuffix zu vermuthen." Aber besonders das Angelsächsische scheint mir dafür entscheidend, daß hehr allerdings ein Comparativ von hoch ist. Die Bedeutungen von hearra: höher und Herr, lassen sich nur mit der äußersten Willkür auseinanderreißen. Die Gewohnheit, in hea das auslautende h ausfallen zu lassen, besonders beim Antritt eines Consonanten (heane, altum, headho, altitudo, Grimm, d. Gr. 3. Ausg. 1, 367), die Analogie, welche darin mit neah oder nea, nah, (nean, prope ebd.) besteht, lassen es mir ganz unmöglich erscheinen, hear von near zu trennen, und nicht jenes aus heahr, wie dieses aus neahr zu erklären. Warum sollte nun nicht auch wie in nearer ein weiterer Comparativ von hear gebildet worden sein, nachdem die erste Comparativbildung nicht mehr als solche gefühlt war? Der Abfall des h ist überdies auch im Altnordischen wie in nâ, so in hâ (Nom. hâr, goth. hauhs, hoher) gewiß, und die dabei stattfindende unregelmäßige Verwandlung von auh in â (Grimm, ebendas. S. 457 und 475) ist, wenn wir den Comparativ haerri und Sup. haestr vergleichen (Diefenbach a. a. O.), ganz mit der im Althochdeutschen analog:

die Form hôiro (aus hau-iro) ging in hêro (aus ha-iro) über. Die Ursache dieser Unregelmäßigkeit ist wohl das unverträgliche Zusammentreffen sämmtlicher drei Grundvocale, nachdem das h ausgefallen war. Der Ausfall des h selbst ist aber wahrscheinlich in die Zeit noch vor der Spaltung der germanischen Sprachen zurück zu datiren. Wie aus magis vermuthlich schon vor der Lautverschiebung mais wurde, (ein dem späteren romanischen absolut gleicher Vorgang), so scheint von nah und hoch besonders im Comparativ eine Form mit abgefallenem Stammesauslaute dem germanischen Urvolk schon gemeinsam gewesen zu sein, da das Nordische, Angelsächsische und Hochdeutsche in Beziehung auf beide Adjective darin übereinstimmen. Warum aber gerade diese beiden? Wahrscheinlich hatten sie kv zum Auslaute: für hoch zeigen es die verwandten Wörter cacumen Gipfel, sanskr. kakud, kakubh; für nah das goth. nehv, Compar. nehvis. Das goth. hauhs ist also aus hahvs entstanden, und die verkürzten Comparative scheinen zuerst havis, nâvis gelautet zu haben (nach derselben Analogie wie goth. naus, navis, Todter, s. Anm. 41). Die Ableitung von hehr und Herr aus goth. hais, Fackel (Grimm, a. a. O., S. 94) wird, wie ich glaube, durch die im Texte aufgestellte Begriffsanalogie widerlegt. — Auch das gothische frauja, Herr, nebst Frau und Frohn, gehört jedenfalls, wie πρέσβυς, zu den zahlreichen Weiterbildungen aus dem Stamme von vor; vgl. etwa sskr. prâcja, der vordere, oder slavisch pervyj, der erste.

183 (S. 341.) Isidor. or. 7, 12. S. Diez, rom. W. signore. W. Grimm in Abh. der Berl. Akad. 1849, S. 415 ff., 1851, S. 235 ff., wo besonders die Verbindung mit vasallus bemerkenswerth ist.

184 (S. 343.) Cädmon's Genesis, V. 246 ff.

185 (S. 343.) Et. F. 1. Aufl. II, 288.

186 (S. 346.) Kölle, polygl. Africana 22, III, C a bis m.

187 (S. 346.) Zimmermann, Acra-lang., p. 357.

188 (S. 349.) Waitz, Anthropologie der Naturv. III, 17.

189 (S. 349.) Ebendas. III, 142.

190 (S. 349.) Pickering, über die indianischen Sprachen Amerika's, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Talvj, Leipzig 1834, Anmerk. 5, S. 63.

191 (S. 352.) Sollte auch θεός hierher gezogen werden dürfen? Deus (eigentlich dius, wie eunt für iunt) scheint mir nur als Entlehnung aus dem Griechischen erklärlich zu sein; wenigstens ist seine Zusammenstellung mit divus, dies, δῖος, Ζεύς, deva u. s. w. ebensowohl mit Schwierigkeiten — wenn auch kleineren — verbunden, wie die der letzteren Wortreihe mit θεός und θεῖος.

192 (S. 355.) Castren's Vorlesungen über die finnische Mythologie, aus dem Schwedischen übertragen von Schiefner 1853, S. 27 f. 30.

Mordtmann stellt dem aga, älterer Bruder, pascha mit der Bedeutung jüngerer Bruder entgegen, mit der Bemerkung, daß das heutige Türkisch diese Bedeutungen vergessen habe. (Ztschr. d. d. m. G. XVI, 54.) Pascha als Anrede an Jüngere ist noch jetzt nicht ganz ungebräuchlich. Das gegenwärtige türkische karndasch entspricht begrifflich und etymologisch genau den jüngeren Bildungen ἀδελφός, sodara u. dgl.

193 (S. 356.) Kawisprache II, 442.

194 (S. 360.) Manu IX, 97. William Jones hat zu seiner Uebersetzung des Manu aus Madanaratnapradipa die gesetzlichen Autoritäten gefügt, welche diese und andere dem späteren brahmanischen Bewußtsein höchlich widerstrebenden Bestimmungen für das vierte Weltalter, mit anderen Worten für die ganze eigentlich menschliche Vergangenheit, als nicht mehr gültig betrachten, da von da an die Menschen zu tief gesunken seien.

195 (S. 363.) Du Ponceau, mémoire etc. p. 151 f.

196 (S. 363.) Schoolcraft, the American Indians, Buffalo 1851, S. 267.

197 (S. 364.) Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus, Berlin 1860, S. 230.

198 (S. 364.) Bopp, vgl. Gramm. §. 113. Ewald, Ztschr. d. d. m. G. I, 49.

199 (S. 365.) Lateinische Genusregeln. Differenziirung. — So gewiß es ist, daß die Scheidung in Genera zuerst von wirklichen Anschauungen ausging, so wenig ist es doch zu bezweifeln, daß diese Scheidung in der Folge, wo keine anderen Gründe mehr vorhanden waren, sich anstatt derselben mit der lautlichen Analogie begnügte und ganze Classen von Substantiven einem Genus zuwies, das vielleicht einem derselben dereinst aus begrifflichem Grunde zugekommen war. Das Lateinische ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Hier sind z. B. die mit Muta auslautenden Stämme Masculina oder Feminina, mit alleiniger Ausnahme von caput (occiput, sinciput), halec, lac und cor. Warum das? Weil die lateinische Sprache die auslautende Muta im Nomen vermied, und derselben bei allen anderen Wörtern durch die Annahme des Nominativ-s aus dem Wege ging, dieses aber mit dem Neutrum nicht verträglich ist. Man wies also um eines bloßen Lautgesetzes willen eine ungemein beträchtliche Anzahl von Substantiven einem der beiden lebendigen Genera zu. Bei cor (aus cord, das Herz) war dies nach Wegfall des d überflüssig; bei lac verhinderte wohl der Wegfall des t eine weitere Veränderung; es bleibt also als einzige Ausnahme caput (das Haupt) zurück. Hâlec (woraus Häring) ist auch fem. (vielleicht jedoch nur in der Form halex); wie denn auch die Bedeutung zwischen Salzfisch und Lake schwankte. Alle anderen Neutra mit auslautender Muta traten

also in eine der beiden anderen Kategorien über; und zwar, wie es scheint, besonders in die des Femininums. Denn außer den beiden Endungen ex, gen. icis, und es, gen. itis, gibt es im Ganzen kaum 12 solcher Masculina (pes, lapis, paries, fons, mons, pons, dens nebst bidens und tridens, rudens, grex, calix, fornix, sorix und die schwankenden varix, adeps), abgesehen von griechischen Fremdwörtern, sowie von einigen elliptisch gebrauchten Adjectiven (z. B. oriens, auch quadrans nebst allen Theilen des as). Umgekehrt ist merges weiblich, und ebenso von Wörtern auf ex: die Pflanzen ilex, vitex und carex; forfex, forpex (ex ist nicht Endung); schwankend: rumex und cortex; Neutrum ist das Kraut atriplex (atriplexum), ἀτράφαξις, als wäre es ein Adjectiv auf plex. Daß die Neutra der sogenannten Adjective Einer Endung das s nicht verlieren, hat natürlich ebenfalls nur in dem erwähnten Auslautgesetze seinen Grund. Das Griechische, in welchem ein ähnliches Gesetz noch umfassender und durchgreifender gilt, indem es auslautende Muta in keinem Worte duldet, und überdies auch nicht auslautendes l und m (das im Lateinischen in den Flexionsendungen auslautet, den Stamm nur in hiems schließt) hat aus demselben Grunde die Neutra solcher Adjective ganz geopfert. Die lateinischen Themen auf l, n, r, s, denen ein anderes Lautgesetz die Annahme des Nominativ-s verbietet, fangen eben darum an, sich dem Neutrum zuzuneigen. Man würde daher nach der Analogie von corpus u. s. w. auch in lepus, und nach der von jus, pus, rus, crus, rus, in mus und tellus ein Neutrum zu erwarten gehabt haben, wenn die Bedeutung nicht der Analogie entgegengewirkt hätte. Man kann in Beziehung auf mus an die längere Sanskritform mûschas, in Beziehung auf vultur an vulturius und gridhras (also vulturus) denken; doch scheint mus jedenfalls die ältere Form zu sein. Das Gesetz, keine Thiernamen sächlich werden zu lassen, scheint der Gesammtsprache der Indogermanen schon eigen gewesen zu sein, und mus ist daher im Sanskrit nur verlängert worden, um das Nominativ-s anhängen zu können. Das Griechische ist in Hinsicht der Gewohnheit, Verkleinerungen als Neutra zu behandeln, davon abgewichen (z. B. in τὸ θηρίον), dann in uneigentlichen Thiernamen: τὰ πρόβατα, τὰ μῆλα, τὸ ζῶον, τὸ ἄλογον (neugriechisch: das Pferd). Noch weiter geht das Germanische. Griechen und Germanen sagen im Gegensatze zu Indern und Römern: der Mann, die Frau, das Kind; neben garbha steht griechisch τὸ βρέφος, gothisch kalbô (weiblich, von einem weiblichen Thier), aber hochdeutsch das Kalb, in der Mehrheit mit der das Sächliche charakterisirenden Endung er, und das Rind, Pferd, Roß, Schaf, Schwein, Lamm (die beiden letzteren schon gothisch): als ob, in Folge steigenden Bewußtseins des Menschlichen, das Thier in die entgegengesetzte Kategorie gedrängt worden wäre. Die Seltsamkeit,

das Weib zu sagen (eine Art Verkleinerung), ist bekanntlich erst neuhochdeutsch. So eng also die Unterscheidung der Genera mit wirklichen Anschauungen verknüpft ist, so sehen wir sie doch andererseits auch, sobald diese ihre Wurzel abstirbt, dem Zufall anheimfallen. Der lateinische Auslaut i, der volle Freiheit hat, sich allen Kategorien anzuschließen (dem Neutrum als e in mare, dem Masc. und Fem. als is) vertheilt sich ganz willkürlich auf dieselben. Viele griechische Endungen, ja Wörter, schwanken in Beziehung auf das Genus; der Gebrauch hat bei manchen in dem einen Dialect ein anderes Genus als in dem anderen festgestellt, oft auch die Bedeutung nach dem Genus geschieden. Der letztere Vorgang führt auf das Walten des Zufalls in der Sprache zurück, das in der That hier unverkennbar ist. Für die Begriffsscheidung von animus und anima mag irgend ein künstlicher Anhalt aufzufinden sein; aber wenn man althochdeutsch der und das Meer ohne Unterschied (gothisch sogar die Meer), wie la mer neben il mare, dagegen nur der See sagte, und etwa seit dem 14. (oder gar 16.) Jahrhundert die Doppelform der und die See mit dem Begriffsgegensatz auftritt, der der früheren Zeit fremd war (s. Weigand syn. Wb. Nr. 1289, S. 369 und 371), so wird eine weitere Erklärung schwerlich versucht werden können.

200 (S. 366.) Schleicher, die Genusbezeichnung im Indogermanischen, Beitr. III, 92. Comp. §. 244. Bopp v. G. §. 134. 152.

201 (S. 367.) Art. „Geschlecht (grammatisches)“ in Ersch und Gruber's Encyclopädie LXII, S. 393—460. Tindall, a grammar and voc. of the Namaqua-Hotentot language, p. 26.

202 (S. 367.) Hahn, Grundzüge einer Grammatik des Herero, Berlin 1857, S. 18.

203 (S. 370.) Vgl. Gr. 2. Aufl. S. 245. W. v. Humboldt, „Ueber den Dualis.“ Berlin 1827. Von der Verbreitung des Duals ist die Rede S. 9 ff.

204 (S. 372.) Semitische Dual- und Pluralendung. — Nehmen wir an, daß aus avama sich ajama, und aus diesen beiden Urformen dann auma und aima, ohne Unterschied der Bedeutung gebildet hätten, so würde die Scheidung der Formen und Bedeutungen sich folgendermaßen ergeben. — Aus aima entstanden die hebräischen Formen sowohl des Duals als Plurals (ajim und îm, nebst ê.) In einigen Fällen lautet der hebräische Plural nach m auch în und î (melakîn, jamîn, åmmî). In den übrigen Zweigen des Sprachstammes ist die Verwandlung des m der Endung in n allgemein. Im Arabischen wurden die beiden Formen, die mit au und die mit ai, zur Unterscheidung des Nominativs von dem obliquen Casus benutzt. In Beziehung auf den Unterschied von Dual und Plural herrscht derselbe Gegensatz, wie

im Hebräischen. Die diphthongische Form ist dem Dual, die zur einfachen Vocallänge geschwächte dem Plural eigen. Daher nom. dual.: âni (für âna, durch Vocaldissimilirung s. Anm. 43, und dies für auna, nach dem bekannten Lautwandel, wonach z. B. auch die hebräische Endung ôt arabisch zu ât wird s. Anm. 25), cas. obl. ajni (für ajna, ebenfalls dissimilirt); nom. pl. ûna, c. obl. îna. Im Für- und Zeitwort ist die Dualendung â (für au) gegen û des Plurals. Aethiopisch: Plural ân (aus aun: das Aethiopische stimmt in der Verwandlung von au in â mit dem Arabischen überein); die Zehner, die hebr. auf îm, arab. ûna enden, zwanzig eingeschlossen, haben äth. â; der Dual, nur erhalten in keleê, zwei (hebr. kilâjim, zweierlei, arab. kilâni, beide), lautete ê (aus ai). Aramäisch: In den ältesten chaldäischen Stellen (Dan. 2, 34. 45. 7, 4) heißt Hände, Füße: jedajin, raglajin, später dem syrischen entsprechend jedîn, raglîn, scheinbar mit der Endung der Mehrheit, aber auch nur scheinbar, da diese bei jenen weiblichen Wörtern nicht die männliche Endung în hätte sein dürfen. Hier ist also die Dualendung ain in în geschwächt; dagegen geht mâtajin, zweihundert, (Esra 6, 17) in derselben späteren Zeit in mâtân über. Dies ist sonst die aramäische weibliche Mehrheitsbildung, mit der also hier scheinbar die des Duals zusammenfällt, wieder nur scheinbar: denn das fem. pl. steht hier daneben, und heißt meân. Die syrische Form für zweihundert ist mâtên, und bei allen Aramäern heißt zwei: terên, fem. tartên, der einzige mit einer selbstständigen Endung versehen gebliebene Dualrest des aramäischen Sprachzweigs. Was die weibliche Mehrheitendung ân betrifft, so ist hier die Schwächung von m zu n als Femininalbezeichnung benutzt, wie in den Endungen tem, ten u. a.; ob der Vocal aus au hervorgegangen, wie in der anderen weiblichen Mehrheitsendung ât, oder aus ai, wie in der männlichen Mehrheitsendung ajja, syrisch ê, bleibt zweifelhaft. — Wenn man die verschiedenen Formen au, ai, û, î, mit und ohne Zusatz eines ma, m, oder na, n, vergleicht, so muß man ihre Functionen für bloße Differenziirung einer ursprünglich ungetrennten halten. Da die Endung des Femininums der Mehrheit in den verschiedenen Sprachen (ot und ât) unzweifelhaft aus aut hervorgeht, t aber eben so sicher das Feminin bezeichnet, so bleibt für die Mehrheit hier wieder au übrig, so daß wir in au-ma eine Zusammensetzung zweier Suffixe vor uns haben. — Ich erwähne noch, für mâjim, schamâjim, als Pluralformen, die analoge chaldäische banâjin, bauende (Esra 4, 12 u. ö.). Für die Entstehung von ajim aus aum bietet schamerajin, Samaria, die chaldäische Form für schomeron, eine merkwürdige Analogie. Ein ähnlicher Lautübergang ist der von u zu i im hebr. und aram. êm, Mutter (für imm), arab. ummun; hebr. hêmma, hêm, sie (pl.) chald. himmon, arab. hum; weibl.: hebr. hênna, arab. hunna; hebr. lakem

euch, chald. lekom, arab. lakum u. s. w. Die letzten Beispiele zeigen wieder die Mehrheitsendung aum mit ihren Entartungen, und wir sehen Differenziirungen wie: um Mascul. un Femin., oder im Syrischen ûn Mascul. ên (aus ain) Femininum.

205 (S. 373.) Fr. Müller, der Dual im indogermanischen und semitischen Sprachgebiet. Wien 1860, S. 8.

206 (S. 375.) Semitische Comparativform. „Der jüngste Tag." Rabbuni. Vor. — Wahrscheinlich ist schilschom, vorgestern, eigentl. der dritte, dieselbe Form; vielleicht auch issaron, Zehntel. Wie das arabische thunjânun, der zweite, und schilton neben arabisch sultânun, chald. scholtan beweisen, ist die Form dissimilirt (s. Anm. 43); sie sollte schultaun u. s. w. heißen. Der Umkreis der dazu gehörigen Wörter ist sehr groß. Die Bedeutung der Form ist nicht bloß und nicht zuerst comparativisch; sie bildet u. A. nomina agentis, Abstracta und Vergrößerungsformen, woran der Comparativ sich zu knüpfen scheint. Im Chaldäischen findet sich ád ochorên, zuletzt (Dan. 4, 5; über die Endung ên s. Anm. 204). Die Bedeutung von acharon als zugleich comparativisch und superlativisch geht aus 1. Mos. 33, 2 hervor: „die erste (rischonah) ... die folgenden (acharonim) ... die letzten (acharonim)." — Der Ausdruck „jüngster Tag" ist zunächst Uebersetzung von dies novissimus, welches Jes. 30, 8 und Spr. Sal. 31, 25 für jom acharon (Zukunft, späteste Zukunft) steht; aber auch beacharit hajjamim wird in novissimis diebus übersetzt (so auch LXX Spr. 31, 25, wie Jes. 2, 2). Uebrigens gehören reschit und acharit zu den Wörtern, die keinen Artikel annehmen können (Anm. 27), womit eine bekannte Streitfrage über die Auslegung von 1. Mos. 1, 1 sich erledigt. — Was rabbuni betrifft, so verhält es sich zu ribboni, wie Schamschun oder Schemschun der syrisch-arabischen Aussprache zu dem hebräischen Namen Simson's; es ist also aramaisirte Aussprache des hebräischen Wortes, wogegen rabbân das im Aramäischen entsprechende ist. Die Uebersetzung des letzteren durch „unser Herr" ist falsch; es ist in dem Wort kein Pronomen enthalten, so wenig wie in rabbânân, Herren, Lehrer, (Mehrheit des vorigen, wie abahan, Väter): „unsere Herren" müßte rabbâtânâ heißen. Auch wird rabbânân in hebräischen Texten immer durch chakamim „Weise" wiedergegeben. Man vergleiche bet-rabban, „Lehrerhaus", Schule. — Vor (althochdeutsch fora, sanskr. parâ) und für (ahd. furi, sskr. pari) sind höchstwahrscheinlich Flexionen ähnlicher alter Comparative von ab (sskr. apa, ἀπὸ, vgl. apara). Eine Menge von Weiterbildungen aus der scheinbaren Wurzel dieses Comparativs zeigen die erstaunliche Keimkraft, die den indogermanischen Wortstämmen eigen ist; so im Deutschen: Fürst, Frau, fromm, frommen, fremd, früh, fern, firn, fort, fördern, fordern (eig. s. v. a. vorfordern), und vielleicht Frist und

frisch, das wohl eigentlich „später, vorgerückter" bedeutet, während das so nahestehende priscus die genau entgegengesetzte Bedeutung „früher, alt, veraltet" hat.

207 (S. 376.) Grimm, d. Gr. III, 583, wo er auch für nothwendig hält, „daß aus dem ersten Grad der zweite, aus diesem aber der dritte hervorsteige." S. 565 stellt er eine Trilogie des Activs, Passivs und Mediums, der Genera des Substantivs und der Grade nebeneinander. Siehe dagegen Leo Meyer in dem unter Anm. 218 angeführten Aufsatz über Tempusbildung, nach Ewald. Bopp leitet (vergl. Gr. §. 291) den Superlativ aus dem Comparativ ab, fügt jedoch hinzu: „obwohl ich keine theoretische Nothwendigkeit annehme, daß der Superlativ durch die Stufe des Comparativs müsse hindurch gegangen sein."

208 (S. 378.) Carey, a grammar of the Teloogoo language, S. 78. Andere Beispiele s. Pott, Zählmeth. S. 108 Anm.; Etymol. Forsch. II, 705; „Person (grammatische)" in Ersch und Gruber's Encyclopädie S. 59, und „Geschlecht (grammatisches)" ebd. S. 411 Anm.

209 (S. 379.) H. C. v. d. Gabelentz, die melanesischen Sprachen. Leipzig 1860, S. 90.

210 (S. 381.) Ebendas. S. 258.

211 (S. 381.) Uta als einfach zwischenstehende Partikel ist dem Rigveda und den altpersischen Inschriften eigen; ca findet sich in den letzteren nur ausnahmsweise. Dagegen hat das Zendavesta das postpositive ca, kaum ein einzigesmal (Yaçna 9, 72) dafür uta; an den wenigen, auffallend vereinzelten Stellen, wo dieses Wort sonst vorkommt, steht es correlativ (11, 4), oder es hat eine andere, emphatischere Bedeutung als und.

212 (S. 382.) Einfluß fremder Schriftsprachen. Neuschwedisch. Aethiopisch. — Bopp, mal. polyn. Spr. Berl. Abhandl. 1840, S. 210. Buschmann, Kawispr. III, 779 ff. Schon W. v. Humboldt hatte „eine aus viel ältern Zeiten, als die Uebertragung ganz geformter Sanskritwörter in die malayischen Sprachen herstammende, tiefliegendere Verwandtschaft beider Sprachen" in den Pronomen gefunden (Kawispr. II, 40, 70.). Gegen Bopp's Ansicht hat sich neuerdings auch Fr. Müller in seiner vortrefflichen Bearbeitung des linguistischen Theils der „Reise der österreichischen Fregatte Novara" (Wien 1867), die ich leider nur noch zu dieser Bemerkung benutzen konnte, entschieden ausgesprochen. — Ein deutliches Beispiel von der eindringenden und umbildenden Gewalt der Entlehnung auf die Sprache, liefert das Neuschwedische, oder überhaupt Neunordische, das dem Neuhochdeutschen ganz unvergleichlich näher steht, als die altnordischen Dialecte, wobei noch besonders auffallen muß, daß nicht nur der Sprachvorrath, sondern der ganze Satzbau unter Einwirkung einer fremden Sprache gerathen ist, die doch wesentlich als Schriftsprache Einfluß geübt haben muß. Aehnliches

läßt sich am Niederdeutschen beobachten, obwohl es hier weniger auffallend ist. — Von dem äthiopischen Satzbau, der, wie Dillmann (Gramm. S. 3) bemerkt, „durch seine Geschmeidigkeit, Mannigfaltigkeit und bewunderns-werthe Fähigkeit, längere Redetheile einander unterzuordnen und einzu-ordnen, dem griechischen auffallend ähnlich ist," kann ich eine der griechi-schen Literatur gegenüber selbstständige Entfaltung, wie sie derselbe Schrift-steller gleichwohl annimmt, unmöglich glauben; die Annahme der Schrift-richtung von links nach rechts bei einem Alphabet semitischen Ursprungs, zeigt die Bedeutung griechischer Schriftwerke für die äthiopische Lite-ratur deutlich genug.

213 (S. 383.) „Ueberblick des großen Oceans, seiner Inseln und Ufern." Chamisso's Werke, IV. Band.

214 (S. 383.) Humboldt, Kawisprache, II, 261. Vgl. Buschmann III, S. 807.

215 (S. 383.) Paar. — De Sacy. gr. ar. I, §. 702. 709. Humboldt, über den Dualis, S. 18. Der Begriff einer kleinen Vielheit hat sich in unserem Fremdworte paar sogar an den einer zusammengehörigen Zweiheit angeschlossen. Der große Unterschied gegen Zustände, wie die Australiens, beruht darauf, daß wir förmliche Zahlwörter daneben zur Verfügung haben.

216 (S. 384.) Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus, Ende. Buschmann in Kawispr. II, 269 ff.

217 (S. 384.) Gabelentz, S. 23. Vgl. Pott, über North-Island in Ersch und Gruber's Encycl. Art. Geschlecht (gramm.) S. 428.

218 (S. 385.) Grey, voc. of the dial. of S. W. Austr. p. XXI, sq. und 104.

219 Mémoire, p. 155.

220 (S. 386.) Pickering a. a. O., S. 4 ff.

221 (S. 388.) S. Leo Meyer, „über Tempusbildung und Perfecta mit Präsensbedeutung" in Or. und Occ. I, 201. Fr. Müller, „Einiges zur Theorie des semitischen Verbalausdrucks," ebd. III, 327 ff.

Berichtigungen.

S. 136 Z. 5 kaher lies khaher
S. 142 Z. 14 germanischen lies germanischen, slavischen
S. 152 Z. 27 άμμος lies ἄμμος
S. 177 Z. 18 pa-na-da-ta-sa lies pa-da-ta-va-sa
S. 185 Z. 15 qassada lies qaṣada
S. 255 Z. 27 âdâ lies adâ
S. 255 Z. 29 âdadâ lies adadâ.
S. 311 Z. 15 ὁμάζω lies ὀμάζω.

Geiger, Lazarus,

Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft

Bd.: 1

Stuttgart 1868